

Schlesischer Volks- und Haus-Kalender



1 ★ 9 ★ 2 ★ 2

Verlag: Bergland-Gesellschaft für Volksbildung m. b. H.
Schweidnitz

Der „Schlesische Volks- und Hauskalender“ wurde von Peter Dörfler in Verbindung
mit Dr. Johannes Eckardt und Karl Jakubczak herausgegeben.

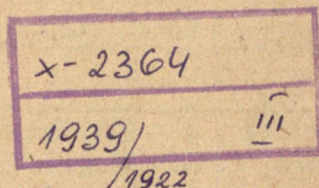
1972/25 Jajha

Schlesischer Volks- und Haus-Kalender für das Jahr 1922

1939.
III



30.000



Herausgegeben von Peter Dörfler
Bergland-Gesellschaft für Volksbildung m. b. H. + Schweidnitz

31 **Januar**

Eismonat / 31 Tage

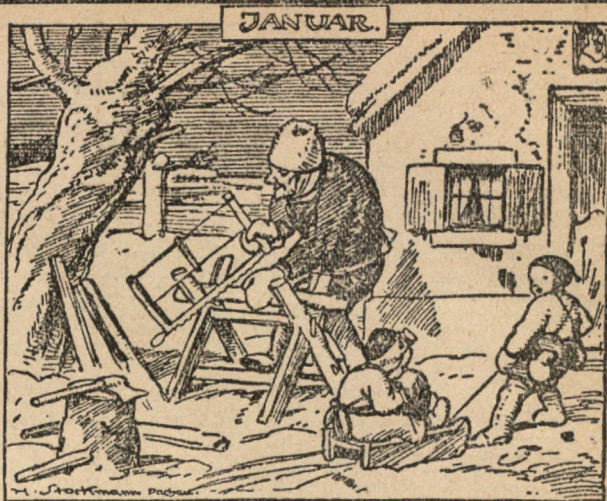
Erstes Viertel
6. vormittags 11 U. 24 M., mild
Vollmond
13. nachmittags 3 U. 36 M., kalt
Letztes Viertel
20. früh 7 U. 0 M., trocken
Neumond
28. früh 12 U. 48 M., Schnee

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s-			
	Ratholiken	Protestanten	Auf- gang	Unter- gang	Aufg.	Aufg.	Unter- gang	Aufg.
1. Sonntag. Beschneidung Jesu. Luk. 2, 21.								
1 Sonntag	Neujahr, Odilo	Neuj., Jes.	8 13 4 22		9v39	8n 3		
2 Montag	Namen Jesu, Adelhard	Abel, Seth	13 23		10 6	9 4		
3 Dienstag	Genoveva, Vertila	Enoch	13 24		10 31	10 6		
4 Mittwoch	Titus, Rigobert	Isabella	12 25		10 55	11 7		
5 Donnerst.	Emilie, Baldrich	Simeon	12 27		11 18	—		
6 Freitag	Gl. 3 Könige	Erstg. Chr. P	12 28			12v 9	11v42	
7 Samstag	Valentin, Reinhold	Mainund	12 29			1 13	12n 9	
2. Sonntag. Als Jesus 12 Jahre alt war. Luk. 2, 42—52.								
8 Sonntag	1. n. Ep., Severin	1. n. Epiph.	8 11 4 30			2 17	12 39	
9 Montag	Bertold, Julian	Martialis	10 31			3 23	1 14	
10 Dienstag	Agatho, Paul Eins.	Paul Eins.	10 33			4 29	1 57	
11 Mittwoch	Werner	Mathilde	10 34			5 33	2 49	
12 Donnerst.	Ernst, Hilred	Reinhold	9 35			6 33	3 50	
13 Freitag	Hilmar, Berno	Hilarius	9 37			7 26	5 0	
14 Samstag	Hilarius, Theodemar	Felix	8 38			8 12	6 16	
3. Sonntag. Von der Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.								
15 Sonntag	2. n. Ep., Maurus	2. n. Epiph.	8 7 4 39			8 51	7 35	
16 Montag	Marcellus, Roland	Marcellus	7 41			9 29	8 54	
17 Dienstag	Anton, Gamelbert	Anton	6 43			9 57	10 12	
18 Mittwoch	Priska, Beatriz	Priska	5 44			10 27	11 27	
19 Donnerst.	Fest d. hl. Fam., Kanut	Sara	4 46			10 57	—	
20 Freitag	Jabian u. Sebastian	Jab. u. Seb. C	3 47		12v40	11 28		
21 Samstag	Agnes, Meinrad	Agnes	2 49		1 50	12 0		
4. Sonntag. Jesus heilt einen Aussätzigen. Matth. 8, 1—13.								
22 Sonntag	3. n. Ep., Vinzenz	3. n. Epiph.	8 1 4 50		2 58	12n37		
23 Montag	Mar. Berm., Idesons	Emerentia	0 52		4 0	1 19		
24 Dienstag	Timotheus, Bertram	Timotheus	7 59 54		4 57	2 6		
25 Mittwoch	Pauli Befehrg.	Pauli Bel.	58 55		5 47	2 58		
26 Donnerst.	Polylarp, Bathilde	Polylarp	57 57		6 30	3 54		
27 Freitag	Johann Chrysostomus	Joh. Chrys.	56 59		7 8	4 53		
28 Samstag	Karl d. Gr., Manfred	Karl, Karol.	54 5 0		7 41	5 53		
5. Sonntag. Jesus stillt den Seesturm. Matth. 8, 23—27.								
29 Sonntag	4. n. Ep., Fr. v. Sales	4. n. Epiph.	7 53 5 2		8 10	6 54		
30 Montag	Martina, Quitpold	Adelgunde	52 4		8 36	7 55		
31 Dienstag	Petrus Nolasco, Marz.	Virgilius	50 5		9 0	8 56		



Zwölf Herren hat das Jahr,
 Der erste naht, heißt Januar.
 Er ist der wunderbarste Greis,
 Fast blind, gefroren und schneeweiß,
 Und doch fängt er zu wachsen an.
 So oft ins Dunkel kräht der Hahn
 Und Ställ' und Stuben treulich weckt,
 Der Tag schon längre Glieder reckt.
 Weglündig zeigen hellen Stern
 Gottsuchern die drei Weisen gern.
 Sebastians Blut am Baum versiegt,
 Sein Mut noch heut die Pest bekriegt.
 Knab Jesus taut den Professoren
 Das Herz auf, wenn es zugefroren.

P. D.



In gutem Jahr trägt auch ein
 schlechtes Geld.

Sage nichts Schlimmes vom Jahr,
 bevor es vorüber.

Viel Regen im Januar,
 Viel Eiszapfen im Mai.

Fabian und Sebastian
 Fängt der Winter erst recht an.

Gewitter im Januar
 Und Viehe mit 70 Jahr
 Und doppeltköpfig ein Kalb
 Sind närrisch und schaurig halb.

Es steht ein Baum im Südwest,
 Darauf sind 52 Nest,
 In jedem Nest sind sieben Junge,
 Haben einen Namen, aber keine
 Zunge. (ahpS svG)



Sonne in Erbnähe am 3. nachm. 4 U.
 Die Sonne erreicht die Länge 300° ober
 die Sonne tritt in das Zeichen des
 Wassermanns am 20. abds. 8 U. 48 M.
 Mond in Erdferne am 2. nachts 12 U.
 " " Erbnähe " 15. früh 1 U.
 " " Erdferne " 30. nachm. 1 U.
 Mond abwärts am 11.
 " aufwärts " 24.

Februar

Laumonat / 28 Tage

Erstes Viertel
5. früh 5 U. 52 M., heiter
Vollmond
12. früh 1 U. 14 M., Schnee
Letztes Viertel
18. abends 7 U. 18 M., heiter u. mild
Neumond
26. abends 7 U. 48 M., Regen

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s-			
	Katholiken	Protestanten	Auf- gang	Unter- gang	Aufg.	Aufg.	Unter- gang	Aufg.
1 Mittwoch	Ignaz, Ephräim	Brigida	7 49	5 7		9v23	9v58	
2 Donnerst.	Mariä Lichtmeß	Mariä Reinig.	47	8		9 47	11 0	
3 Freitag	Blasius, Ansgar	Blasius	46	10		10 13	—	
4 Samstag	Naban, Nembert	Veronika	44	12			12v03	10v41

6. Sonntag. Vom guten Samen. Matth. 13, 24—30.

5 Sonntag	5. n. Ep., Agatha	5. n. Epiph.	7 43	5 14			1 6	11 13
6 Montag	Dorothea, Umand	Dorothea	41	15			2 10	11 50
7 Dienstag	Komuald, Richard	Richard	40	17			3 13	12v35
8 Mittwoch	Joh. v. Matha, Jodoß	Salomon	38	19			4 14	1 30
9 Donnerst.	Apollonia, Zyrill v. M.	Apollonia	37	21			5 10	2 33
10 Freitag	Scholastika	Scholastika	35	22			5 59	3 46
11 Samstag	Adolf, Desiderius	Euphrosyne	33	24			6 42	5 4

7. Sonntag. Von den Arbeitern im Weinberg. Matth. 20, 1—16.

12 Sonntag	Sept., 7 St. d. G.=D. ☿	Sept., Eul. ☿	7 31	5 26			7 20	6 25
13 Montag	Priszilla, Gisbert	Jordan	30	28			7 55	7 46
14 Dienstag	Jeno, Vitalis	Valentin	28	29			8 27	9 5
15 Mittwoch	Walafried, Sigurd	Faustlin	26	31			8 58	10 22
16 Donnerst.	Juliana, Elias	Juliana	24	33			9 29	11 36
17 Freitag	Vintan, Alwine	Konstantia	23	35			10 2	—
18 Samstag	Simeon	Konfordia	21	36		12v48	10 38	

8. Sonntag. Von den verschiedenen Aekern. Luk. 8, 4—15.

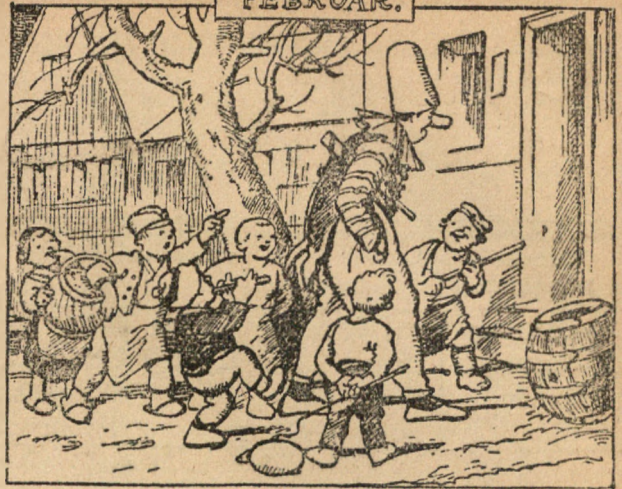
19 Sonntag	Serag., Manfart	Ser., Susanna	7 19	5 38		1 52	11 1.	
20 Montag	Isabella	Eucherius	17	40		2 51	12v 5	
21 Dienstag	Gumbert, Gunthilde	Eleonora	15	41		3 43	12 55	
22 Mittwoch	Petri Stuhlfeier	Petri Stuhlß.	13	43		4 28	1 49	
23 Donnerst.	Petrus Dam.	Reinhard	11	45		5 8	2 47	
24 Freitag	Matthias, Modestus	Matthias	9	47		5 43	3 46	
25 Samstag	Walburga, Benjamin	Viktor	7	48		6 13	4 46	

9. Sonntag. Jesus heilt einen Blinden. Luk. 18, 31—43.

26 Sonntag	Quinqu., Mechthild ☿	Quinqu. ☿	7 5	5 50		6 40	5 47	
27 Montag	Leander, Baldemar	Leander	3	52		7 5	6 49	
28 Dienstag	Fastnacht, Oswald	Menata	1	53		7 29	7 50	

Hätt' er die Nacht vom Januar,
 Im Mutterleib brächt' er Gefahr
 Dem Kalb, so grimm: sein Odem weht.
 Und plötzlich er als Narr sich bläht,
 Wie Circe einst so Greis als Knab
 Zu Schweinen hegte mit dem Stab,
 So wandelt er in Narren um
 Die Welt und macht die Klügsten dum.
 Doch weicht sein schlimmes Koboldhaus
 Mit frommem Licht Maria aus
 Und schickt zu Herren gut und recht
 An Lichtmeh treue Mägd' und Knecht'.
 St. Blasius mit Kerzenschein
 Legt um dein Haupt ein Kränzlein fein.
 Wenn Aschenregen niedersfällt,
 Wird still die allzu laute Welt.

P. D.



Lichtmeh im Klee,
 Ostern im Schnee.

Wieviel Tag die Lerch' vor Lichtmeh
 singt,
 Soviel Tag nachher ihre Stimm'
 verklingt.

Die Nacht vor Petri Stuhlfei'r weist
 an,
 Was wir vierzig Tag für Wetter han.

Im Februar besser Schnee als Not.

Wenn der Nordwind im Februar nicht
 kommt er sicher im April. [will,

Nordwind im Horn
 Treibt ins Land das Korn.

Man wähle, was man will,
 Das Wetter hat sein Spiel.

Fallender Nebel und Nebelregen
 Schön Wetter zu machen pflegen.

Frühregen und frühe Gäste bleiben
 nicht über Nacht.

Wenn die Magd genascht hat, bekommt
 die Kaze Prügel.



Die Sonne erreicht die Länge 330° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen der
 Fische am 19. vorm. 11 u. 13 M.
 Mond in Erdnähe am 12. mitt. 12 u.
 " " Erdferne " 26. nachm. 4 u.
 Mond abwärts am 8.
 " aufwärts " 21.

Lenzmonat / 31 Tage

März

Erstes Viertel
6. abends 8 U. 22 M., heiter u. milb
Vollmond
13. mittags 12 U. 15 M., heiter
Lehtes Viertel
20. vormittags 9 U. 43 M., milb
Neumond
28. nachmittags 2 U. 3 M., kalt

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s-			
	Ratholiken	Protestanten	Auf- gang	Unter- gang	Lauf	Aufg.	Unter- gang	Aufg.
1 Mittwoch	†† Ascherm., Suitbert	Albin, Oskar	6 59	5 55		7v53	8n52	
2 Donnerst.	Honorat, Simplizius	Simpliz., Luise	57	57		8 18	9 54	
3 Freitag	Kunigund	Kunigund	55	58		8 45	10 57	
4 Samstag	Kasimir, Oswin	Adrian	53	6 0		9 15	11 59	

10. Sonntag. Jesus wird vom Teufel versucht. Matth. 4, 1—11.

5 Sonntag	1. Jakob., Friedrich	Buß- u. Bett.	6 51	6 1		9 49	—	
6 Montag	Perpetua, Felizitas	Fridolin	49	3			1v 1	10v30
7 Dienstag	Thomas v. Aquin	Felizitas	47	5			2 1	11 19
8 Mittwoch	†† Quat., Joh. v. Gott	Quat., Philem.	45	6			2 57	12n16
9 Donnerst.	Franziska Rom., Reinh.	40 Ritter	43	8			3 48	1 21
10 Freitag	†† 40 Märt., Chlodw.	Alexander	40	9			4 32	2 34
11 Samstag	† Josimus, Kandid	Rosina	38	11			5 11	3 52

11. Sonntag. Von der Verkörperung Christi. Matth. 17, 1—9. — Vom kananäischen Weibe. Matth. 15, 21—28.

12 Sonntag	2. Rem., Gregor d. Gr.	2. Reminisc.	6 36	6 13			5 48	5 13
13 Montag	Modesta, Fortunat	Ernst	34	14			6 21	6 34
14 Dienstag	Mathild, Alfred	Zacharias	32	16			6 53	7 54
15 Mittwoch	Longin, Zacharias	Christoph	30	18			7 25	9 12
16 Donnerst.	Geribert	Henriette	27	19			7 59	10 27
17 Freitag	Gertraud, Patrick	Gertraud	25	21			8 35	11 37
18 Samstag	Gabriel, Hyrill v. Jer.	Anselm	23	22			9 15	—

12. Sonntag. Jesus treibt einen Teufel aus. Luk. 11, 14—28.

19 Sonntag	3. Oskt., Joseph	3. Oskt., Joseph	6 21	6 24		12v41	10 0	
20 Montag	Ruthbert, Wolfram	Hubert	19	26		1 37	10 50	
21 Dienstag	Benedikt	Benedikt	16	27		2 26	11 44	
22 Mittwoch	Mittesfasten, Mik. v. d. Fl.	Kasimir	14	29		3 8	12n41	
23 Donnerst.	Turibius, Prokop	Eberhard	12	30		3 45	1n39	
24 Freitag	Roger, Berta	Gabriel	10	32		4 16	2 39	
25 Samstag	Maria Verkündigung	Maria Verk.	8	34		4 44	3 40	

13. Sonntag. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1—15.

26 Sonntag	4. Lätare, Ludger	4. Lät., Eman.	6 6	6 35		5 9	4 41	
27 Montag	Joh. v. Dam., Rupert	Rupert	4	37		5 33	5 42	
28 Dienstag	Sigtus, Guntram	Malchus	1	38		5 57	6 44	
29 Mittwoch	Ludolf	Eustach, Ludolf	5 59	40		6 22	7 47	
30 Donnerst.	Quirin	Guido	57	41		6 49	8 50	
31 Freitag	Valbina, Kornelia	Traugott	55	43		7 18	9 53	

*) †† bedeutet Fasttag mit nur einmaliger Sättigung und Enthaltung von Fleischspeisen. Jedoch am Karfreitag darf des Abends Fleisch genossen werden

† bedeutet Fasttag mit nur einmaliger Sättigung. Genuß Fleischspeisen erlaubt.

An allen Tagen der Fastenzeit (1. März bis 16. April), die Sonntage ausgenommen, ist nur einmalige Sättigung gestattet.

Der März kommt auf dem Föhnhengst her,
 Des Winters Burg zerichmettert er.
 Dann sitzt er an der Quellen Rand
 Und knüpft das erste Weichenband.
 Josef aus dem Himmelshaus
 Streckt über ihm die Arme aus.
 Indes er wirkt des Frühlings Kleid,
 Besingt er still des Herren Leid.
 Der Kelch durch seine Gärten glüht,
 Das Kreuz in jedem Haus erblüht
 Und lehrt das deutsche Volk sein Fasten
 Ergebner tragen und die Lasten.

P. D.



Der März soll wie ein Wolf kommen
 und wie ein Lamm gehen.

Märzenfaat früh — vergebliche Müh.

Ein Malter Märzentaub
 Ist eine Krone wert,
 Doch allzu frühes Raub
 Der Frost verzehrt.

Märzennebel dicht und fein
 In hundert Tagen schlägt er ein.

Hof um den Mond bedeutet Regen,
 Hof um die Sonne bedeutet Sturm.

Der Freitag hält es nicht mit der Woche.

Der Bauer wird immer um ein Jahr
 zu spät weise.

Wer's Unkraut ein Jahr läßt stehn,
 Kann sieben Jahre jäten gehn.



Die Sonne erreicht die Länge 0° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen des
 Widlers am 21. vorm. 10 U. 46 M.
 Frühlings Anfang, Tag und Nacht
 gleich.

Mond in Erbnähe am 12. nachts 12 U.
 „ „ Erdferne „ 25. abends 9 U.
 Mond abwärts am 7.
 „ aufwärts „ 20.

Ostermonat / 30 Tage

April

Erstes Viertel
5. früh 6 U. 46 M., mild
Vollmond
11. abends 9 U. 44 M., kalt
Zweites Viertel
19. früh 1 U. 45 M., kalt
Neumond
27. früh 6 U. 4 M., trocken

Monats- und Wochentage		Namens- und Festtage		Sonnen- Auf- gang Unter- gang		M o n d e s- Auf- gang Unter- gang Aufg.		
1	Samstag	Theodora, Bertrand	Theodora	5 53	6 45		7v51	10n55
14. Sonntag. Die Juden wollen Jesus steinigen. Joh. 8, 46—59.								
2	Sonntag	5. Jud., Franz v. Paul	5. Judica	5 50	6 46		8 29	11 54
3	Montag	Richard	Rosamunde	48	48		9 14	—
4	Dienstag	Isidor, Maurus K.	Ambrosius	46	49		12v50	10v 7
5	Mittwoch	Vinz. Ferr., Krfz. v. K.)	Maximus)	44	51		1 41	11 8
6	Donnerst.	Notker, Isolde	Frenaus	42	52		2 27	12n15
7	Freitag	Mar. 7 Schm., Hermann	Egesippus	40	54		3 7	1 28
8	Samstag	Walter	Albrecht	38	56		3 44	2 45
15. Sonntag. Vom Einzug Jesu in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.								
9	Sonntag	6. Palmf., Waltraud	6. Palmf.	5 35	6 57		4 17	4 . 4
10	Montag	Ezechiel, Fulbert	Daniel	33	59		4 48	5 23
11	Dienstag	Leo d. Gr. (T)	Julius (T)	31	7 0		5 20	6 42
12	Mittwoch	Beno, Julius	Eustorgius	29	2		5 53	8 0
13	Donnerst.	† Gründ., Hermengild	Gründ., Patr.	27	3		6 27	9 14
14	Freitag	†† Karfreitag, Justin	Karfreitag	25	5		7 7	10 23
15	Samstag	†† Karfamt., Ridgar	Karf., Olymp.	23	6		7 51	11 25
16. Sonntag. Von der Auferstehung Jesu. Matth. 16, 1—8.								
16	Sonntag	Gl. Osterf., Bened. L.	Gl. Osterfest	5 21	7 8		8 40	—
17	Montag	Ostermontag, Gerwin	Ostern., Rud.	19	10		12v19	9 34
18	Dienstag	Witkerp	Valerian	17	11		1 5	10 31
19	Mittwoch	Emma, Ursmar (C)	Hermogenes (C)	15	13		1 43	11 30
20	Donnerst.	Adolar, Hildegund	Sulpitius	13	14		2 17	12n30
21	Freitag	Anselm, Lothar	Adolar	11	16		2 46	1 30
22	Samstag	Antonie, Radulf	Gustavine	9	17		3 12	2 31
17. Sonntag. Jesus kommt durch verschlossene Thüren. Joh. 20, 19—31.								
23	Sonntag	Weiß. Sonnt., Georg	1. Quasimodo	5 7	7 19		3 37	2 32
24	Montag	Fidelis, Eibert	Georg	5	20		4 1	4 34
25	Dienstag	Markus, Erwin	Markus	3	22		4 25	5 37
26	Mittwoch	Kletus, Marzellin	Kletus	1	24		4 51	6 40
27	Donnerst.	Erudbert, Rita (C)	Anastasia (C)	4 59	25		5 20	7 44
28	Freitag	Paul v. Kreuz, Theodora	Vitalis	57	27		5 51	8 49
29	Samstag	Robert, Hugo	Sibylla	55	28		6 28	9 49
18. Sonntag. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11—16.								
30	Sonntag	2. Misser., Katharina	2. Mis., Eutr.	4 54	7 30		7 12	10 47

Was Mai und Juni schlingt zum Strauß,
 Das denkt April in Knospen aus,
 Er legt in Baden still bereit
 Des Frühlings buntes Wunderkleid.
 Ein Künstlerkopf, doch launisch sehr,
 Bald singt, bald seufzt er tränenschwer.
 Der Jugend reicht er am Altar
 Die erste Heilandsblüte dar,
 St. Jörgens Schimmel er bestellt,
 Daß er behütet Wief' und Feld.
 St. Markus mit der Fahne zieht
 Und segnet Saat und Knosp und Blüt.
 Mit eins steht er in Lichtgewanden
 Und jauchzt: Der Herr ist auferstanden!

P. D.



April naß und kalt
 Wächst das Korn wie ein Wald.

Kommt die Gerste trocken in die Erd,
 Ist dir ein reicher Segen beschied.

Ein Wind, der von Ostern bis Pfingsten
 regiert,
 Im ganzen Jahr sich wenig verliert.

Versteckt sich Georgi der Nabe im Korn,
 Hat das Jahr einen guten Vorn.

Aprilschnee düngt.

Der Hahn ist des Bauern Uhr und
 Kalender.

Die Männer und die Aprilen
 Haben ihre Grillen.

Wo die Magd soll lehren die Frau,
 Da geht's mit der Wirtschaft flau.



Die Sonne erreicht die Länge 30° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen des
 Stieres am 20. abends 10 u. 27 M.
 Mond in Erdnähe am 10. vorm. 10 u.
 „ „ Erdsferne „ 22. „ 11 u.
 Mond abwärts am 3.
 „ aufwärts „ 16.

Mai

Wonnemonat / 31 Tage

Erstes Viertel
4. nachmittags 1 U. 56 M., heiter
Vollmond
11. früh 7 U. 6 M., Gewitter, kühl
Letztes Viertel
18. abends 7 U. 17 M., heiter und warm
Neumond
26. abends 7 U. 4 M., trocken

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s-			
	Katholiken	Protestanten	Auf- gang	Unter- gang	Ans.	Aufg.	Unter- gang	Aufg.
1 Montag	Philipp u. Jak., Sigism.	Phil. u. Jak.	4 52	7 31		1v13	11n39	
2 Dienstag	Athanasius, Wiborada	Sigmund	50	33		9 1	—	
3 Mittwoch	Kreuz-Auffindung	Kreuz-Auffdg.	48	34			12v26	10v 5
4 Donnerst.	Monika, Florian	Florian	46	36			1 7	11 15
5 Freitag	Pius, Gotthard	Gotthard	45	38			1 44	12n29
6 Samstag	Joh. v. d. lat. Pf., Edbert	Dietrich	43	39			2 17	1 44

19. Sonntag. Eine kleine Welle und ihr werdet mich nicht mehr sehen. Joh. 16, 16—22 (Prot. —23).

7 Sonntag	3. Jub., Hpts. d. hl. Jos.	3. Jub., Gottfr.	4 41	7 41			2 48	3 0
8 Montag	Michaels Erscheinung	Stanislaus	39	42			3 18	4 17
9 Dienstag	Gregor von Nazianz	Hiob, Hermes	38	44			4 9	5 34
10 Mittwoch	Antonin, Blanda	Viktoria	37	45			4 21	6 50
11 Donnerst.	Majolus, Gangolf	Adolf	35	46			4 58	8 2
12 Freitag	Pankraz, Domitilla	Pankraz	34	48			5 40	9 9
13 Samstag	Servaz, Ehrengard	Servaz	32	49			6 27	10 7

20. Sonntag. Christi Heimgang. Joh. 16, 5—15.

14 Sonntag	4. Kantate, Bonifaz	4. Kantate	4 31	7 51			7 19	10 58
15 Montag	Joh. d. la Salle, Abelgar	Sophia	29	52			8 16	11 40
16 Dienstag	Joh. Nep., Ubalb	Peregrinus	28	54			9 16	—
17 Mittwoch	Paschalis, Rasso	Gilbert	26	55		12v17	10 17	
18 Donnerst.	Erich, Alexandra	Viborius	25	56		12 48	11 18	
19 Freitag	Bolestin, Aluin	Potentiana	24	58		1 16	12n19	
20 Samstag	Bernhardin, Gilbert	Athanasius	22	59		1 41	1 20	

21. Sonntag. Wenn ihr um etwas in meinem Namen bitten werdet. Joh. 16, 23—30.

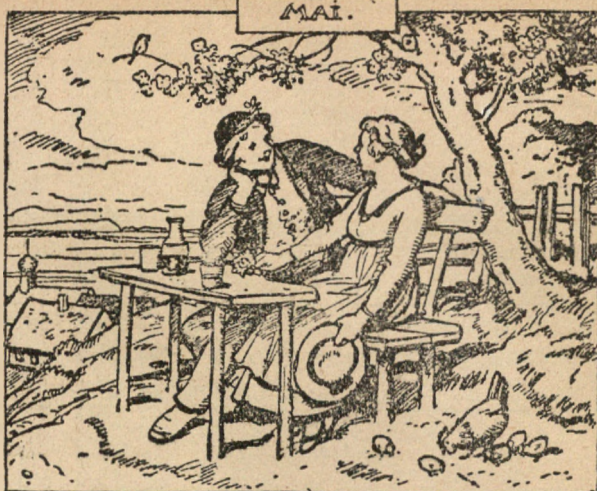
21 Sonntag	5. Rog., Wittwoche	5. Rog., Prud.	4 21	8 0		2 5	2 22	
22 Montag	Wittage { Julia, Rita	Helene	20	2		2 29	3 24	
23 Dienstag		Desiderius	19	3		2 54	4 27	
24 Mittwoch		Esther	18	4		3 21	5 31	
25 Donnerst.		Chr. Himmelf.	17	5		3 51	6 36	
26 Freitag	Philipp Meri	Beda, Ed.	16	7		4 26	7 39	
27 Samstag	Beda, Eleonore	Luzian	15	8		5 7	8 40	

22. Sonntag. Wenn der Eröfter kommen wird! Joh. 15, 26—16, 4.

28 Sonntag	6. Gx., Mar. Schutzfr.	6. Graudi	4 14	8 9		5 56	9 36	
29 Montag	Judith, Irmentrud	Christiana	13	10		6 54	10 26	
30 Dienstag	Ferdinand, Felix	Wigand	12	11		4 57	11 5	
31 Mittwoch	Angela, Petronilla	Petronilla	11	12		9 6	11 47	

Das Sonntagskind, der Häschenknab
 Sinkt zu der Mutter Erd herab.
 Sie bettet ihn in Licht und Grün,
 Und Vogellieder wiegen ihn.
 Doch oft, wenn er so ganz verwöhnt,
 Sie schüttelt ihn, daß bang er stöhnt,
 Eismänner ruft sie, Eis und Schnee,
 Die bringen seinen Blüten Weh.
 Doch ob er froh, ob schmerzreich sei,
 Die Himmelskönigin bleibt ihm treu,
 Sie singt ihm wunderzart und süß
 Und hebt ihn hoch zum Paradies,
 Um seine goldnen Vöden fluten
 Das Gottesgeistes Flammengluten.

P. D.



Je mehr die Maitäfer zehren,
 Je mehr wird die Ernte bescheren.

Mairegen auf die Saaten,
 Dann regnet's Dulaten.

Kühler Mai bringt Korn und Heu.

Die drei Herren Azius
 (Pantrazius u. s. w.)
 Tun Gärtnern und Bauern viel Ver-
 druß.

Wer säet und die Saat nicht pflegt,
 Hat umsonst die Hand bewegt.

Wer plagt sein Pferd und Kind,
 Hält schlecht auch Weib und Kind.

Trinkt der Bauer erst Wein,
 Machen ihm bald die Ränse Pein.



Die Sonne erreicht die Länge 60° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen der
 Zwillinge am 21. abends 10 U. 8 M.
 Mond in Erdnähe am 8. vorm. 8 U.
 " " Erdferne " 20. früh 5 U.
 Mond abwärts am 1.
 " aufwärts " 14.
 " abwärts " 28.

Brachmonat / 30 Tage

Juni

Erstes Viertel
2. abends 7 U. 10 M., trocken
Vollmond
9. nachmittags 4 U. 58 M., Gewitter
Letztes Viertel
17. nachm. 1 U. 3 M., Gewitter, kahl
Neumond
25. früh 5 U. 20 M., heiter

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s -			
	Katholiken	Protestanten	Auf- gang	Unter- gang	Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.
1 Donnerst.	Kuno	Nikodemus	4 10	8 13		10v18	—	—
2 Freitag	Erasmus, Armin	Marquard	9	14		12v21	11v52	—
3 Samstag	† Chlotilde, Seraphine	Erasmus	9	15		12 51	12n47	—

22. Sonntag. Wer mich liebt, hält meine Gebote. Joh. 14, 23—31.

4 Sonntag	Hl. Pfingstf., Werner	Hl. Pfingstfest	4 8	8 16		1 21	2 2	—
5 Montag	Pfingstm., Bonifaz	Pfingstmont.	7	17		1 51	3 17	—
6 Dienstag	Norbert, Klaudius	Benignus	7	18		2 22	4 31	—
7 Mittwoch	†† Quat., Robert	Quat., Lukret.	6	19		2 55	5 43	—
8 Donnerst.	Medard, Modulf	Medard	6	20		3 33	6 52	—
9 Freitag	†† Primus u. Feliz. ☉	Primus ☉	6	21		4 17	7 54	—
10 Samstag	† Margareta, Barbo	Onuphrius	5	21		5 7	8 49	—

24. Sonntag. Mir ist alle Gewalt gegeben. Matth. 28, 18—20. — Gespräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1—15.

11 Sonntag	Hl. Dreifaltigkeitsfest	Trinitatisfest	4 5	8 22		6 2	9 36	—
12 Montag	Joh. a San Jakundo	Basilides	5	23		7 1	10 15	—
13 Dienstag	Anton v. Padua	Tobias	4	23		8 2	10 49	—
14 Mittwoch	Basilius, Gerold	Antonia	4	24		9 4	11 18	—
15 Donnerst.	Fronleichnamsf., Vit.	Vitus	4	24		10 5	11 45	—
16 Freitag	Benno, Luitgard	Justina	4	25		11 7	—	—
17 Samstag	Adolf, Gundolf	Volkmar	4	25		12v 9	12n 8	—

25. Sonntag. Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16—24. — Vom reichen Manne. Luk. 14, 16—31.

18 Sonntag	2. n. Pfingst., Emil	1. n. Trin.	4 4	8 26		12 33	1 10	—
19 Montag	Gervas. u. Protasius	Gerv. u. Prot.	4	26		12 57	2 12	—
20 Dienstag	Florentina, Abelg.	Silverius	4	26		1 22	3 16	—
21 Mittwoch	Mois, Luitfried	Alban	4	27		1 51	4 20	—
22 Donnerst.	Paulinus, Alban	Achatius	4	27		2 23	5 24	—
23 Freitag	Herz Jesuf., Edeltraud	Basilius	4	27		3 1	6 27	—
24 Samstag	Herz Mariasf., Joh. d. E.	Joh. d. Täufer	5	27		3 47	7 26	—

26. Sonntag. Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1—10. — Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16—34.

25 Sonntag	3. n. Pf., Wilh. ☉	2. n. Trin. ☉	4 5	8 27		4 42	8 20	—
26 Montag	Nudolf	Jeremias	5	27		5 44	9 7	—
27 Dienstag	Radislaus	Philippine	6	27		6 53	9 48	—
28 Mittwoch	Leo II., Jrenäus	Josua	6	27		8 6	10 25	—
29 Donnerst.	Peter u. Paul	Peter u. Paul	7	27		9 21	10 57	—
30 Freitag	Pauli Gedächtnis	Pauli Ged.	7	27		10 37	11 27	—

Der Juni hebt zum höchsten Grat
 Der Sonne perlbestreuten Pfad
 Und weidet auf der Himmelswies
 Nur larg die Schar im goldnen Bies.
 Doch plötzlich kehrt er sich zur Nacht
 Und gibt ihr wieder neue Macht.
 Petrus an der Wetterorgel sitzt,
 St. Pauli Schwert am Himmel blüht
 Und Jesu Herz, die Rose rot,
 Aus stillen Heiligtümern loht
 Und schwebt hinaus in Au und Feld,
 Zu segnen die besonnte Welt.
 Daß wir in Rosen, lustbeseßten,
 Die Himmelsgärten nicht vergessen.

P. D.



Wenn Juni brav Spektakel macht,
 Dann gibt's ein Korn in voller Pracht.

Ein Feuer und ein Wasserkessel drauf,
 Das ist des Brachmonds bester Lauf.

Peter und Paul brechen den Halm ab.

Vor Johannistag
 Keine Gerste man loben mag.

Morgengewitter kommen am Abend
 wieder.

Bei rotem Mond und hellem Sterne
 Sind Gewitter nicht ferne.

Drei Samstag im Jahr sind blind,
 Die andern nie ganz ohne Sonne sind.

Was bald reif wird, wird bald faul.

Nur nicht lange —
 Gestrenge Herrn regieren nicht lange!



Die Sonne erreicht die Länge 90° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen des
 Krebses am 22. früh 6 U. 29 M.

Sommers Anfang, längster Tag.

Mond in Erdnähe am 3. abends 8 U.

„ „ Erdsferne „ 16. nachts 12 U.

„ „ Erdnähe „ 29. früh 8 U.

Mond aufwärts am 10.

„ abwärts „ 24.

Heumonat / 31 Tage

Juli

Erstes Viertel
1. nach: 8 11 U. 52 M., Gewitter
Vollmond
9. früh 4 U. 7 M., kühl
Letztes Viertel
17. früh 6 U. 11 M., Gewitter
Neumond
24. nachmittags 1 U. 47 M., Gewitter
Erstes Viertel
31. früh 5 U. 22 M., heiter

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s -		
	Ratholiken	Protestanten	Anf- gang	Unter- gang	Aufg.	Anf- gang	Anf- gang
1 Samstag	St. Blutfest, Theob.	Theobald	4	8 27	1 1/2	11 52	11 56
27. Sonntag. Vom Fischezuge Petri. Luk. 5, 1—11. — Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1—10.							
2 Sonntag	4. n. Pf., Mar. Heimsf.	3. n. Trin.	4	8 26	1 1/2	1n 7	—
3 Montag	Arnold	Kornelius	9	26	1 1/2	12 26	2n 20
4 Dienstag	Ulrich, Otto	Ulrich	10	26	1 1/2	12 58	3 31
5 Mittwoch	Philomene	Charlotte	11	25	1 1/2	1 33	4 40
6 Donnerstag	Seyburgis, Ooar	Esaias	12	25	1 1/2	2 13	5 43
7 Freitag	Willib., Hyril u. Meth.	Willibald	12	24	1 1/2	2 59	6 40
8 Samstag	Stilian, Edgar	Stilian	14	24	1 1/2	3 51	7 30
28. Sonntag. Von der wahren Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—24. — Seid barmherzig. Luk. 6, 36—42.							
9 Sonntag	5. n. Pf., Leonore	4. n. Trin.	4	14 8 23	1 1/2	4 48	8 12
10 Montag	7 Brüder, Amalie	Jakobina	15	23	1 1/2	5 48	8 49
11 Dienstag	Eigisbert, Olga	Pius, Leonore	16	22	1 1/2	6 50	9 20
12 Mittwoch	Joh. Gualb., Ansbald	Heinrich	17	21	1 1/2	7 52	9 48
13 Donnerstag	St. Anaklet, Eugen	Margareta	18	20	1 1/2	8 54	10 13
14 Freitag	Bonaventura	Bonaventura	19	19	1 1/2	9 56	10 37
15 Samstag	Heinrich, Egon	Apstelteilg.	20	19	1 1/2	10 57	11 1
29. Sonntag. Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1—9. — Vom Fischezuge Petri. Luk. 5, 1—11.							
16 Sonntag	6. n. Pf., Skapuliersf.	5. n. Trin.	4	21 8 18	1 1/2	11 57	11 25
17 Montag	Alexius	Alexius	22	17	1 1/2	1n 0	11 52
18 Dienstag	Kamillus, Arnold	Maternus	23	16	1 1/2	2 3	—
19 Mittwoch	Vinzengr. Paul, Wibald	Rufina	25	15	1 1/2	12 22	3 6
20 Donnerstag	Margareta, Waldem.	Elias	26	14	1 1/2	12 56	4 9
21 Freitag	Daniel, Arbogast	Praxedis	27	12	1 1/2	1 38	5 10
22 Samstag	Maria Magdalena	Maria Magd.	28	11	1 1/2	2 28	6 7
30. S. V. d. falschen Propheten. Matth. 7, 15—21. — V. d. Gerechtigkeit d. Pharisäer. Matth. 5, 20—26.							
23 Sonntag	7. n. Pfingst., Apollin.	6. n. Trin.	4	29 8 10	1 1/2	3 26	6 58
24 Montag	Christian, Arnulf	Christian	31	9	1 1/2	4 32	7 43
25 Dienstag	Jakob, Christoph	Jakob	32	8	1 1/2	5 45	8 23
26 Mittwoch	Anna, Gotthalm	Anna	33	6	1 1/2	7 2	8 58
27 Donnerstag	Konstantin, Natalie	Martha	35	5	1 1/2	8 20	9 30
28 Freitag	Viktor, Innozenz	Pantaleon	36	4	1 1/2	9 38	10 0
29 Samstag	Martha, Olaf	Beatrix	37	2	1 1/2	10 55	10 30
31. Sonntag. V. d. ungerechten Verwalter. Luk. 16, 1—9. — Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1—9.							
30 Sonntag	8. n. Pfingst., Urban	7. n. Trin., Abd.	4	39 8 1	1 1/2	12 10	11 2
31 Montag	Ignaz von Loyola	Thrasylbul	40	7 57	1 1/2	1 22	11 36

Eine Glucke, immer zornigereizt,
 Er brütend sein Gefieder spreizt,
 Schon quillt ein goldner Aehrenschwall
 Aus seinem Feuerfittich überall.
 Wenn er sich wehrt in blinder Wut,
 Verwüftet er die eigne Brut.
 St. Margaret, die tapfre Magd,
 Den Hagelbrachen ihm verjagt.
 St. Ulrich, wo er Mäuse trifft,
 Gibt er als Futter ihnen Gift.
 St. Jakob seine Schnitter tränkt,
 Daß sie die nahe Mäh' nicht tränkt,
 Die Schul' versperrt er vor den Kleinen,
 Das gibt ein großes Kinderweinen!

P. D.



JULI.

Was Juli und August im Kochen
 nicht taten,
 Das läßt der September auch unge-
 braten.

Wenn's nicht donnert und nicht blizt
 Und der Schnitter nicht schneid't
 Und der Regen dauert lang,
 Wird es dem Bauern angst und bang.

Abwärts helfen alle, aufwärts nur
 einer.

Ein Narr sieht einem Gescheiten nie
 ähnlicher, als wenn er den Mund hält.

Der Teufel fürchtet mehr das Hände-
 rühren als das Händefalten.

O Gott, nimm mich in deinen Arm,
 Mach mich nicht zu reich und nicht
 zu arm



Sonne in Erdferne am 2. abds. 10 U.
 Die Sonne erreicht die Länge 120° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen des
 Löwen am 23. nachm. 5 U. 24 M.

Hundstage-Anfang.

Mond in Erdferne am 14. nachm. 6 U.
 „ „ Erdnähe „ 26. „ 4 U.

Mond aufwärts am 7.
 „ abwärts „ 22.

Erntemonat / 31 Tage

August

Vollmond
7. nachm. 5 U. 19 M., heiter und warm
Beutes Viertel
15. abends 9 U. 46 M. heiter
Neumond
22. abends 9 U. 34 M., heiter
Erstes Viertel
29. nachm. 12 U. 55 M., warm u. trocken

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		Panz	M o n d e s -		
	Ratholiken	Protestanten	Auf- gang	Unter- gang		Aufg.	Unter- gang	Aufg.
1 Dienstag	Petri Kettenf., Edelw.	Petri Kettenf.	4 42	7 58		2n31	—	
2 Mittwoch	Alfons, Gustav	Gustav	43	56			12v14	3n36
3 Donnerst.	Stephans Auffindg.	Lydia, August	44	55			12 58	4 35
4 Freitag	Dominikus	Dominikus	45	53			1 47	5 26
5 Samstag	Maria Schnee	Oswald	47	52			2 41	6 10

32. Sonntag. B. d. Zerstörung Jerusalems. Luf. 19, 41—47. — B. d. falsch. Propheten. Matth. 7, 15—23.

6 Sonntag	9. n. Pf., Port.-Abt.	8. n. Tr., Verfl.	4 49	7 50			3 39	6 48
7 Montag	Rajetan, Ufra	Ulrika	50	48			4 40	7 22
8 Dienstag	Altman, Hartwig	Augsb. Fröf.	51	46			5 41	7 51
9 Mittwoch	August, Hademar	Augsb. Rbf.	53	45			6 43	8 17
10 Donnerst.	Laurentius	Lorenz	55	43			7 45	8 42
11 Freitag	Susanne	Hermann	56	41			8 46	9 5
12 Samstag	Klara, Hilaria	Klara	57	39			9 47	9 29

33. Sonntag. Vom Pharisäer u. Zöllner. Luf. 18, 9—14. — Vom ungerechten Verwalter. Luf. 16, 1—9.

13 Sonntag	10. n. Pf., Wigbert	9. n. Tr., Hipp.	4 59	7 38			10 48	9 55
14 Montag	† Eusebius	Eusebius	5	1 36			11 50	10 23
15 Dienstag	Maria Himmelf.	Mar. Heimg.	2	34			12n52	10 45
16 Mittwoch	Joachim, Rochus	Isaak	3	32			1 54	11 32
17 Donnerst.	Hyazinth, Karlmann	Augusta	5	30			2 54	—
18 Freitag	Helena, Wendelgard	Agapitus	6	28		12v16	3 52	
19 Samstag	Sebald, Balduin	Sebald, Julius	8	26		1 09	4 45	

34. S. Jesus heilt einen Taubstummen. Mark. 7, 31—37. — B. d. Zerstörung Jerusalems. Luf. 19, 41—48.

20 Sonntag	11. n. Pf., Bernhard	10. n. Trin.	5 9	7 24		2 11	5 33	
21 Montag	Franziska v. Chant.	Hartwig	11	22		3 20	6 15	
22 Dienstag	Siegfried, Hippolyt	Symphor.	12	20		4 35	6 53	
23 Mittwoch	Philipp Ven., Zachäus	Zachäus	14	18		5 54	7 28	
24 Donnerst.	Bartholomäus, Dietr.	Barthol.	15	16		7 14	8 0	
25 Freitag	Ludwig, Elvira	Ludwig	17	14		8 34	8 31	
26 Samstag	Geophyrin, Genesius	Samuel	18	12		9 53	9 3	

35. Sonntag. B. d. barmherzigen Samaritan. Luf. 10, 23—37. — B. Pharisäer u. Zöllner. Luf. 18, 9—14.

27 Sonntag	12. n. Pf., Cäsar	11. n. Tr.	5 20	7 10		11 9	9 38	
28 Montag	Augustin, Edhard	Augustin	21	8		12n20	10 15	
29 Dienstag	Joh. Enth., Sab.	Sabina	23	6		1 28	10 57	
30 Mittwoch	Noja v. Lima, Severa	Rebecka	24	4		2 29	11 45	
31 Donnerst.	Raimund, Aidan	Paulinus	26	2		3 23	—	

August, der scheint ein welscher Mann,
 Doch zeigt sein Durst den Deutschen an,
 Schweißübertonnen, braungebrannt
 Schafft seine harte Schnitterhand.
 Indes er sich zur Scholle bückt,
 Maria zum Himmel wird entrückt;
 Er schaut ihr nach und träumt empor
 Zum lichten Feierabendtor.
 Geschundene Flur klagt schmerzlich Weh
 Wie am Altar St. Bartholomä.
 Wenn unten sind die Felder leer,
 Dann prangt der Sternengarten wund-
 derschwer,
 Und in der Scheune wiegt geborgen
 Der Bauer die Kinder seiner Sorgen.

P. D.



Der Tau ist dem August so not
 Als jedem sein täglich Brot.

Nach Sankt Lorenztag
 Wächst das Holz nicht einen Schlag.

Die Nächte kühl, die Tage schwül,
 So wird des Erntesegens viel.

August reißt die Beere,
 September hat die Ehre.

Wenn der Hahn am Mittag kräht,
 gibt's Regen.

Den Sommer schändet kein Donner-
 weiter.

Die Zeiten sind wie immer,
 Die Leute werden schlimmer.

„Da hilft's Beten nichts, da gehört
 Mist drauf,“ sagte der weise Pfarrer
 einem faulen Bauern.

Wer bei einer Arbeit flucht, bleibt ohne
 Segen und wenn er gleich Taler klaubt.

Alzu gelind zieht böse Wind.



Die Sonne erreicht die Länge 150° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen der
 Jungfrau am 24. früh 12 U. 10 M.

Sundstage=Ende.

Mond in Erdferne am 11. vorm. 10 U.

„ „ Erdnähe „ 23. abends 9 U.

Mond aufwärts am 4.

„ abwärts „ 18.

„ aufwärts „ 31.

Herbstmonat / 30 Tage

September

Vollmond
6. vormittags 8 U. 47 M., Regen
Lehtes Viertel
14. vormittags 11 U. 20 M., kühl
Neumond
21. früh 5 U. 38 M., heiter u. milb
Erstes Viertel
27. nachts 11 U. 40 M., heiter u. milb

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s -			
	Katholiken	Protestanten	Anf- gang	Unter- gang	Lauf	Aufg.	Unter- gang	Aufg.
1 Freitag	Megib, Nivard	Megib	5 27	7 0			12v37	4n09
2 Samstag	Stephqn, Nonnosus	Abialon	29	6 58			1 34	4 49

36. Sonntag. Von den 10 Aussätzigen. Luf. 17, 11—19. — Jesus heilt einen Taubstummen. Mark. 7, 31—37.

3 Sonntag	13.n.Pf., Schuzengelf.	12. n. Trin.	5 30	6 56			2 33	5 24
4 Montag	Rosalia, Ehrentraub	Moses	32	54			3 34	5 54
5 Dienstag	Laurentius, Just.	Herules, Nath.	33	51			4 35	6 21
6 Mittwoch	Magnus, Dagobert ☉	Magnus ☉	35	49			5 36	6 46
7 Donnerst.	Megina, Tilbert	Megina	36	47			6 38	7 10
8 Freitag	Mariä Geburt, Adrian	Mariä Geburt	38	45			7 39	7 34
9 Samstag	Korbin., Petr. Klaver	Gorgonius	39	43			8 40	7 59

37. Sonntag. Niemand kann zwei Herren dienen. Math. 6, 24—33. — Vom darmh. Samaritan. Luf. 10, 23—37.

10 Sonntag	14. n. Pf., Pulcheria	13. n. Tr., Job.	5 41	6 41			9 41	8 26
11 Montag	Protus und Hyazinth	Protus	42	38			10 42	8 56
12 Dienstag	Mar. Namen, Guido	Syrus, Otilia	44	36			11 43	9 30
13 Mittwoch	Notburga	Amatus	45	34			12n43	10 10
14 Donnerst.	Kreuz-Erhöhung ☉	Kreuz-Erh. ☉	47	32			1 40	10 58
15 Freitag	7 Schm. Mar., Valerian	Nikodemus	48	30			2 33	11 54
16 Samstag	Kornelius, Zyprian	Euphemia	49	27			3 22	—

38. Sonntag. Vom Jüngling zu Naim. Luf. 7, 11—16. — Jesus heilt 10 Aussätzige. Luf. 17, 11—19.

17 Sonntag	15. n. Pf., Kolumba	14. n. Tr.	5 51	6 25		12v54	4 6	
18 Montag	Irene	Titus	53	23		2 8	4 45	
19 Dienstag	Januarius	Januarius	54	21		3 25	5 22	
20 Mittwoch	†† Quat., Eustach	Quat., Fausta	56	19		4 44	5 55	
21 Donnerst.	Matthäus, Vandalin ☉	Matthäus ☉	57	16		6 5	6 27	
22 Freitag	†† Emmeram, Moriz	Moriz	59	14		7 26	7 0	
23 Samstag	† Vinus, Thekla	Thekla	6 0	12		8 45	7 34	

39. 5. Jesus heilt einen Wasserlächtigen. Luf. 14, 1—11. — Niemand kann zwei Herren dienen. Matth. 6, 24—34.

24 Sonntag	16.n.Pf., Mar. de Merz.	15.n.Tr., Ger.	6 2	6 10		10 2	8 12	
25 Montag	Aurelia, Eilrad	Kleophas	3	7		11 14	8 54	
26 Dienstag	Egmond	Zyprian	5	5		12n20	9 41	
27 Mittwoch	Kosmas u. Damian ☽	Kosmas ☽	6	3		1 18	10 32	
28 Donnerst.	Wenzel, Bioba	Wenzel	8	1		2 7	11 28	
29 Freitag	Michael, Marich	Michael	9 5	59		2 49	—	
30 Samstag	Hieronymus, Otto	Hieronymus	11	57		12v26	3n26	

27. nachmittags 2 U. 26 M., heiter

M o n d e s			
Lauf	Aufg.	Unter- gang	Aufg.

40. Sonntag. Vom größten Gebote. Matth. 22, 34—46. — Vom Jüngling zu Naim. Luk. 7, 11—17.

1	Sonntag	17. n. Pf., Rosentr.	16. n. Tr., E. F.	6	12	5	54		1	27	3	57
2	Montag	Schuzengelfest, Leodeg.	Leodegar		14		52		2	28	4	25
3	Dienstag	Uwold, Utto	Jairus		16		50		3	29	4	51
4	Mittwoch	Franz Ser., Edwin	Franz Ser.		17		48		4	30	5	15
5	Donnerst.	Plazidus, Meinolf	Plazidus		19		46		5	31	5	39
6	Freitag	Bruno, Adalbero (P)	Fides (P)		20		44		6	33	6	03
7	Samstag	Rosenkranzfest, Justina	Spez, Amalie		21		41		7	34	6	30

41. S. Jesus heilt einen Gleichbrüchigen. Matth. 9, 1—8. — Jesus heilt einen Wassersüchtigen. Luk. 14, 1—11

8	Sonntag	18. n. Pf., Virgitta	17. n. Trin.	6	23	5	39			8	35	6	59	
9	Montag	Dionysius, Günter	Dionysius		25		37				9	36	7	31
10	Dienstag	Franz Borg., Gereon	Gideon		26		35			10	36	8	09	
11	Mittwoch	German, Roderich	Burkhard		28		33			11	34	8	53	
12	Donnerst.	Maximilian, Wilfried	Maximilian		30		31			12	28	9	45	
13	Freitag	Eduard, Simpert	Koloman		31		29			1	17	10	44	
14	Samstag	Kallistus, Burkhard	Kallistus		33		27			2	11	49		

42. Sonntag. B. hochzeitlichen Kleide. Matth. 22, 1—14. — B. größten Gebote. Matth. 22, 34—40.

15	Sonntag	19. n. Pf., Kirchweihf.	18. n. Trin.	6 34 5 25			4 40	—
16	Montag	Gallus, Lullus	Gallus	36 23		10 1	3 17	
17	Dienstag	Hedwig, Marg. M.	Florentin	38 21		2 16	3 50	
18	Mittwoch	Lukas	Lukas	39 19		3 34	4 22	
19	Donnerst.	Petrus v. M., Laura	Ferdinand	41 17		4 54	4 54	
20	Freitag	Wendelin, Artur	Artur	42 15		6 15	5 27	
21	Samstag	Ursula, Hilariön	Ursula	44 13		7 34	6 4	

43. S. V. d. krank. Sohne d. Vorstehers. Joh. 4, 47—53. — Jesus heilt einen Sichthrüchigen. Matth. 9, 1—8.

22	Sonntag	20. n. Pf., Cordula	19. n. Trin.	6 46 5 11		8 50	6 44
23	Montag	Roman	Severin	47 9		10 1	7 30
24	Dienst g	Raphael	Salome	49 7		11 6	8 21
25	Mittwoch	Krispin u. Krispinian	Wilhelmine	51 5		12 ⁿ 1	9 17
26	Donnerst.	Bernward, Fulko	Amandus	52 3		12 46	10 16
27	Freitag	Sabine, Ivo	Sabine	53 1		1 26	11 17
28	Samstag	Simon, Judas Th.	Simon	55 0		2 0	—

44. Sonntag. V. d. Abrechnung d. Königs. Matth. 18, 23—35. — V. hochzeitlichen Kleide. Matth. 22, 1—14.

29	Sonntag	21. n. Pf., Margit	20. n. Trin.	6 57 4 58	A	12 19	2 29
30	Montag	Alfons Rodr.	Hartmann	59 56	II	1 20	2 55
31	Dienstag	Wolfgang	Wolfgang	7 0 54	III	2 21	3 19

Oktober ist der Lebemann,
Genießt, was andre eingetan.
Am Mostfaß sitzt er, selig still,
Und lauscht, was drinnen werden will.
Macht auch die Gicht dem Alten Pein,
Beim Kirchweih Tanz schwingt er das
Wein.

Das Krautfass stampft er klüglich fest
Und denkt an Schwein und Wurst und
Gäst.

Doch ziert er treu St. Wendels Bild,
Gibt auch den Armen Gaben mild.
Und wenn um fromme Hände schlicht
Der Rosenkranz die Perlen flieht,
Im Sturm das müde Herbstlaub zittert,
Lauscht er von Ewigkeit umwittert.

P. D.



Scharren die Mäuse tief sich ein,
Wird's ein harter Winter sein,
Doch viel härter noch,
Bauen die Ameisen hoch.

Wenn's im Oktober friert und schneit,
Bringt der Jänner milde Zeit.

Fällt der erste Schnee in den Dreck,
gibt's einen Hennenwinter.

Auf Ursula muß das Kraut herein,
Sonst schneien Simon und Juda drein.

Wenn die Frau die Kühe füttert, so
geben selbst die Hörner Milch.

Auch nach schlechter Ernte muß man
wieder säen.

O, ewig ist so lang!

Ein guter Herbst macht Verschwender,
ein schlechter Haushälter.



Die Sonne erreicht die Länge 210° oder
die Sonne tritt in das Zeichen des
Storp.ons am 24. früh 6 U. 0 M.
Mond in Erdferne am 4. abends 9 U.
" " Erdnähe " 19. nachm. 6 U.
Mond abwärts am 12.
" aufwärts " 25.

Nebelmonat / 30 Tage

November

Vollmond
4. abends 7 U. 36 M., trocken
Belegtes Viertel
12. vormittags 8 U. 52 M., naß
Neumond
19. früh 1 U. 6 M., kalt
Erstes Viertel
26. vormittags 9 U. 15 M., heiter

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s -		
	Ratholiken	Protestanten	Anf- gang	Unter- gang	Aufg.	Unter- gang	Aufg.
1 Mittwoch	Allerheiligen	Allerheiligen	7	2 4 52			3v22 3n43
2 Donnerst.	Allerseelen	Allerseelen	4	51		4 24	4 7
3 Freitag	Hubert, Pirmin	Gottlieb	5	49		5 26	4 33
4 Samstag	Karl Borr., Ottokar ☿	Emmerich ☿	7	47		6 27	5 1

45. Sonntag. B. Zinsgrofschen. Matth. 22, 15—21. — B. kranken Sohne d. Vorstehers. Joß. 4, 47—54.

5 Sonntag	22. n. Pf., Zacharias	21. n. Tr., Ref.	7	9 4 46			7 29 5 33
6 Montag	Leonhard, Winol	Leonhard	11	44		8 30	6 8
7 Dienstag	Engelbert, Willibrord	Erdbmann	12	42		9 29	6 51
8 Mittwoch	Gottfried, Willehad	4 gekr. Ritter	14	41		10 24	7 40
9 Donnerst.	Theodor	Theodor	15	39		11 15	8 37
10 Freitag	Iustus, Demetrius	Probus	17	38		12n 1	9 40
11 Samstag	Martin, Sergius	Martin	18	36		12 41	10 47

46. Sonntag. B. d. Tochter d. Obersten. Matth. 9, 18—26. — B. d. Abrechnung d. Königs. Matth. 18, 23—35.

12 Sonntag	23. n. Pf., Nemilian ☿	22. n. Tr. ☿	7	20 4 35			1 18 11 58
13 Montag	Stanisl. K., Herward	Briccius	22	34		1 50	—
14 Dienstag	Josaphat, Alberich	Levinus	23	32		1v13 2 21	
15 Mittwoch	Albert, Leopold	Leop., Eugen	25	31		2 29 2 51	
16 Donnerst.	Otmar, Edmund	Otmar	27	30		3 47 3 22	
17 Freitag	Gertrud, Hilba	Hugo	29	29		5 5 3 55	
18 Samstag	Odo, Jordan	Otto	30	27		6 23 4 33	

47. Sonntag. Vom Senfkörnlein. Matth. 13, 31—35. — Vom Zinsgrofschen. Matth. 22, 15—22.

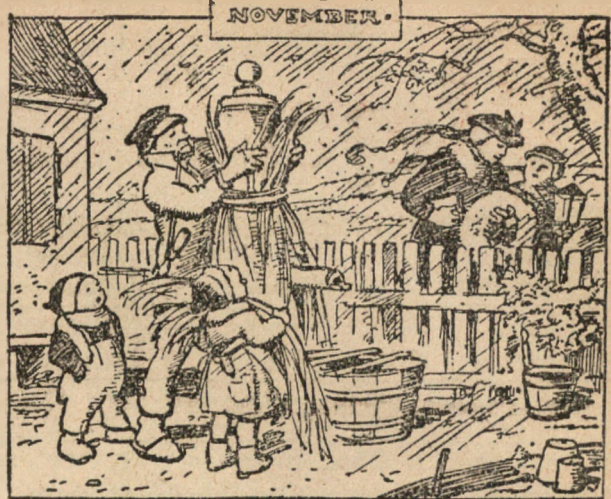
19 Sonntag	24. n. Pf., Elisabeth ☿	23. n. Tr. ☿	7	32 4 26		7 37 5 16	
20 Montag	Korbin. Grh., Fel. v. B.	Emilie	33	25		8 47 6 6	
21 Dienstag	Maria Opferung	Maria Opferg.	35	24		9 48 7 1	
22 Mittwoch	Cäcilia	Cäcilia	37	23		10 40 8 0	
23 Donnerst.	Klemens, Felizitas	Klemens	38	22		11 23 9 2	
24 Freitag	Johann vom Kreuz	Chrysogonus	40	21		12 0 10 5	
25 Samstag	Katharina, Bernold	Katharina	41	20		12n31 11 8	

48. Sonntag. B. Greuel d. Verwüstung. Matth. 24, 15—35. — B. Tochterlein d. Jairus. Matth. 9, 18—28

26 Sonntag	25. n. Pf., Silvester ☿	24. n. Tr. ☿	7	43 4 19		12 58 —	
27 Montag	Virgil, Valerian	Loth, Bussio	44	18		12v10 1n23	
28 Dienstag	Lukretia	Günter	46	18		1 11 1 47	
29 Mittwoch	Kathob	Walter, Noah	47	17		2 12 2 11	
30 Donnerst.	Andreas, Maura	Andreas	48	16		3 14 2 36	

Ein Huzelgreis, sein Tag ist karg,
 Der Nebel spinnt ihm schon den Sarg,
 Legt Kränze, Silberfäden drauf,
 Altweibersommer weckt ihn auf,
 Dann spricht im Traum er vor sich hin,
 Die armen Seelen drängen ihn,
 Und seufzend über Gräberreih'n
 Erzählen sie von Schuld und Pein.
 St. Martin teilt mit ihm sein Kleid,
 Sigt frierend er und reisbesneit.
 Ein Vöglein singt noch unverzagt,
 Cäcilia, die Gottesmagd.
 Oft an sein Haus der Sturmwind prallt
 Und ihm ein Dies irae schallt.
 Dann sieht er bange schon im Wehen
 Die alte müde Welt vergehen.

P. D.



Schafft Katharin vor Frost sich Schutz,
 So wartet man draußen lange im
 Schmutz.

Wenn die Martinsgans auf dem Eis
 steht,
 Das Christkindlein im Schmutze geht.

Bei Pferdehandel und Rinderlauf
 Tu die Augen oder den Beutel auf.

Wer verderben will und weiß nicht
 Hatte sich viel Federvieh. [wie,

Im November Wässerung
 Ist der Wiesen Besserung.

Die schönste Mode ist:
 Nach Gottes Botschaft leben,
 Ein gutes Beispiel geben,
 Sich selber recht betrachten
 Und andre nicht verachten
 Und handeln jede Zeit
 Nach der Ewigkeit.



Die Sonne erreicht die Länge 240° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen des
 Schützen am 23. früh 3 U. 4 M.
 Mond in Erdferne am 1. früh 4 U.
 " " Erdnähe " 17. " 1 U.
 " " Erdferne " 28. abds. 8 U.
 Mond abwärts am 8.
 " aufwärts " 21.

Christmonat / 31 Tage

Dezember

Vollmond
4. mittags 12 U. 24 M., mild
Sechstes Viertel
11. nachmittags 5 U. 41 M., Regen
Neumond
18. nachm. 1 U. 20 M., Regen u. Schne
Erstes Viertel
26. früh 6 U. 53 M., mild

Monats- und Wochentage	Namens- und Festtage		Sonnen-		M o n d e s -			
	Katholiken	Protestanten	Auf- gang	Unter- gang	Aufg.	Anfg.	Unter- gang	Aufg.
1 Freitag	Kassian, Otwin	Longinus	7 50	4 16			4v16	3n 3
2 Samstag	Bibiana, Pauline	Aurelia	51	15			5 18	3 33

49. Sonntag. Es werden Zeichen geschehen. Luk. 21, 25—33. — V. Einzug Jesu in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.

3 Sonntag	1. Adv., Franz Xaver	1. Adv., Kass.	7 53	4 15			6 21	4 7
4 Montag	Barbara, Osmund ☿	Barbara ☿	54	14			7 22	4 47
5 Dienstag	Petrus Chrys., Sola	Abigail	55	14			8 20	5 35
6 Mittwoch	Nikolaus	Nikolaus	56	13			9 13	6 30
7 Donnerst.	Ambrosius, Irmina	Agathon	57	13			10 1	7 32
8 Freitag	Mar. unbest. Empf.	Mar. Empf.	58	13			10 44	8 38
9 Samstag	Wolfsilde, Valerie	Joachim	8 0	13			11 21	9 48

50. Sonntag. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2—10. — Es werden Zeichen geschehen. Luk. 21, 25—36.

10 Sonntag	2. Adv., Meinhard	2. Adv., Judith	8 1	4 12			11 55	11 1
11 Montag	Damasus, Erasem. ☿	Damasus ☿	2	12			12n25	—
12 Dienstag	Walarich	Epimachus	3	12		12v15	12 54	
13 Mittwoch	Luzia, Ottilie	Luzia	4	12		1 30	1 24	
14 Donnerst.	Arjen, Alfred	Nikaf., Israel	4	12		2 45	1 55	
15 Freitag	Reinald	Ignatius	5	12		4 0	2 28	
16 Samstag	Abelheid	Ananias	6	13		5 15	3 7	

51. Sonntag. Das Zeugnis des Johannes. Joh. 1, 19—28. — Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2—10.

17 Sonntag	3. Adv., Sturmius	3. Adv., Laz.	8 7	4 13		6 26	3 53	
18 Montag	Mar. Erwartung ☿	Wunnibald ☿	8	13		7 31	4 45	
19 Dienstag	Minna, Friedbert	Abraham	8	13		8 28	5 42	
20 Mittwoch	†† Quat., Dom. v. S.	Quat., Ammon	9	14		9 17	6 44	
21 Donnerst.	Thomas, Petr. Kan.	Thomas	10	14		9 58	7 47	
22 Freitag	†† Flavian	Beata	10	14		10 32	8 51	
23 Samstag	† Viktoria	Dagobert	11	15		11 1	9 55	

52. Sonntag. Im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius. Luk. 3, 1—6.
Das Zeugnis des Johannes. Joh. 1, 19—28.

24 Sonntag	4. Adv., Adam u. Eva	4. Adv. Adv. u. E.	8 11	4 16		11 27	10 57	
25 Montag	Gl. Weihnachtsfest	Gl. Christtag	11	16		11 52	11 59	
26 Dienstag	Stephan ☿	Stephan ☿	12	17		12n15	—	
27 Mittwoch	Johann Ev., Edburg	Johann Ev.	12	18			1v 0	12n39
28 Donnerst.	Unschuld. Kinder	Unsch. Kinder	12	19			2 1	1 5
29 Freitag	Thom. v. Kant., David	Jonathan	12	19			3 3	1 33
30 Samstag	Lothar, Reiner	David	13	20			4 5	2 5

53. Sonntag. Vorstellung Jesu im Tempel. Luk. 2, 33—40.

31 Sonntag	S. n. Weihn., Silvester	S. n. Weihn.	8 13	4 21			5 7	2 42
------------	-------------------------	--------------	------	------	--	--	-----	------

Dezember ist ein Knecht der Nacht,
 Und doch sein Auge lichterhell lacht,
 Denkt an den Anfang, nicht ans End',
 Wenn lockend läutet der Advent.
 Und drückt ihn lastend mancherlei,
 So ist das Christkind doch dabei,
 Christkind der Tröster, wenn er friert,
 Christkind den kalten Ofen schürt,
 Christkind, im Wachen und im Traum
 Den Kindern strahlt sein goldner Baum,
 Christkind läßt Engel niederschweben,
 Es ist in toter Zeit das Leben.

P. D.



Herrscht im Advent recht strenge Kält',
 Sie volle achtzehn Wochen hält.

Hängt Weihnachten Eis an den Weiden,
 Kannst an Ostern Palmen schneiden.

Sanct Vit, der hat den längsten Tag,
 Lucie die längste Nacht vermag.
 Sanct Gregor und Sanct Crucis macht
 Den Tag so lang als wie die Nacht.

Am Weihnachtsfeste wächst der Tag
 So lang die Mücke gähnen mag,
 Am Neujahrsfeste wächst der Tag
 So lang ein Hahnshrei dauern mag,
 Am heiligen Dreikönig wächst der Tag
 Soweit ein Hirschsprung messen mag.

Glück und Unglück trag' in Ruh',
 Alles geht vorüber und auch du.



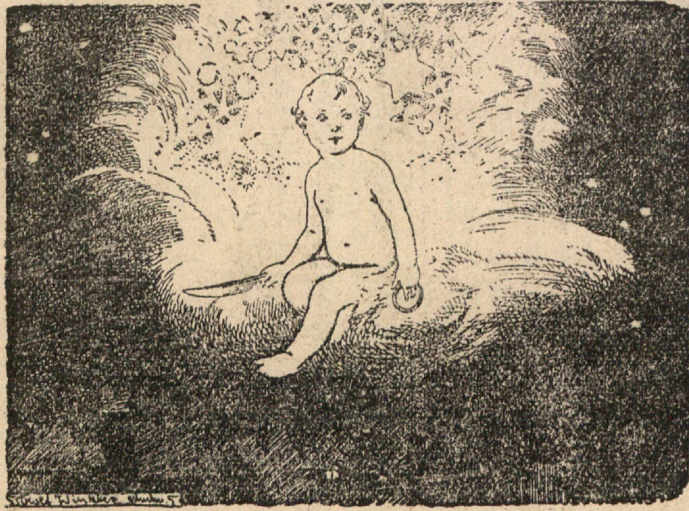
Die Sonne erreicht die Länge 270° oder
 die Sonne tritt in das Zeichen des
 Steinbocks am 22. nachm. 4 u. 8 M.

Winters Anfang. Kürzester Tag,
 längste Nacht.

Mond in Erdnähe am 14. nachm. 4 u.

" " Erdferne " 26. " 5 u.

Mond abwärts am 5.
 " aufwärts " 18.



Zum neuen Jahre!

Von Peter Dörfler

Im Sternenglanz der Mitternacht
Das neue Jahr ist aufgewacht.
Es hat den Ring in einer Hand,
Der bindet, was die Liebe fand.
Die andre trägt des Messers Stahl,
Der trennt und bringt die herbe Qual
Was Lieb' und Treu' zusammenschlicht,
Das fürchtet nichts, das zittert nicht.
Das schmiedete kein irdisch Jahr,
Das kam vom himmlischen Altar.
Das bricht kein Jahr und keine Zeit,
Es trägt das Siegel Ewigkeit.

Lieber Kalenderleser!

Es ist mein Ehrgeiz gewesen, dir ein kleines Schatzkästchen in die Hände zu legen. Vielleicht sagst du, das hättest du gar nicht nötig, zumal ein solches, auf dem geschrieben steht: Kalender. Dieses ist ja bloßes Papier. Und du denkst an ein anderes Schatzkästchen, auf dem sei zu lesen: Wertpapiere, Banknoten. Ich will dir ja die Freude an ihm nicht verderben und etwa sagen, es könne eines Tages auch „bloßes Papier“ sein, von Mäusen oder Flammen verzehrt, von Dieben geraubt werden. Aber wenn die Schrift vor solchen Schätzen warnt, dann muß es doch auch andere und bessere geben, und ich darf ohne Ruhmrederei behaupten, daß du solche wahre Schätze, die wir zu sammeln beauftragt sind, in unserm Kalender finden wirst. Ich will dir verraten, wo ich sie gesammelt habe. Sie stammen zum geringsten Teil aus eigenem Gut. Aber wir haben ja in unserem Lande nicht nur die Schatzhäuser der Banken, wo schwindelerregende Werte aufgespeichert liegen, sondern so manche andere, wo jeder als Schatzgräber Zutritt hat.

Da ist eine Stube in der Stadt und eine auf dem Land. Darin finde ich meine ersten Köstlichkeiten, Kinder, Eltern, Großeltern, Besuche, nach guter, deutscher Art, christlich geprägt, rechtwinkelig an Leib und Seele. Sie tun nicht vornehm, aber sie sind vornehm. Sie sind gewachsen in unserer Zeit, aber Sitte und Brauch der Vorfahren sind in ihnen so wirksam, daß man nicht an wilden, jungen Most, sondern an alten edlen Wein denken muß. Von ihnen gehe ich nie weg ohne ein Körnchen für mein Schatzkästlein, ob sie schweigen, reden, schaffen oder leiden.

Sodann bin ich seit meiner Studentenzeit immer gern durch deutsches und welsches Land gelaufen. Hinter den Fenstern der Eisenbahnwagen bin ich mir wie in einem Gefängnis vorgekommen. Da draußen ist ein Tal mit Mühlen, Auen, Wäldern und einem feingeschlängelten, weißen Sträßchen, und ich kann nicht hinaus! Dort drüben winkt ein Städtchen hinter alten Mauern, eine Kirche, die Frau Kunst unterwegs zu den Königen verloren zu haben scheint, ein Schloß, das wohl einmal in einer besonders lauen Maiennacht aus dem Berge ganz natürlich wie aus seiner Wurzel gewachsen ist — der Kerkermeister Zugführer rast vorüber! Ich aber möchte diese Kleinode nicht nur wie Kinobilder anstarren und verschwinden sehen. Sie gehören mir erst, wenn ich Schweiß für sie bezahlt, wenn ich an ihren Brunnen getrunken, ihren Rasen gestreichelt, über ihre Treppen gestiegen, ihre

Winkel entdeckt; ich muß zu ihnen wie in die Weihnacht durch einen langsamen, geheimnisvollen Advent, wie in die Ostern durch eine harte Fastenzeit gewandert sein. Und jedesmal schäme ich mich aufs neue, daß ich diese Schatzhäuser, Schatztäler und -Wälder solange nicht heimsuchte und mich mit dem Trödel abspesen ließ, den man so gewöhnlich für Geld haben kann.

Ich nenne noch ein Schatzhaus, das wir für den Kalender geplündert haben: Unsere unermesslichen Büchereien. Ich will dir verraten, was ich von diesen ungehobenen Reichtümern denke: Wie kommt es, daß unser Volk zum Schund und Schmutz greift, wenn solch feurriger Wein, solche gesunde Nahrung, solch echte Tränklein in Hülle und Fülle einladen? Es gibt bestimmte Krankheiten, die sich in einem Widerwillen gegen natürliche Speisen und in einer Eier nach unnatürlicher Nahrung äußern. Solche Kranke essen Rot, Schuhschmiere und ähnliche Feinkost. Seltsame Verkehrung des Geschmacks! Wer Schmutz und Schund liebt, muß krank sein! Und da es so viele tun, leben wir in einer Pestzeit, ohne es recht zu wissen!

Doch nun sagst du mir, lieber Kalenderleser: „Wenn die Vorfahren die wertvollsten Bücher geschrieben haben, warum schreibst du ein Neues, da wir doch das Alte noch lange nicht ausgezehrt haben? Glaubst du vielleicht Besseres zu leisten als der verehrungswürdige Peter Hebel, der das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes schrieb oder Alban Stolz, der gewaltige Kalendermann?“ O nein, so vermessen bin ich keineswegs! Aber im Schrifttum ist es wie in der Natur. Die Mutter Erde hat uns den Ertrag früherer Jahrhunderte in den ungeheuren Kohlenbecken und reichen Erzadern aufgespeichert. In der gegenwärtigen Zeit kann sie solche gigantische Reichtümer gar nicht schaffen. Aber gleichwohl muß es Saat und Ernte geben, sie muß für die Bedürfnisse des Tages und auch für künftige Geschlechter weiterarbeiten. Und so hat jede Zeit eigene Gedanken, Kämpfe, Bedürfnisse und Räte. Und nur wer in ihnen lebt, kann sie verstehen und in ihnen wirken. Daraus erkennen wir das Recht, vor den großen Schatten der Vergangenheit nicht verstummen zu müssen und die Pflicht, in die Furchen unserer Zeit zu säen, sie zu jäten, neu zu ackern und auch einmal zu brennen und zu schneiden. Unsere Zeit nun, die am Kino krankt, nicht nur am Filmkino, sondern an der Eier, die jeden Augenblick sagt: Die Leichen fort, ein neues Spiel! glaubten wir nicht durch eine Menge Wissensstoff, Futter für flüchtige Augen

und Neugierde besäen und bestellen zu sollen, sondern möglichst durch lauter: Nimm's mit, es steckt Segen drin! möglichst durch Körnlein, die in willigen Herzen weiterwachsen können.

So bringen wir denn, als belanglos für dein Gemüt weber ein Eisenbahnglück oder ähnliche Vorkommnisse im Bild, noch einen der gegenwärtig das Staatsschiff steuernden Herren. Nur das Gebäude, in dem endlich ein wirklicher Friede geschlossen wird und den großen Mann, der unser Volk von dem Riss, an dem es hängt, losreißt, wollen wir den Lesern einmal so eindrucksam als möglich zeigen. Inzwischen können wir erfreuliche Bilder vom Lauf der Welt nicht abnehmen. Wir zeigen euch also solches, was vor hundert und mehr Jahren schön und erfreulich anzuschauen war und es auch noch nach langer Zeit sein wird. Die Bilder, Geschichten, das Heitere und Ernste dieses Kalender soll dem Wein gleichen, der mit dem Alter immer köstlicher und feiner wird. Wir möchten dir nichts sagen, was schon veraltet auf dem Weg von meinem Schreibpult zu deiner Stube. Greifst du einmal den Kalender nach zehn Jahren wieder hervor, so sollst du sagen: „Jetzt begreife ich erst ganz, wie ehrlich, echt und wahr alles ist, was drin-

nen steht!“ Am liebsten wäre es dem Kalendermann, wenn du das Gefühl hättest, all das Gesagte habest du schon längst mit dir herumgetragen und beiläufig auch schon gesagt oder doch sagen wollen. Wenn wir zum Schluß dieses Briefes an die Leser rufen: Ein glückseliges neues Jahr, so meinen wir das ganz in seinem tiefen Sinn. Es kann und wird ja nicht werden ein glückseliger Zustand wie im Paradies. Glückselig kann man sein mitten im Drang der Arbeit, bei kargem Auskommen und auf rauen und stürmischen Pfaden. Die Kirche sang ja ihr Alleluja auch zur Zeit der Verfolgung, in den Katakomben und bei den Einfällen der Hunnen. So haben auch hoffentlich wir noch etwas, was uns kein „Friedensparagraph“, keine feindlichen „Sanktionen“, keine Blockade nehmen kann. Das wollen wir umschließen mit ganzer Kraft, es hüten im eigenen Herzen, pflegen in Kindern und Enkeln, dafür streiten bis zum letzten Herzklopfen. Denn Glückseligkeit ist nicht nur, es zu besitzen, sondern auch es zu verteidigen. Und so wage ich es wirklich zu hoffen, daß alle Leser ein glückseliges Jahr haben werden und wünsche es ihnen noch einmal von Herzen.

Der Herausgeber.



Der Säutmeister

Von Hermann Franz*)

Es ist nicht einträglich, ist ein Ehrenamt, und bringt mir doch reichen, klingenden Lohn; es ist ein wichtiges und doch ein lustiges und liebes Amt, ein hohes und dauert doch nur einen einzigen Vormittag im ganzen Jahr. Es ist kein von Staat, Kirche oder Gemeinde verliehenes Amt; ich habe mir's selber angeeignet an einem sonnenhellen, maiengrünen Fronleichnamstag und seine Würde eine frohe Morgenstunde lang genossen.

Da, wo ich vom Samstag abend bis zum Montag morgen reine Sommerluft in meine Stadtlunge schöpfe, macht der liebe Gott zu Fronleichnam einen weltlichen Umgang rund um sein Dörflein. Die Buben mit sauber aufgekämmten Haarschüppeln, die Dirnlein mit frisch geringelten Festtagslöcklein, die Jungfrauen im weißen Kleid, die Bauern mit brennenden Kerzen und die Mütterlein mit dem Rosenkranz in der Hand begleiten ihn auf seinem Weg. Die Veteranen machen ihm Musik, die Ministrantenglöcklein mischen sich ins fromme

Beten der Menge und Weihrauchwölkchen umflattern den Zug, über dem die Fahnen fliegen. An den Häusern, wo er vorüberkommt, hängen bunte Tücher vom Fensterfims und stehen heilige Figuren oder Kreuze unter Glasstürzen im offenen Fenster. Auf der blumenbestreuten Straße zwischen den Häusern und Gärten und ein Stücklein auf dem Feldweg geht der liebe Gott. Denn er will seinen Frühlingssegens einem jeden geben, der ihn haben will. Die Menschen grüßen ihn mit gebeugtem Knie, die Obstbäume schütteln ihre Blüten auf den Baldachin, unter dem er wandelt, und im Feld neigen sich die jungen Saaten unbeholfen nach Rinderart; denn sie verstehen noch nicht, sich zu bücken wie die erwachsenen Aehren im Sommer, wenn der Herr im Wetter spricht und sein Hauch über die Felder geht. Am Wege sind kleine Altäre ausgerichtet mit Heiligenbildern und Leuchtern und Blumenstöcklein; der eine steht am Fuß der alten Dorflinde, die ihre mächtigen Äste drüberbreitet wie ein hohes Kirchendach, um die andern beiden beim Feuerhaus und am Kriegerdenkmal sind junge Birken gesteckt als ein lichtgrüner Hain. An den

*) Von dem Verfasser erschien im Verlag Pareus & Cie., München, „Der Steg zum Lande Frohmuth“, deutsche Märchen für Große und Kleine.



drei Stellen verhält sich der Zug ein Weilchen; ein Choral von hellen Kinderstimmen steigt zum blauen Frühlingshimmel, und durch den Weihrauchnebel blüht golden die in Kreuzform geschwungene Monstranz. Auf dem Turm aber wiegen sich die Glocken in ihren Stühlen, und

beim Steinbruch am Sügel fahren die Böller auf. Solch ein schimmernder Fronleichnamsmorgen war's, zu dem mich in meinem Dörflein die Sonne weckte. Die Sonne und die Veteranen. Denn die marschierten mit Getrommel und Musik umher. Da tummelte ich mich. Auf

der Straße streuten sie schon Gras und Blumen, unter der Linde ward gezimmert, beim Feuerhaus wurden die Kerzen auf die Leuchter gesteckt, am Kriegerdenkmal die Birkenstämme gespißt und aufgestellt. Das ganze Dörflein war wach und eifrig daran, sich zu schmücken. Vor der Sakristei schwang ein Ministrant die Blutpfanne fürs Weihrauchfaß, und droben im Turm guckten drei Bubenköpfe herunter, jaßt dort, wo die Glocken hängen.

Die Dorfkirchtürme haben mir's angetan. Es steigt sich im dämmerigen Gemäuer so wunderbar beklommen und doch so lustig aus der Weihrauchluft der Sakristei hinan über die knarrenden Stiegen, es sitzt sich so froh auf dem alten Gebälk droben im Helm oder im Satteldach. Unter einem pocht das Uhrwerk wie ein Wurm im Holz, und alle Stundenviertel rückt der Hammer aus und fällt muchtig auf die Glocke, daß der Hall lang nachzittert im stillen Turm. Ringsum aber ist's ein weiter, prächtiger Ausguck durch die Fensterlein auf das Dorf und die Fluren, über die Wälder und Hügel bis zu den fernen Bergen.

Der Turm in meinem Sonntagsdörflein ist mein besonderer Freund. Ich kenne ihn ganz genau, von den dicken Grundmauern, die noch die alten Römer gefügt haben sollen, bis hinauf in den obersten Zwickel im First, wohin man das Leiterlein nachziehen muß, um hinaufzukommen. Ich bin ihm schon manch Stündlein im Sattel gefessen, und er hat mir erzählt, was es alles gesehen und erlebt hat in all den Zeiten, seit er ein römischer Wachturm gewesen.

Als ich auf meiner Morgenwanderung über den Anger ging, wo die junge Linde steht, die berufen ist, nach dem Tod der alten einmal Dorflinde zu werden, läuteten die Glocken zusammen, und als ich zur Kirche zurückkam, war schon die Gemeinde versammelt, den lieben Gott zu seinem Rundgang abzuholen. Die Morgensonne leuchtete durch die hohen Fenster und schien ins zartgrüne Blätterwerk der Birken, aufs rote und blaue Tuch der Fahnen und in die Schleier des Weihrauchs, die wie die sichtbar gewordenen Klänge der Orgel durch den Raum schwebten. Es war ein liebliches Morgenbeten, und Herz, Aug' und Ohr hatten ihren gleich fröhlichen Teil daran. Aber kaum war der letzte Segen gesprochen, da schlüpfte ich schon durchs Pförtlein zu meinem Freund, dem Turm. Mauerwerk und Stiege und das Geländerlein in meiner Hand zitterten vom Schwall der Glocken, als ich hinankam, und da ich durch die Bodenlücke den Kopf in die Glockenstube steckte, zog ich ihn schier entsetzt zurück, solch ein Dröhnen schlug mir entgegen. Da schwankten die Glocken in ihren Stühlen

hin und wider, als wären's wilde Gepanzerte, die mit schweren Schritten daherstampften, und ich duckte mich, so oft sie auf mich losprangen. Ueber eine Weile aber wurde ihr Schritt langsamer, sie schaukelten noch ein wenig und hingen dann stille. Hinter ihnen kamen drei Bubenköpfe zum Vorschein, die guckten neugierig und lustig auf mich, der ich nun vollends emportauchte, drei Jackenärmel fuhrn über drei roterhigte Bubengesichter, und Wispern und Gekicher kam mir als Willkomm entgegen. Aber wir waren bald gute Freunde. Wie könnte ein Freund des Turms den Buben gram sein, die seine Glocken läuten! Und auch die Buben hatten's bald heraus, was ihr Turm bei mir galt. So wurde ich denn ins Vertrauen gezogen, und während wir einträchtig vom Turm auf den Zug hinuntersahen, der unter uns auslief und mit Musik und Fahnen, Kinderlein und Jungfrauen, Veteranen und vielem Volk seinen Rundgang antrat, erfuhr ich mancherlei Hochwichtiges: Wenn wo Glocken läuten, so müßten Buben sein, die an den Seilen ziehen. (Das leuchtet ein, und die Buben waren da.) Und wenn wo Böller krachen, so müsse einer sein, der den glühenden Stachel an den Pulversack hält. (Auch der war da und schürte drüben beim Steinbruch am Hügel sein Feuerlein.) Wenn aber die Böller im rechten Augenblick schnallen sollen, und wenn das Geläut zusammengehen soll, so daß die große Glocke nicht zu früh und nicht zu spät ihren Brummbaß ins hellere Klingen ihrer kleineren Schwestern mischt, und wann endlich das Geläut und die Schießerei richtig zusammenklappen soll, dann müsse einer sein, der die Geschichte in die Hand nimmt. Der müsse, so sagten die drei, seinen Posten bei den Fensterlein am obern Glockenboden haben. Denn von da allein sehe man ungehindert rundum, auf den Weg des Zugs und auf die Altäre. Wenn aber der Herr Pfarrer sich zum Segen enschiele, so müsse der droben mit dem eisernen Vengel der Vesporglocke eins versetzen, die oben hänge; das sei ihnen ein Zeichen, daß die Glocken in Schwung kämen, und dem am Hügel, die Böller loszuschallen. Nun müsse er aber hinauf an die Fensterlein, sagte der älteste der drei; der Zug könne nimmer weit von der alten Linde sein, und er müsse Ausguck halten und dann gleich herunter, um „die Große“ zu läuten. Freilich, sagte er, sei's schwierig, zweien Herren zu dienen. Und er setzte schon den Fuß auf das Leiterlein, das hinaufführte. Aber ich faßte ihn beim Jackenzipfel und zog ihn herunter. „Buben“, rief ich, „das ist was für mich. Ich will euer Läutmeister sein!“

So ward ich's. Saß ein Stündlein hoch

droben an den kleinen Fenstern, sah den Zug unten hinziehen von der Linde zum Feuerhaus und von da zum Kriegerdenkmal und zurück zur Kirche. Im rechten Augenblick schlug ich mit dem eisernen Bengel auf die Glocke, und unter mir begann's zu ächzen und sich zu wiegen, das Gebälk fing an zu zittern, und die Glocken wurden laut, und der am Hügel drüben zog seine Stange aus dem Feuer und ließ seine Böller krachen, drei an der Zahl jedesmal und schön in Abständen hintereinander. Es ist herrlich gegangen und hat alles bis aufs Tüpfelchen geklappt.

Und so sitz' ich heut wiederum an den Fenstern über den Glocken im hohen Satteldach. Drunten kommt eben der Zug zurück, die Fahnen bücken sich und verschwinden im Portale, die Väter folgen ihnen nach, und ihr Gesang tönt nun leise aus dem Kircheninnern zu meiner Höhe herauf. Der letzte Böller ist verkracht, der letzte Glockenton verklungen. Mein Amt ist aus für dieses Jahr. Und doch sitz' ich noch auf meinem Posten. Ich schaue sinnend zur alten Linde hinüber und sehe sie als Bäumchen, um dessen schlanken Stamm frohe Kinder

den Ringelreihen tanzen; und es sind die Urgroßväter derer, die heut unter ihrem weiten Blätterdach dahingezogen sind. Ich blicke zur jungen Linde hinunter, sehe ihren schmächtigen Schaft in Jahrhunderten erstarkt, einen Altar ausgerichtet an ihrem mächtigen Stamm und einen Zug frommer Väter an ihr vorbeiziehen; und es sind die Urenkel derer, die heut an dem kleinen Bäumchen vorüberwallten. Der stille Kirchhof liegt unter mir mit seinen grünen Hügeln und seinen Steinen und Kreuzlein; allein die Kreuze und Steine von heut sind zerfallen, und viele neue seh' ich an ihrer Stelle. Aber der heute segnend um das Dörflein und durch die Flur wandelte, wandelt und segnet wie heute, die jungen Saaten blühen sich wie Kinder, die Obstbäume streuen ihm Blüten auf seinen Weg, und die Glocken grüßen ihn, wie an diesem Morgen.

Lieber Herr! Wenn die Uhr, über deren pochendem Werk ich hier sitze, ausholt, um mein Stündlein zu schlagen, gedenke mein, ob du in deinen hohen Himmeln dort oben nicht etwan einen treuen, himmlischen Läutmeister brauchen kannst?

Der Goldonkel

Herbstmahnung von Peter Dörfler

Noch singt die Sonne:
Sommerzeit!
Doch hat sie schon den Herbst
zum Gaste,
Oft hängt sein fahles Nebels-
kleid
Vor'm Fenster an dem brau-
nen Aste.

Die Kinder stehen um ihn
her,
Er zeigt die strohend vollen
Taschen,
Er winkt mit Dolben gol-
dig, schwer
Und läßt sie süße Birnen
naschen.

Sie rufen: Onkel aus Schla-
rassenland,
Füll uns mit neuem Most
die Kännlein!
Wir fesseln dich mit Som-
mersädenband,
Rustnader, blaues Pflau-
menmännlein!

Doch wenn er dann mit
Sack und Pack
Sich niederläßt auf fahlen
Wiesen,



Verstummt mit eins der
Schabernack,
O weh, wen haben sie ge-
priesen!

Der Onkel wickelt mehr und
mehr
Die Sonne ein in graue
Hüllen.
O, wer ein schnelles Bög-
lein wär,
Der risse aus vor seinen
Grillen.

Drum liebes Mädchen, lie-
ber Knab,
Wißt du das große Glück
beschwören,
Schau nicht, was es für
Taschen hab,
Daß dich vom Golde nicht
betören.

Wähl dir, was leicht, was
dauernd frommt
Und was auch birgt zwei
starke Flügel,
Die spannst du, wenn dein
Winter kommt
Und fliegst zum Frühlings-
sonnenhügel.

Der Besuch

Von Peter Dörfler

Herrenvetter, macht doch 's Licht an," bat die kleine, schimmelköpfige Walburg, „der Wind braust so wüßt, und ich fürcht' mich!"

Der Herrenvetter, der in Strumpfsocken, die Arme wohligher verschränkt, in der Stube auf- und abging und den Kopf in kühnen Träumen hob, sagte: „Im Dunkeln ist gut munkeln, und so ein Oktobersturm, wenn man in der warmen Stube spaziert, ist wie die schönste Geistesgeschichte. Wenn ich so hinauslose, hör ich die armen Seelen miteinander disputieren und über die arge Welt klagen, und ich vergeß dies elende Markten und Kramen. Ich wollt', ich könnt' mitliegen."

Diese Beschwichtigung beunruhigte auch die größeren Kinder, den Valentin und die Fränze. Sie zupften an dem Vetter: „Zündet 's Licht an!"

„Geht in die Küch', zu Vater und Mutter. Die haben Licht! Schaut, die Mutter segt das Geschirr, könntet wohl ein bißchen helfen."

Er blieb lauschend und spähend an dem kleinen Fenster stehen, durch das gedämpftes Licht und leises Geflüster aus der Küche kam.

„Wir dürfen nicht!" flüsterten die Kinder. „Der Vater leidet's nicht!" Der Vetter nickte, und ein spottendes Lächeln ging um seine Lippen. Er sah wohl, warum die Kinder nicht zu den Eltern durften. Die waren jungverheiratet, und der Stiefvater, der Rappengliß, schien noch recht verliebt. Er umhütselte sein schönes Weib. Das war zwar ernster und verwies ihm „sein kindisches Gebabe" ein übers andere Mal. Aber er machte dann ein so verlegtes Gesicht und fragte schmallend, ob sie ihn denn nur als Knecht eingelan habe, weil sie so fremd gegen ihn sei; da ließ sie es schließlich geschehen und gab ihm nach. Dies sah und hörte der Vetter am Guckerfenster, und jetzt dauerten ihn die Kleinen. Er machte Licht.

Es erhellte eine nicht allzu große, niedere Bauernstube, spielte um die Herrgottsecke und deckte auch einige Bilder an den Wänden, zwei derbe Selbstbilder aus der Großvaterzeit und eine Anzahl von Photographien in schlechten Rähmchen. Diese studierte der Vetter. Er rief dann und wann einen Namen, als hätte er einen Bekannten getroffen und fügte ein lobendes oder schmähendes Wort hinzu. Auf einmal rief er: „Wo ist denn der Hansjörg, euer Vater? Der ist doch über dem Kanapee gehangen und seine Auszeichnungen dabei. Ich find' ihn nicht!"

„Der hängt jetzt in der schönen Kammer

oben, wo die „guten" Sachen alle sind!" gab der kluge Valentin Auskunft.

„So, in der schönen Kammer und bei den „guten" Sachen! Da friert er ja!"

„Ei du," lachte Fränze geringschäßig, „der friert doch nimmer, wenn er doch im Grab liegt, weit, weit fort in Frankreich!"

„Freilich friert ihn, auch muß es ihm in der oberen Kammer langweilig sein. Kein Mensch kommt zu ihm hinauf, möchtest du in der schönen Kammer sein?"

„Ich bin doch kein Bild!" verwies ihn der Bub.

„Gewiß hat er Heimmeh nach euch und möcht' allweil auf euch hersehen; ihr seid ja seine lieben Kinder! Er denkt an das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn! und fürchtet, es könnt' bei euch und sonst noch jemand zutreffen."

Jetzt kamen ein schwächliches, noch bartloses Knechtlein und die hagere, ältliche Stallschweizerin herein. Sie hatten dem Vieh die letzte Wart angetan, sich gewaschen und setzten sich nun an den Tisch, um ihr allabendliches Mühl-fahrenspiel zu machen.

Der Vetter setzte seinen Spaziergang fort. Der Junge, der eine kecke Spitznase und ein spöttisches Gesicht hatte, rief ihm zu: „He, Herrenvetter, tuß Mückenfangen oder die Welt verbessern?"

Die Walburg stellte sich zum Knechtlein, machte große Augen und flüsterte ihm ins Ohr: „Er lost, was die armen Seelen disputieren!"

Das Knechtlein lachte kurz auf und sagte dann laut: „Ja, ja, wenn man grad selber eine arme Seel ist und kein Geld und keinen Schnaps hat!"

Der Herrenvetter tat, als hätte er nichts gehört und wandelte wie ein weltverlorener Mönch auf und nieder, die Hände in den Rockärmeln.

Dieser schon ergraute, aber jugendlich lebendige Mann spielte im Hause, wenn ihn von Zeit zu Zeit eine Krankheit oder die Not hertrieb, eine eigentümliche Rolle. Er wurde halb als Herr, halb als halbbaziger Lump behandelt. Er war eine von den schwärmerischen Naturen, die sich in bürgerlich-ruhiges Wesen nicht einfügen wollen. So hatte er denn im Laufe der Jahre vielerlei getrieben, aber während sein wolkenstieherisches Streben über seine Verhältnisse hinausstrahlte, war er von Stufe zu Stufe herabgesunken, hatte sein Vermögen verloren, von Zeit zu Zeit ganz in Niederslichkeit gelebt und ernährte sich gegenwärtig von einem

Hausierhandel, der seinem unruhigen Geiste am ehesten gemäß war. Wenn er sich einmal in einem Wirtshaus verlor, war ihm jeder Bettler und Schnapsbruder als Geselle recht. Aber wenn er wieder zu seinem besseren Menschen zurückgefunden hatte, setzte er sich am liebsten zu den Herren und sprach mit ihnen, als hätte er hohe Schulen besucht und all seine Tage lang ein wohlgefügtes und ertragreiches Leben geführt. Heute stand er ganz und gar im Herrenzeihen und rang das Verlangen mit dem Grünspan anzuheften, lange nieder.

Endlich aber neigte er sich doch an den Tisch und sagte zu dem Wühlhauer: „Kurios müßt' es zugehen, wenn das, was da draußen fliegt und seufzt, wirklich die Gefallenen wären, die jetzt auf die Armenseelenzeit aufgestanden und auf dem Heimmarsch wären. Kurios, sag ich, und es müßt' nicht gut ausfallen, wenn die vielen Guten in unsere ungute Zeit hineinschneiten. Das hab' ich jetzt gedacht, wenn du's wissen willst, und oft, wenn ich so von Haus zu Haus herumtapp und in die Häuser und Zustände hineinschneite, setzt mir das zu. Mir kommt's manchmal vor, als wär' der Weizen auf den Schlachtfeldern geblieben und die Spreu liege daheim aufgeschichtet!“

„Wenn du an dir hinabschaust, können dir solche Gedanken leicht kommen,“ warf ihm das Knechtlein grob hin.

Der Herrenvetter aber nickte lebhaft: „Ich will mich gewiß nicht ausnehmen, ich bin's ja nicht wert, daß mich die Sonne anscheint. Auch müßt' ich niemand kränken; es gibt auch jetzt noch überall wackere Leute. Aber es ist doch bei uns wie auf einem verhegten Feld. Da eine Aehre und dort eine ungebrochene Aehre; aber dem Unkraut hat das Unwetter jedenfalls nichts getan. Das wuchert und macht sich breit. Der Krieg ist kein Schnitter, sondern ein Hagel gewesen.“

„So hör' doch auf, von dem Schwindel zu reden! Nichts als vom Krieg und wieder vom Krieg! Gehst ins Wirtshaus, dann kommen die Veteranen und hörst nichts als von der Sonne, vom roten Turmpaß, vom Trommelfeuer, von Offizieren und Russen und Schlawaken. Gehst in die Kirche, so flucht der Pfarrer Kriegsgeschichten in die Predigt ein und — Held hin und Held her! Gehst über Feld, dann fängt einer an zu hinken und sagt: „Ich bin halt nichts mehr, den Rheumatismus hab' ich mir im Feld g'holt für mein Lebtag! Bist auf dem Acker und willst, daß d' Arbeit vorangeht, dann setzt sich einer auf die Garb und hält den Kopf: die Sonne kann er nimmer ausfinden von seinem Kopfschuß her. Bist auf 'm Tanzboden, so hört einer auf einmal 's Tanzen auf: laß mich schnaufen, Schatz, ich muß aussetzen, ich steh' 's

nicht aus, ich hab' mein' Treff! Und so ist überall ein Betue, schlecht wird mir, wenn ich bloß etwas von dem Krampf hör'!“

Der Herrenvetter zwirbelte immer schneller den Schnurrbart, seine blauen Augen leuchteten, er lachte grimmig: „Siehst, was man doch alles hören kann, wenn man viel in der Welt herumkommt! Schau, mich plagt gerade die gegenteilige Erfahrung. Ich bin so wenig im Feld gewesen wie du. Aber ich muß mir immer denken: Wie muß es dem Frontsoldaten sein, wenn grüne und graue Männlein, junge und alte Weiber schon jetzt die Nasen rümpfen, wenn einer von seinen Wunden und Gebrechen spricht und wenn er von seinen Erlebnissen erzählt, die Tag und Nacht mit ihm gehen. Wenn es dem Bauern lästig ist, weil sein Trumpf, den er in der Hand hat, nämlich seine Kirchweihrausereien aus früherer Zeit, nicht mehr stecken will, und den Mädchen, weil man nicht allweil etwas zum Lachen und Tändeln vorbringt, sondern von der schweren und grausen Zeit umgetrieben wird! Doch von den Lebenden will ich still sein! Die können sich schon selber helfen. Aber die Toten! Von denen redet oft nicht einmal ein Grab.“

„Die können zufrieden sein, haben ihr Ehrenmal in der Kirche, und wer will, kann ihre Namen noch in ewigen Zeiten lesen.“

„Und wer liest sie denn? Es gibt leider Leute genug, die sie am liebsten so geschrieben müßten, wie die Namen auf Schultafeln. Da spuckt man hin und löscht sie aus.“

„Man kann an allem abessen, wenn es zu oft ausgekostet wird; und wenn ein Krieg so ausgeht, wie der . . .!“

„Dann muß man erst recht dies ehren, was der Ehre noch wert ist, sonst meint man, die Spitzbuben seien die einzigen Vorbilder, zu denen man aufschauen müsse, denn sie hätten den besten Teil erwischt.“

Die Kinder sprangen auf. Denn eben war einer der Äpfel geplatzt, die sie im Ofen als Bettstückerle bräuten, und sie nahmen ihn geschwind aus dem Röhrle, damit der beste Saft nicht auslaufe. Da auch die anderen lind waren, griffen sie alle heraus und brachten sie in ihren Schürzen an den Tisch. Der Knecht und die Schweizerin hatten ein neues Spiel begonnen und aßen schweigend zwischen den einzelnen Zügen die duftenden Früchte. Der Herrenvetter aber hob seinen Kopf und schaute in die vom Oktobersturm durchtobte, aber vom Mondschein erleuchtete Nacht hinaus. Da sah er vom Hügel herab zum dunklen Wald hin ein Laternenlicht schwanken. „Schaut, Kinder, das Licht“, rief er. „Man sieht keinen, der es trägt und wenn heut' schon Allerseelen wäre, sagte ich, es sei wirklich keine Laterne, sondern ein Ar-

mensseelenlicht. So eines ist Jahr um Jahr übers Hart nach dem Friedhof auf den Jörgeberg gegangen, euer Aehnle hat es oft gesehen und viel für diese arme Seel' gebetet. . . . Sie wird jetzt wohl erlöst sein. Heuer könnt' es wohl geschehen, daß an Armenseelen viele Lichter daherschwanken. Denn es heißt ja: Am Allerheiligenabend fliegen die Seelen, die in der Fremde begraben sind, nach ihrem Heimatsort, damit sie ihren Teil vom Segen und Gebet bekämen. Und solche in der Fremde, weiß kein Mensch wo Verscharrete, gibt es seit dem großen Krieg in die Hunderttausende. Das könnt ein Wimmeln von Lichtlein geben! Kinder, wenn euer Vater an Allerseelen kommt, tut ihn nicht übersehen!"

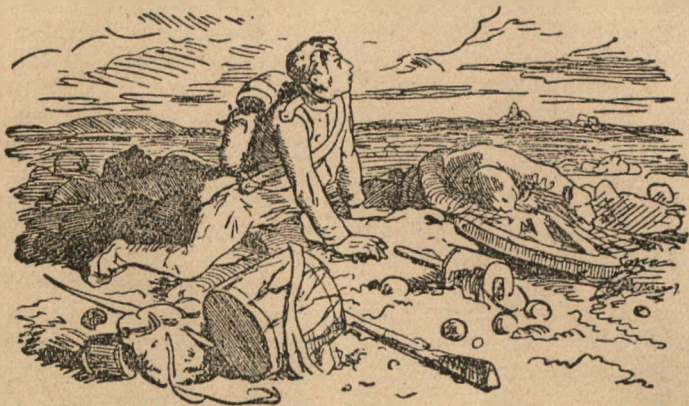
"Der Vater wird kommen?" jauchzte die Kleinste. Und sie lief nun doch in die Küche hin-

"Mutter, was tust du denn mit dem zweiten Vater?" fragte die Walburg in ihrer Unschuld.

"Ihr sollt jetzt ins Bett gehen und keine Dummheiten schwagen. Der Vater selig ist beim Himmelvater. Er wird nimmer kommen. Aber ihr sollt brav sein, daß ihr einmal zu ihm kommen könnt!"

Die Kinder merkten an dem finsternen Gesicht des Vaters, daß sie die Fragen, die sie bedrängten, verschlucken mußten. Sie gingen zu Bett in dem unbestimmten Gefühl, daß sie „böse" gewesen seien. Die Mutter ermahnte sie auf der Stiege und in der Kammer für den Seligen zu beten.

Als sie zurückkam, setzte der Rappengliß erst mit ganzer Kraft ein, den Better zu widerlegen. Die Alten hätten noch viel Aberglauben mit sich herumgetragen. Jede Laterne, die einem



aus, schreiend: „Der Vater selig kommt an Allerheiligen mit einem Lichtlein, der Better hat es gesagt!"

"Was, Schmarren!" brauste der Rappengliß auf. Dem Weib aber sprangen gleich die Tränen aus den Augen.

Sie gingen in die Stube, wo ihnen auch die anderen Kinder entgegenriefen: „Der Vater selig kommt auf Allerheiligen!"

Der Rappengliß schaute den Herrenvetter böse an: Was er den Kindern für einen Schmarren vorsetze?

"Einen alten Schmarren!" erwiderte der. „Agath', du mußt doch auch wissen, wie das Aehnle immer sagte: Die Seele, die in der Fremde ihr Grab hat, fliegt an Allerseelen heim, weil sie in der Fremde nicht Weihwasser noch Gebet bekommt!"

Der Knecht und die Magd lachten höhnisch und sichtlich lauter als es ihnen vom Herzen wollte. „Er ist ein ganzes Schwindelhirn!" schmähte der Junge. „Lieber tät ich an den kalten Brunnen sitzen als in die Stube, wenn der immer das Wort führen dürft!"

späten Wanderer geleuchtet, hätten sie für ein Armenseelenlicht ausgegeben. Die Toten stünden erst am jüngsten Tag wieder auf. In der Bibel hätten sie doch gelesen, daß solche nicht einmal um reiche Prasser zu bekehren, herübergeschickt würden. Und selbst wenn es wahr sei, daß Grenzverseher, Diebe, Erbschleicher drüben keine Ruhe fänden und in ihren Häusern umgehen müßten — seien denn die toten Helden solche Uebeltäter? Das Aehnle habe doch auch dieses gesagt: Wer für das Vaterland stirbt, der fährt vom Mund auf in den Himmel! Also bräuchten sie nicht in der Welt herumzubetteln."

"Aber es könnt' doch sein, daß sie noch einen Besuch machen möchten, nachzusehen. . . ."

Jetzt schlug der Rappengliß mit der Faust auf den Tisch: „Better, aus dir redet der Schnaps und ich mein', die Sach' mit den Geistern sei ausgerebet. Wir sind bei gesundem Verstand und wer den seinen z'grund gerichtet hat, schiebt sein Maul am besten ein. Ueberhaupt, Leuten von deinem Schlag stehen solche Reden schlecht an."

Der Herrenvetter stand auf: Er ging ein paarmal in der Stube auf und nieder, dann zog er seine Stiefel an und suchte seine Sachen zusammen.

Die Agath beschwor ihn dazubleiben. Allein da er heute ganz den Herrischen bei sich hatte, ließ er sich nicht mit guten Worten und nicht mit zudringlicher Gewalt zurückhalten: Er habe sich vor den Bildern des Ahne und Aehnles geschämt und lasse sich nicht wie ein Hund füttern und unter den Tisch weifen. Sein Mundwerk schwahe so gesunde Reden wie andere und der Besitz von Geld und Gut gebe keiner Rede Goldgehalt.

Auch der Rappengliß suchte den Erregten zu beschwichtigen, aber der junge Knecht hegte: Der Bauer möge sein Wort doch nicht bereuen. Der Herrenvetter hätte den ganzen Abend schnapsflüchtiges Zeug geschwätzt. Und man hätte doch ein gutes Recht, sich so ein irrsinniges Geschwätz zu verbitten.

Darnach setzte er noch ein Mühlfahenspiel an, der Rappengliß las die Zeitung, die Agath nahm eine Näharbeit vor, draußen knirschte noch lange der Ries unter den Tritten des Hausierers, der eine Sache vergessen zu haben schien und nochmal bis zur Türe zurückgekehrt war.

Eine Zeitlang schwiegen sie alle und nur das Knechtlein ließ bisweilen ein derbes Lachen hören, wenn er einen Vorteil errungen hatte.

Die Bäuerin ließ auf einmal die Arbeit sinken: „Könnst' jetzt so etwas vorkommen!“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

„Ihr meint, was der Narr geschwätzt hat?“ grinste das Knechtlein und lachte als wäre er selber ein helllichter Narr. „Dies ist nicht wert, daß man es von Elf bis Mittag merkt.“

Der Rappengliß legte die Zeitung weg: „Am End' bin ich noch froh, daß er aus dem Haus ist. Denn er bräch' uns noch durcheinander und hintereinander. Frag' doch dein' Verstand und dann brauchst so niemand zu fragen. Es wär' mir schon lieb, wenn jetzt davon nimmer geredet werden müßt!“

Nach einer Weile sagte sie: „Wir haben uns den langen Abend in früheren Zeiten durch den Rosenkranz für die armen Seelen kurz gemacht. Auf diese Wei' hat man immer an Vater und Mutter und Aehnle und Aehnle gedacht.“

„Und ans Urähnl und 's Buckähnl!“ spottete das Knechtlein.

„Jawohl,“ erwiderte sie ihm tapfer, „die haben ja auch für uns gearbeitet und es ist traurig, daß man ihnen ihre Mühe und Lieb' vergißt.“

„Man weiß schon, warum Ihr jetzt an den Rosenkranz kommt. Der Herrenvetter soll mir noch einmal einen Fuß in den Hof setzen, ich scheite ihn aber hinaus! So . . . und jetzt pack'

ich ein, mein Bett wartet und die Nächt' sind kurz und die Rosenkrän'z' lang!“

Als die zwei Eheleute allein waren, legte der junge Rappengliß schmeichelnd seinen Arm um ihre Schulter: „Du fürchtest dich!“

„Ja, ich fürcht' mich!“

„Fürchten muß sich, wer etwas Unrechtes getan hat! Wir haben Unrechtes nicht getan!“

Das Weib begann zu schluchzen, daß sie nichts antworten, nur heftig mit dem Kopf nicken und Ja, Ja deuten konnte.

Da begannen Angst, Bekommenheit und Eifersucht in seiner Seele zu kämpfen: „Reut es dich denn, daß du mich genommen hast? Haben andere so lang gewartet wie du? Und wenn er wirklich käm' und jetzt zur Türe hereinging, ich tät' ihn nicht fürchten, könnt' ihm mit gutem Gewissen entgentreten. Er hätt' im Falle, daß du weggestorben wärst, auch nichts anderes tun als heiraten können. Und wir ziehen seine Kinder wie es recht ist und halten und mehrten sein Sach. Eine Freud' müßt' er haben, ich wollt' er käm', und ich könnt' ihm alles zeigen!“

Sie wehrte heftig ab und schloß ihm den Mund. Da wurde er bitter: „Ich weiß schon, er ist halt alles, Hansjörg hin und Hansjörg her. Der Narrenvetter hat heut' den ganzen Tag bloß von ihm geschwätzt. Alles hat der Hansjörg gekonnt, alles ist er gewesen, ein Heiliger, ein Held; Gottvater steht allein über ihm!“

Jetzt trocknete sie die Tränen: „Du weißt, daß nicht wahr ist, was du redest. Wenn man sich nicht ganz im Recht weiß, übertreibt man. Ich bitt' dich nur eins: Bet' mit mir den Rosenkranz für ihn und ich versprech' dir, daß ich nie mehr etwas von der Sache rede!“

Und statt zu scherzen und zu tändeln, wie sie sonst gewohnt waren, knieten sie sich an der Bank hin und einsförmig wie draußen das Gemurre des Herbststurmes flossen ihnen die Gebete von den Lippen.

Als sie fertig waren, blieb das Weib noch knien und begann auf einmal förmlich die Hände zu ringen, und ohne erschreckende Seelennot malte sich in ihrem Gesicht: „Es wird doch nicht sein!“ klagte sie. „es wird doch nicht sein! Aber manchmal kommt's mich an: Wenn er nun nicht tot wär! Ich hab seinen gestorbenen Leib nicht gesehen! Dumme Gedanken! Ich hab' sie nie geachtet! Aber heut am Abend ist's mir wie etwas Gewisses vorgekommen. Es geht mir vor, daß ich gestraft werden muß. Denn wir haben nicht recht gehandelt.“

„Und warum denn nicht?“ rief er in Zorn und Angst, „weil wir glücklich gewesen sind, ist das Sünde?“

Sie schüttelte schwermütig den Kopf. „So müßt' es hier aussehen, daß er jeden Augen-

blick mit Freude eintreten könnt', und es ist nicht so, er dürft' nicht alles sehen und wissen. Wir müssen es gutmachen!"

Der Rappengliß ging zu Bett: „Weiber haben Mucken!“ brummte er, „und man muß warten, bis sie von selber versurren, ich hoff', es sei morgen geschehen, sonst muß ich räuchern!“

An den folgenden Tagen wurde weder vom Herrenbettel noch von seiner seltsamen Sage gesprochen. Die Kinder vermieden es sogar vom Vater selig zu reden. Aber sie liefen fleißig in den Wald und holten Moos, Vogelbeeren und Eichenlaub für den Friedhof.

Die Mutter war unermüdet an der Arbeit, wie immer. Sie bat um Rask; der Rappengliß wunderte sich: es sei doch kein Fest im Anzug und um diese Zeit pflege sonst niemand zu weihen.

Das sei freilich wahr, erwiderte sie, aber in den Kriegsjahren habe alles gelitten und sei heruntergekommen. Wenn die Schwäger zum Grabbesuch kämen, so sollten sie es so sauber finden wie früher, und wenn möglich noch sauberer. Da bestellte der Rappengliß den Rask.

Als sie die Stube geweiht hatten und die Bilder aufhängen, da brachte der Bauer auch die Bilder des Gefallenen von der schönen Stube herab, dazu das Kästchen mit den Auszeichnungen. „Du, ich hab' die Andenken oben aufgehängt, daß sie nicht von den Fliegen leiden und verdraucht werden. Aber in die schöne Stube kommt all' heilige Zeiten eine Seel' und so muß ihnen langweilig werden!“

Er gab ihnen einen schönen Plag: „So, und jetzt sieht jeder, der zur Tür' hereinkommt, daß der Hof auch mitgeblutet hat... Ein strammer Mensch ist er, der Hansjörg und sieht dem Aehne gleich wie aus e i n e m Modell!“

Die Agath klopfte ihm zärtlich auf die Schulter: „Und du bist von seinem Schlag, drum mein' ich oft, du seiest er und er du, es ist mir, als hätt' ich doch nur einen einzigen gehabt! Obwohl du ein Schwarzer und er ein Blonder ist, du breit und er lang, du zart und er herb!“

„Und dies ist dein Ernst?“

„Gespürt hab' ich's immer, aber heut' seid ihr wirklich ineinander aufgegangen. Früher, wenn du eifersüchtig gewesen bist, habe ich mir oft gedacht: Dies und jenes hätt' der Hansjörg anders und besser gemacht. Jetzt hab' ich mir gedacht: Besser hätt' es der Hansjörg auch nicht machen können. Ich bin dir so dankbar!“

Doch jetzt standen dem Rappengliß die Augen feucht: „Red' doch nicht so! Ich bin dir dankbar, weil du so gut von mir redest und ich hab's doch nicht verdient!“

Als die Bäuerin in die Knechtstammer kam, um aufzubetten, sah der junge Knecht auf dem

Bänklein und putzte die Waffen des gefallenen Bauern. Sie merkte, daß er seine Arbeit gern verborgen hätte und tat, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen, als hätte sie nichts gesehen. Aber nach einer Weile brachte sie ihm ein paar Rüklein in den Roststall: „Da hast du etwas zum Zubeißen, für die vielen Arbeiten, die du nebenher tust. Die Kinder haben mir gesagt, daß ihr so schöne Kränze gewunden habt.“

„Ich nicht,“ sagte der Junge errötend, „das sind so Weiberarbeiten, das meiste hat die Schweizerin gemacht, ich hab' bloß geholfen, weil sie mir keine Ruh' gelassen haben.“

Sie ging, um auch der Schweizerin ihr Lob zu bringen. Diese redete sich auf den Knecht hinaus. Der habe gesagt, wenn einer schon kein Grab in der Heimat habe, so müsse man ihm dafür ein feines Ehrenmal herrichten!“

An diesem Abend knieten alle, auch Knecht und Magd, rings an den Bänken, und der Rosenkranz klang siebenstimmig wenigstens zur Hälfte. Denn als der zweite Teil begann, schlief die kleine Walburg ein.

Am Allerheiligenfest, um die Mittagszeit, kamen die Schwäger und Vetter zur Armenseelenvesper und zum Grabbesuch. Sie wären keine Bauern gewesen, wenn sie nicht zuerst durch die Scheunen und Ställe gegangen wären, und sie fielen von einem Staunen ins andere. Ob man denn einen Hochzeiter erwarte oder einen Käufer, es sei ja rein alles auf den Glanz hergerichtet und geschleckt wie ein Rüklein. So schön wie sie ihre Tenne hätten sie daheim ihre Stube nicht gescheuert, und in den Stall könnte man nicht nur Rük, sondern Prinzessinnen hineinlegen. Der Hansjörg habe seine Sache gut in der Ordnung gehalten, aber der neue Rappengliß tue ihm den Tag runter.

Darnach gingen sie zur Kirche und von Grab zu Grab, wie es Brauch war. Als sie in die Stube zurückkehrten, trat der Bruder des Gefallenen vor die Bilder, die mit einem Trauerflor verhängt waren, dann ging er auf den neuen Bauern zu, ergriff seine Hand und schützelte sie mit herber Bewegung: „Andrös,“ sagte er, „ich will dir's offen sagen. Wie du auf den Hof kommen bist, hat mir oft 's Herz weh getan, weil mein Bruder da draußen liegen muß und dir dies schöne Sach und dies — man darf's doch so heißen — wunderfeltene Weib durch sein Unglück zugefallen ist. Wie einem halt eifersüchtige und wehe Gedanken kommen! Aber von heut an ist mir der Bruder auferstanden, weil du den Toten so geehrt hast und nicht zu denen zählst, die meinen, sie müssen auch 's Andenken umbringen, um 's Erbe ganz und ohne Schatten zu besitzen. Jetzt bin ich wieder

mie daheim bei euch, und Vater und Mutter schauen ohne Gram aus ihrem Rahmen!"

Dem Rappengliß wurde es heiß vor Verlegenheit. Aber der Schwager half ihm mit klugem Takt darüber weg. Er drehte sich um und rebete wieder leichthin, als hätte er gar nichts Ergriffenes gesagt.

Um die Dämmerzeit, als die Vetter weggegangen waren und die Mutter eben das Abendessen auftrug, ereignete sich etwas ganz Seltsames. Das Jüngste, die Walburg, kniete auf der Bank und öffnete das Fenster, sie summte und sang schließlich den Kinderreim:

Hansjörgle mein Bua,
Gang' rein und tua zua,
Sitz nieder und schneid' ra
Und bleib a Weil da!

Es war eines der wenigen Lieblein, die sie konnte, und sie sang es oft. Aber jetzt schauten alle einander an, die Magd lief an das Fenster: „Um Gottswillen, mach' zu, Kind, ruß ihn nicht!" Auch der Knecht war aufgesprungen und schaute durchs Fenster in den Garten: „Siehst du Lichtlein?" fragte voll Schreck das Brüderlein, und das andere Mädchen verbarg ihr Gesicht in der Schürze der Mutter.

Hatte die Kleine in der Stille an den Vater gedacht und unbewußt ihre Sehnsucht in diesem Lied ausgesprochen?

Die Mutter nahm das Kind herab, setzte es an den Tisch und sagte zu den andern: „Er ist in der Kirche und am Grab gewesen und hat aufgemerkt, ob ihr schön betet! Jetzt ist er aber gewiß wieder heim wie die Vetter!"

Nun war der Bann gebrochen: „O, wir haben immer dran gedacht und sind drum auch in den Wald und haben Zeug für die Kränze geholt und . . ." „Zwanzig Vaterunser hab' ich für ihn gebetet!" schrie Fränze, „und gelt, er ist mit mir zufrieden und ist gern wieder in sein Gräblein!"

Die Stallschweizerin goß einen lang verhaltenen Redestrom aus:

„Ei schau, so haben doch die Kleinen noch an den Besuch gedacht! Mir ist es allweil auf der Zunge gelegen: Meint ihr, er kommt? Glaubst ihr, es könnt' etwas dran sein? Aber ich hab's mit aller Gewalt verschluckt, weil es ausgehen hat, als ob alle auf ihn vergessen hätten. Bist bloß du so einfältig! denk' ich mir, und wenn du noch einmal anhebst, möcht' es dir gehen wie dem Herrenvetter. Jetzt aber könnt' es gar sein, daß kein einziges im Haus auf den Besuch vergessen hat, und wenn mir recht ist, hat man nicht wegen den Schwägern die Stub geweißelt, und sogar unser gewaltiges Knechtlein hat heimlich für den Besuch geschafft und die Waffen gepußt und die Kränze zugerichtet

für den Fall, daß er doch käm'. Wissen möcht' ich doch, ob er gekommen ist!"

Das Knechtlein schnitt ihre spigige Rebe ab: „Bekommen oder nicht," entschied er, „ich weiß gar nicht, ob ich noch drangedacht, aber ich hab' mir halt vorgestellt: Wenn ich da drüben läg im fremden Grab und käm' in mein Haus . . . und tät sehen, daß ich nichts sei als eine verbrochene Fensterscheibe, die man neu einglaßt und vergißt, und meine schönen Waffen wären vergrünspant und verblindet . . ., und ich wär' ein Geist, nachher müßten sie was erleben! Rumoren tät ich, durch 'n Kamin aus- und einfahren, Roß und Ruh abketten, Türen zuschlagen, mit einem Wort: die Leut sollten sehen, daß ich auch noch da bin!"

Sie lachten. Der Rappengliß sagte: „Ein grober Mensch gibt auch einen groben Geist."

Aber die Agath ließ ihm das nicht ganz: „Es ist mancher, der grob redet und fein tut. Und wenn unser Besuch rumoren möcht', so braucht er bloß die schön gepußten Waffen anzuschauen und er weiß, daß man in unserm Haus denkt."

Schnell machte der Knecht das Kreuz zum Tischgebet, und ein schämisches Vächeln ging während des ganzen Gebetes über sein derbes Gesicht.

Nachdem sie gegessen hatten, knieten sie sich um den ersten Tag ernst zu beschließen, zum Rosenkranz nieder. Als sie ihn fast zu Ende gebetet hatten, ging die Haustür, und tastende, schürfende Schritte kamen über den Flur. Ich will nicht beschreiben, wie alle erschaken, die Erwachsenen mehr als die Kinder. Allein der Schreck löste sich bald in Unwille oder Mitleid. Der Herrenvetter war wieder angekommen, und es zeigte sich, daß er stark betrunken war.

„Aber Vetter, am Allerseelentag! Wenn der Hansjörg dich so sieht, er hat immer auf dich gehalten!"

„Und ich auf ihn, mehr als ihr alle miteinander. Seinetwegen, ihm zu Ehren . . . ihm hab' ich zugetrunken!"

„Hättest ihm nur zugebetet!"

„Kann ich nicht mehr. . . . Wenn man betäubt ist, muß man. . . . Ha, die Lumperei der übriggebliebenen Menschheit! Ich bin auch ein Lump, aber ich seh's doch ein und weiß mir vor Trauer nimmer zu helfen. . . . ihr bläht euch noch. . . . Er hat Erbarmen mit mir, wenn er mich sieht. Toter Held, fetter Lump. . . . das ist meine Formel. . . . Aber ich hab' ein krankes Hirn. Ich rede irr. So viel Narrheit steckt an!"

Er rebete noch viel Blödes und seltsam Lichtes durcheinander, aber sie halfen ihm mit Geduld und Nachsicht, ja mit einer gewissen Liebe und Zartheit von seinen durchnähten Kleidern und brachten ihn zu Bett.

Als die zwei Eheleute wieder allein waren, sagte der Rappenglitz: „Ich wäre gut zu ihm gewesen und hätte er mich ins Gesicht geschlagen. Denn ihm haben wir's zu danken. Vor wenigen Tagen waren wir die Betrunkenen und er der Saubere. Ich hatte kein gutes Gewissen, als ich sagte: Wir haben nichts Unrechtes getan. Ich hab' darnach immer drandenken und nachdenken müssen. Und wie ich mir den Besuch vorstellte, da hab' ich eingesehen: Du unterdrückst den Toten und so wird er dein Feind und mehrt sich. Da ich ihm Licht

und Luft gegönnt hab', ist er aber ein guter Hausgeist geworden und hat meine Hand in deine gelegt. Ich brauch ihn wirklich nimmer zu fürchten. Er ist kein Schatten hinter uns, sondern ein Licht!“

Da ergriff sie herzlich seine beiden Hände und schaute fest zu ihm auf: „Er soll alle Jahre unser liebster Besuch sein und uns finden wie heut! Wir hätten ihn beinah zum Gespenst gemacht, weil wir ihn von seinem hellen Platz verwiesen. Jetzt hat er seinen Platz und du den deinen. Es geht nichts über 's rechte Tun!“

Christus und Petrus auf der Wanderschaft

Christus und Petrus hatten sich einmal auf ihrer Wanderschaft verirrt und wußten nicht mehr Weg noch Steg. Da sahen sie einen Bauernburschen in der Nähe im Grase liegen, und den wollten sie fragen. Petrus ging hin zu ihm, gab ihm freundlich den Gruß und fragte ihn, wo denn der Weg weiter ginge. Der aber lag stracklings da, rührte sich kaum, ja er gab dem Petrus aus Faulheit nicht einmal eine ordentliche Antwort, sondern schlenzte nur mit dem Fuß so ungefähr nach der Richtung zu, wo der Weg weiterführte. Ob solchen Gebarens ward nun Petrus nicht wenig erzürnt; aber der Herr besänftigte ihn, und sie gingen weiter. Da sahen sie bald wieder jemand; das war eine junge Föl, die im Felde arbeitete, und wie nun Petrus hinkam und fragte, wo der rechte Weg weiterführe, legte sie sogleich den Werkzeug hin, erklärte und expizierte ihm alles gar freundlich und genau und begleitete dann erst noch die beiden eine gute Strecke, bis sie gar nicht mehr fehlen konnten. Darob sehr erfreut sagte nun Petrus: „Herr, was für einen Lohn hat dieses Mädel wohl verdient im Vergleich zu dem unguten Bengel vorhin?“ Da antwortete Christus: „Gebt ihm den Bengel nur zum Mannel!“ Und als Petrus dies nicht für ernst gemeint hielt, setzte ihm das der Herr auseinander und sprach: „So muß es immer gehen; der Bessere muß den Minderen mit sich fortziehen und zum Guten führen, und eins muß das andere ergänzen.“

Auf ihrer Reise blieben Christus und Petrus einmal in einem Bauernhause über Nacht, wo man ihnen ein großes zweischläfriges Bett zur gemeinschaftlichen Lagerstätte anwies. Da nun gerade Dreschzeit war und der Bauer Mangel an Leuten hatte, wollte er die beiden auch zum Dreschen anhalten und weckte sie zu diesem Zwecke des Morgens beizeiten.

Allein beide hatten noch arg Schlaf in den Augen und überhaupt zum Dreschen keine Lust, und darum blieben sie liegen. Da wurde der Bauer mild, schalt ihre Faulheit und gab zuletzt gar noch dem hinten in der Bettstatt Liegenden „Schmiz“.

Der war aber Petrus. — Nach einer Weile, nachdem der Bauer wieder fortgegangen war, stellte sich Petrus, als mühte er auf ein bißchen hinaus und kletterte über den vorne liegenden Herrn hinweg, wobei er denselben unversehens aufweckte. Als er das Bett wieder aufsuchte, entschuldigte er sich beim Herrn, daß er gestört habe, und da er dem Bauern nicht recht traute und dahinten abermaligen Schmizen auskommen wollte, fragte er schelmisch, ob er nicht gleich vornhin liegen dürfe; es sei ja ohnehin gleich Morgen und Aufstehenszeit. Gut, der Herr war einverstanden, und Petrus legte sich vorn hin.

Es dauerte gar nicht lange, so erschien der Bauer abermals, um die beiden herauszutreiben, und weil es vorhin beim hinteren nichts geholfen hatte, „schmizte“ er diesmal dem vorderen, und so war Petrus noch einmal drangekommen.

Unser Herr kam einst mit Sankt Peter durch einen großen Wald, und da verirren sie sich und fanden lange nicht mehr weiter. Endlich trafen sie Holzer. Diese aber waren boshast und zeigten ihnen einen ganz falschen Weg, so daß sie alsbald ins ärgste Gestrüpp kamen und merkten, daß sie von den Holzern nur gesoppt worden waren. Da ward Petrus gar zornig und bat den Herrn, er möchte ihnen doch eiserne Nägel ins Holz wachsen lassen, daß ihnen fürderhin das Leutfoppen vergehen würde. Der Herr aber sprach: „Nägel sollen sie ins Holz bekommen, aber keine eisernen, sondern nur hölzerne, denn schon diese werden ihnen genug zu schafften machen.“

Seitdem gehen die Aeste an den Bäumen bis tief ins Innerste des Stammes hinein und verursachen den Holzmachern und Zimmerleuten oft so große Mühen.

Auf ihrer Wanderschaft, um der Menschen Leben und ihr Treiben zu beobachten, wurden Christus und Petrus einmal schlecht aufgenommen und behandelt. Beim Weggehen von dem Dorfe sprach Petrus: „Herr, du hast den Leuten doch schon so viel Gutes und so viel Gnaden erwiesen, und sie vergelten es dir mit so viel Undank! Schick ihnen doch einmal eine ordentliche Plage zur Strafe, daß sie mildherziger und besser werden.“ Sprach der Herr: „Petrus, die Leute brauchen keine eigene Plage zugesandt; sie plagen sich einander schon selbst genug, wie du überall sehen kannst.“

Daß Sankt Peter auf seinem Haupte eine großmächtige Glatze, vorn über der Stirn aber einen Schüppel Haare hat, weiß jedermann; aber die meisten wissen nicht, daß dies von folgender Geschichte herrührte. Auf der Wanderschaft mit Christus gelangten die beiden einmal an einem Bauernhause vorbei, wo die Bäuerin gerade große Hefkücheln im Schmalz backte. Da begab sich Sankt Peter ins Haus hinein und bettelte um Kücheln, indes der Herr draußen wartete. Die Bäuerin war ein mildherziges Weib, und so gab sie dem Petrus frisch von der Pfanne weg drei der Kücheln. Dieser indes war ein Schalk, und um bei der Teilung im Vorteil zu sein, verbarg er eines der Kücheln schnell in seiner Kappe und setzte diese dann auf, während er sich stellte, als habe er nur zwei bekommen, wovon er dann eines dem Herrn darreichte. Das Küchlein unter der Kappe war aber noch heiß, und so fing es an, den Petrus gewaltig auf den Schopf zu brennen, und doch durfte er nicht dergleichen tun und mußte den Schmerz aushalten. Als er später aber die Kappe abnahm, zeigte es sich, daß das heiße Küchlein ihm die gewaltige Platte gebrannt hatte, die ihm zeitlebens verblieb. Nur der Haarbüschel, der vorn unter der Kappe hervorgeragt hatte, war verschont geblieben, und so kommt es, daß das Haupt Sankt Peters die Platte mit dem Haarschüppel vorn dran aufweist.

Alm späten Abend kamen Christus und Petrus auf ihrer Wanderung nach Lindau am Bodensee, suchten ein Herberge, wurden aber von den Bürgern der Stadt überall abgewiesen. Vor der Stadt wohnte ein armer Tagelöhner mit seinem Weibe in einem kleinen Häuschen. Diese nahmen die Gäste willig auf, setzten ihnen Speise, wie sie eben versehen waren, vor und bereiteten ihnen ein Lager

von Stroh. Als Christus und Petrus das spärliche Mahl genossen hatten, gaben sie sich den armen Leuten zu erkennen, und der Herr sprach: „Weil ihr so gute Leute seid, so dürft ihr einen Wunsch aussprechen, der wird euch gewährt werden.“ Sie besannen sich nicht lange und meinten, wenn sie um ihre Hütte nur ein Gärtchen und dabei ein kleines Büttchen hätten, wie es die reichen Bürger der Stadt im großen haben! „Euer Wunsch sei gewährt!“ sprach der Herr. Ehe noch die armen Leute aus dem Schlafe erwacht waren, hatten die Gäste ihre Wanderung am frühen Morgen angetreten. Als der Tagelöhner und sein Weib erwachten, war ihr erstes, sich vor ihrer Haustüre umzusehen. Wie groß war ihr Staunen und ihre Freude, als sie um ihre Hütte einen schönen Garten mit fruchttragenden Bäumen und dabei Wiesen und Acker mit schweren Aehren erblickten! Eben kam einer der reichen Bürger der Stadt, welchem sie alles erzählten. Dieser eilte in die Stadt zurück; der Rat versammelte sich und faßte den Beschluß, den göttlichen Wanderern eine Deputation nachzusenden und den Herrn auch um die Erfüllung eines Wunsches zu bitten. Als die Abgeordneten die Wanderer erreicht hatten, machten sie viele Bücklinge, brachten Entschuldigungen vor und beteuerten, daß sie ihnen gewiß Nachtquartier gegeben haben würden, wenn sie gewußt hätten, wer sie wären. Ihre Gegend sei schön und fruchtbar; wenn sie nur auch Reben hätten! „Sie seien euch gewährt!“ sprach der Herr. Als die Abgeordneten mit vielen Bücklingen ihren Rückweg angetreten hatten, fragte Petrus unwillig: „Herr, wie magst du den groben Kerlen, die uns kein Nachtlager gönnen, Wein wachsen lassen?“ Der Herr aber schmunzelte vor sich hin und sprach: „Beruhige dich nur, Peter, und gib dich zufrieden! Ich habe den Lindauern zwar Reben versprochen, und so wird ihnen Wein wachsen; aber, Buble, was für einer!“

Christus der Herr und Sankt Peter waren einmal den ganzen Tag gewandert und kamen abends zu einem großen, schönen Bauernhaus, wo sie über Nacht bleiben wollten und also um Herberge anfragten. Da kamen sie aber übel an; denn der Bauer, dem der Reichtum das Herz hart gemacht hatte, fing an zu schimpfen und schelten und wies sie rauh ab. Nebenan aber stand ein kleines Ioschiges Häuslein; in dem wohnte ein armer Mann mit seinem Weibe und einer ganzen Schar Kinder, und dahin wandten die beiden Abgewiesenen nun ihre Schritte und baten um Nachtquartier. „Von Herzen gern wollen wir euch behalten,“ sprach der Mann, „aber wir sind

halt recht arm und können euch fast nichts bieten. Wir haben keine Betten; wenn ihr euch nur auf dem Seu begnügen möget! Auch mit dem Essen wird es schmal hergehen; aber wenn es euch nicht zu schlecht ist, so wollen wir redlich miteinander teilen.“ Da mußten sie sich zum Tische vorsetzen, und als das Weib das Abendessen brachte, mußten sie mithalten. Ob solcher Freundlichkeit und Milbherzigkeit waren nun die beiden hoch erfreut, und frohgemut begaben sie sich dann auf ihr Lager. Ehe sie aber am frühen Morgen des Weges weitergingen, gab sich der Herr den armen, aber gastfreundlichen Leuten zu erkennen und sprach, zum Lohne dürften sie nun drei Wünsche aussprechen, die alle in Erfüllung gehen würden. Da ward der Arme gar gerührt und erzählte dann dem Herrn, wie ihn sein reicher Nachbar nebenan plage und fuchse und ihn und seine Familie verächtlich behandle, weil sie so arm seien und in einem gar so elenden Häuschen leben müßten. Wenn er nur auch ein ordentliches Haus hätte! Kaum ward aber dieser Wunsch ausgesprochen, so verwandelte sich die armselige Hütte in ein schönes, großes Haus, so groß und so schön, als das Haus des Nachbarn war. Als Zweites erbat sich nun der Mann Zeug genug, und alsogleich umstanden eine große schöne „Buind“ und ein Garten, Aenger und Felder das Haus und stellte sich in allen Dingen Wohlstand ein. Und als sich endlich der Staunende als Drittes „allweg Glück und Gesundheit für sich und die Seinen“ wünschte, versicherte ihm der Herr, daß auch dies ihm und der Familie stets zuteil werden solle. Darauf verabschiedeten sich die beiden, indes die überraschten guten Leute vor Freude kaum Worte des Dankes finden konnten.

Es dauerte nun nicht lange, so gewahrte auch der reiche Nachbar die Veränderung, und da konnte er freilich die Augen nicht weit genug aufsperrn und wußte lange nicht, wie er das alles verkopfen solle, und ob nicht alles ein Traum oder eitel Trug und Blendwerk sei. Was half's? Er mußte doch daran glauben, und so blieb ihm nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er ging hinüber zum Nachbar, um zu fragen, wie denn das alles zugegangen und gekommen. Als er nun erfuhr, wer die zwei Männer gewesen und was sich zugetragen hatte, bereute er nicht wenig, daß er die beiden gestern so grob abgewiesen und sich ein ähnliches Glück verscherzt habe, und nun ließ es ihm keine Ruh, und er erkundigte sich aufs genaueste, wie lange die Wanderer schon fort und wes Weges sie gegangen seien, eilte dann heim, ließ einspannen und fuhr nach; vielleicht könne er doch noch was für sich heraus schlagen.

Als er sie eingeholt hatte, konnte er nicht genug Komplimente machen und entschuldigte sich über die Maßen, daß er sie gestern abgewiesen habe; er habe eben nicht gewußt, wer sie seien, und da er das nun erfahren habe, so sei er eigens nachgefahren, um seinen Fehler gut zu machen. Sie möchten ihm doch verzeihen und ihm nun die Ehre antun, einzusteigen und mit ihm nochmals zurückfahren, daß er ihnen eine Kleinigkeit vorsetzen könne. Auch möchten sie Haus und Hof besichtigen; er werde sie dann wieder fahren, so weit sie es ihm erlauben würden. Obwohl nun der Herr gut wußte, wo hinaus auf einmal die Höflichkeit und Gastfreundschaft des Bauern wolle, nahm er doch die Einladung an, stieg mit Petrus ein, und so fuhrten beide zum Bauernhof zurück. Nun mußte die Bäuerin, die eben mit ihrem Flachs beschäftigt war, den beiden Gästen zu essen und zu trinken vorsetzen, und alles war gegen sie ausnehmend hehl und schmeichlig, und wie sie nun gegessen und getrunken hatten, wurde ihnen die Hauseinrichtung, der Stall mit dem Viehstand, der Heustock und das Feld gezeigt. Inzheim dachte der Bauer aber nur an die Wünsche, die er hoffentlich zum Schlusse tun dürfe, und unterließ es auch nicht, nahe darauf hinzuweisen, wie ihm so gar mancherlei noch fehle, wie vieles noch anders sein sollte, wie die Zeiten schlecht seien und selbst den reichen Bauer der Schuh drücke, und lauter solch Gejammers.

Als es nun zum Abschied kam, sprach der Herr in Milde zu den beiden Bauersleuten, sie dürften drei Wünsche vorbringen, die dann sogleich in Erfüllung gehen würden. Da wollte aber die Bäuerin doch nicht das letzte Wort haben, und so fing sie gleich an zu erzählen, wie der Flachs heuer wohl geraten sei, daß sie ihn fast nicht auf die Seite zu bringen vermöge, zumal sie mit ihrer alten Hechel so wenig bei der Arbeit ausrichten könne; wenn sie nur eine neue hätte! Kaum hatte sie aber das gesagt, so war auch schon eine große, schöne Hechel da. Als das der Bauer sah, ward er fuchsteufelswild, daß sie nichts Besseres sich gewünscht habe, und plakte in seinem Zorne heraus: „Du dummes Ding, wenn du nur gleich die Hechel im Fiedle hättest!“ Aber o weh! Nun war auch dieser Wunsch sogleich erfüllt, und das arme Weib fing an, jämmerlich zu schreien und zu lamentieren, wie man sich denken kann, und nun verblieb dem Bauern als dritter Wunsch nichts anderes mehr, als den Herrn zu bitten, daß er das Weib von der Hechel befreie.

(Diese Legenden sind entnommen dem reizenden Buche „Allgäuer Sagen“, Verlag Köpfel, das allen Lesern aufs wärmste empfohlen sei.)



Friede

Erzählung von Peter Dörfler

Es war im Jahre 1649 und noch früh im April. Da stand ein schwerer Planwagen mit einem alten Grauschimmel bespannt mitten in den Trümmern des verfallenen Dorfes Habratshofen. Der Morgen kam, sonnte den grauen Reif von Rad und Speichen ab und strahlte so kräftig, als wollte er den Wagen ins Weite hinausziehen. Die Winde spielten mit den Plähen, griffen dem mit trüblich gesenktem Kopfe dastehenden Schimmel in die dünne Mähne und säuselten: „Nun Hüh endlich einmal!“ Ein Rudel Späßen kam über die Stauden herab und höhnte: „Der Schimmel hat keinen Fuhrmann...? Wartest auf den Fuhrmann? Oder auf Gassenbuben, daß sie dich zwicken. Siehst du denn nicht, daß das Dorf rein ausgestorben ist? Seit sieben Jahren knallt da keine Türe mehr und keine Peitsche. Wir Späßen sind jetzt alles in allem und die

einzigsten Gassenbuben, könnten wir dich doch zwicken. Oder wartest du auf die Stare und die Lerchen, ja der Frühling war schon einmal da! Aber wie der Winter noch einmal brummte, da sind die feinen Vögel alle zum Bodensee hinab. Denn bei so einem Neuschnee — schau nur, metertief, wie er bläulich glänzt — da weiß sich nur ein Spaß durchzuschlagen! Se, he, hast keinen Fuhrmann?“

Aber auf einmal zog sich der Schimmel zusammen wie unter der Wucht einer grimmigen Peitsche, er hob den Kopf, sah sich um und trabte durch die toten Gassen der Landstraße zu, die durch einen langen Zug von Raben angezeichnet war.

„Heh, heh?“ zeternten die graugeflügelten Dorf-Gassenbuben: „Nun hat er doch einen Fuhrmann, den Hunger. Ein schlechter Fuhrmann, der Hunger!“

In der Tat zeigte sich der Hunger als ein schlechter Fuhrmann. Der schwerfällig dahintrabende Gaul blieb überall stehen, wo eine dürre Schafgarbe oder Wegwarte den Schnee durchstach. Da biß er dann die Stengel ab, heißhungrig mit faltigen Lippen und gelben Zähnen schnappend. Als sie alle abgefressen waren, trieb ihn der böse Hunger bis zum Waldbrand. Hier standen struppige Tannenbüsche. Er biß die zarteren Spitzen und Knospen ab, bis er von der zähen Weide müde war und trotz seines Fuhrmanns wieder einschlief. Da er nun vor dem Walde als ein Wartender stand wie vorher am Gehöfte, träumte ihm, er stünde im wärmsten Stall vor einer mit Heu vollgestopften Krippe, denn er knirschte und kaute mit gierigen Zähnen. Und als ihn endlich ein gewaltiges Rabengezänke aufweckte, da war es wirklich wonnesam warm um ihn her und die Luft duftete wie nach seinem Heu. Der Föhn war mitten in der Nacht über die Berge herabgefallen und unbraute seine rheumatischen Glieder mit linder Zartheit. Auch der Föhnsturm war ein Fuhrmann und schwang eine Peitsche. Aber sie schmerzte nicht. Sie kostete und schmeichelte und der Grauschimmel hob plötzlich in einer gewissen Jugendlichkeit den Kopf, wagte sich in den Wald und stolperte tapfer an seinem Rande durch das tannumhegte Tal. Wollte er stehen bleiben, so fuhr ihm die Windsbraut in die Flanken und schob ihn weiter. O, was war dieser Föhn für ein Fuhrmann, was jagte der alles vor sich her! Schwarze, wilde Wolken, Lüfte heiß wie Sahara sand, so daß sie mit einem Schlag die kalte Last des Neuschnees brachen! Elend und krank, zerrinnend und zerfließend lag er auf den Fluren. Der Fuhrmann aber — dieser wilde Afrikaner — jauchzte wie ein Sieger und geißelte immer neue Wolken heran; aus ihnen

schoß er laulichte Regengüsse auf die letzten Schneehärten und Schneewehen. Hochauf spritzte das Wasser in den Radgleisen und bald begannen die Räder, die wie Schlitten sachte gegangen waren, über Steine und Kies zu lärmen und zu poltern.

Während nun die glitzernde Herrlichkeit der letzten Winterkraft über brauner Erde und grünen Halben wuch und überall der Saft des Regens und des zerronnenen Schnees rieselte, regte es sich auch innerhalb der durchnähten Plane des Wagens. Ein Knabe wickelte sich aus dicken Koken, setzte sich aufrecht, strich wie ein Träumender mit der flachen Hand über das hagere Gesicht, und starrte einige Augenblicke stumpf vor sich hin. Plötzlich schnupperte er, roch Brot, fuhr darauf zu und begann heißhungrig zu essen. Erst als er eine Zeitlang voll Bier gekaut hatte, erinnerte er sich seines neben ihm schlafenden kleinen Bruders, weckte ihn und reichte auch ihm ein Stück Brot. „Hier, Gaß, nimm!“ Auch Gallus aß in alles vergessender Bier und ohne sich zu kümmern, wohin sie der Wagen bringe. Als sie sich gesättigt hatten, reckten sie sich und lauschten auf das Brausen des Sturmes, auf das Rauschen der Wasser und sahen auf die großen Tropfen, die von der Plaque auf sie niederfielen.

Der Kleinere fand endlich doch die Sprache: „Sage, Wolfl, wo ist denn der Vater?“ fragte er weinerlich.

Wolfl blickte mit trüben Augen über sich, tändelte mit den Tropfen und stieß endlich heraus: „Halt nicht mehr da!“ Dann verkroch er sich unter der Decke, als wäre er vor seinen Worten erschrocken.

Der Kleine weinte und rief immerzu: „Halt nicht mehr da! Die Mutter ist auch so nicht mehr dagewesen. Wir werden auch so — o, Wolfl, ich habe Angst!“

Endlich verkroch auch er sich unter die Decke und sein Schluchzen wurde von dem unsanft schaukelnden Wagen eingewiegt.

Aber der Gaul hatte eben ein Dorf erreicht, er spürte die Nähe von Heu so verlockend, daß er laut und sehnüchtig wieherte. Und dieses Dorf, das jetzt vor ihm lag, lebte; blauer, brenzliger Rauch mehte aus den Kaminen. Es lag im weiten Tal, zwischen zwei blaushwarzen Tannenhöhen, ein Bach stürmte dem Grauschimmel voraus, dem Dorfe zu und war ihm ein Geselle voll stürmisch wilder Kraft. Aber was ist das? Als sie die ersten Häuser erreicht hatten, da verschwand die Straße. Der Bach breitete seine gelbe Flut auch auf ihr aus. Bald gab es überhaupt keine Straßen mehr, keine Ufer, nur rieselnde, übermütige Wasser.

Der Schimmel war jedoch bei der ersten Hofsinfahrt angelangt. Er bog sofort rechts

ab, den offenen Ställen zu. Aber da rief eine angstvolle Frauenstimme: „Ein Wagen ohne Fuhrmann!“ und alsbald kamen Männer und Burtschen heraus, bedrohten den trübseligen Gaul mit Prügeln und Sensen, schlugen ihn mit Beißeln und scheuchten ihn in das Wasser zurück. Dabei schrien sie immerzu wie in Angst, er sei ein Pestgaul, der Fuhrmann sei gewiß von ihm weggesault und in diesem Karren wolle das gräßliche Gerippe von einem Gaul nichts als die Pestilenz zurückbringen.

Der Gaul wich und versuchte bei der nächsten Einfahrt eine Herberge zu finden; aber hier hatte er so wenig Glück wie bei der dritten und vierten, überall entsetzte man sich vor einem Karren ohne Fuhrmann wie vor dem leibhaften Tod. Er watete geduldig und mit gereckten Ohren vorsichtig durch das Wasser. Die nachsehenden Leute warteten vergeblich, daß der gefährliche Wagen über die Ufer weg in die Flut gerissen würde. Doch sie hatten nicht lange Zeit sich um ihn zu kümmern. Die steigende Ueberschwemmung bedrohte ihre Ställe und Scheunen. Sie jammerten: Feindesplag, Feuersgefahr. Schweb und Pestilenz — und nun am End noch Wassersnot!“ — Und sie trösteten sich zugleich: „Mag sie kommen, wenn sie nur endlich den Frühling zurückbringt und diesen Wintereinsall davontreibt! Jetzt tut nichts so bitter not wie Gras und Wachstum. Das Heu ist verbraucht. Wir müssen den Kühen die Milch in die Barren schütten, um die Tiere am Leben zu erhalten. Gras ist schon unter dem Schnee fingerlang gewachsen! Der Fußzug soll ihn aufräumen!“

Der Grauschimmel setzte inzwischen mit Bettlerbeharrlichkeit, mit der Zähigkeit der Not seine Versuche weiter. Er war vor einem armseligen Söldhaus angelangt, das jedoch den Palästen Venedigs gleich, insofern es ganz von Wasser umflossen war. Eben schoß aus dem Tor ein Knettrog wie eine Gondel heraus, wirbelte eine Zeit um seine Achse und wurde dann von der Flut fortgerissen. Dem Knettrog wirbelte eine blaue Wiege nach und ging alsbald samt ihren Schildeereien unter. Der Grauschimmel blinzelte. Dachte er: Hier ist eine Wiege, also gibt es wohl Kinder und so auch gute Herzen! Er setzte an, traf die Mitte des engen Tormeges und polterte über die leere Tenne hin, die das Haus in zwei Hälften schied. Niemand schrie, niemand geißelte und jagte. Ja er fand sogar am hinteren Ende ein Strohbandel. Wohl lag es im Wasser. Aber der Gaul hatte erreicht was er wünschte. Er ruhte und kaute.

Die zwei Knaben waren durch das Poltern der Tenne und das plötzliche Stillehalten des Wagens aufgeschreckt worden. Sie öffneten die

Hinterwand ihres engen Hauses, sahen das rauschende Wasser, das zwischen die Räder hinein, ja in die anstoßende Stube floß und flüchteten trotz ihrer Jugendlichkeit besonnen und gewandt nach kurzer Umschau über eine Leiter auf die Heubühne.

Sie hatten nicht bedacht, welchen Schrecken sie hier anrichteten, denn die Bewohner der Söldhütte hatten sich ebenfalls an diese wasserreiche Stätte geflüchtet — und das waren lauter Wesen, so schwach und ängstlich, wie die Fahrenden selbst: Drei Kinder, zwei Buben und ein überaus zartes Mädchen, eine Ziege mit ihren Zicklein und eine Gluckhenne mit ihrer Brut. Und nun poltert nicht nur dies Ungetüm von Wagen und Schimmel in das Haus, sondern zwei fremde Knaben, fremdartig gekleidet, klettern zu ihnen auf die Bühne! Die Knaben verdeckten zuerst ihre Schwester, dann sich selbst mit Heu. Die Ziege senkte ihre Hörner und stellte sich kampfbereit vor die Zicklein. Die Gluckhenne aber fuhr auf, bauschte die Federn und gluckte so grimmig, daß die zwei Fahrenden sich möglichst entfernt in einer Heuschicht einkuschelten und nicht wagten, sich auch nur zu regen.

Der Frühlingssturm stampfte unterdessen mit Jauchzen und Gepolter auf dem Dach; von den mächtigen Steinen, welche die Schindeln beschwerten, rollten zwei, drei über das Dach hinab, und klatschten in das Wasser. Die Bäume vor der Hütte seufzten, der Kamin röchelte. Mit Drangsalen und Drohungen, ungemach und ungeschlacht befreite der Afrikaner das Land. Und doch klang es aus all dem Gestöhn und Geseufze wie Lachen und Jubelruf. Auch das auf dem engen Raum der Heubühne zusammengedrückte Stück Frühlings spürte eine heimlich lockende Süßigkeit in den pochenden Herzen, in den mißtrauisch fragenden Gedanken.

Zuerst gewannen die Tiere Fassung und Ruhe zurück. Die Zicklein sprangen von dem Schober herab, auf den sie geflüchtet waren, suchten Futter und setzten bald ihr Spiel um das Muttertier her fort, als wäre nichts geschehen. Die Alte aber beguckte sich, an den Rand der Bühne tretend, neugierig Gaul und Wagen. Die Hühnlein kannten und hüpfen unbesorgt nach den tanzenden Mücken.

Endlich überwand auch die Furcht der Kinder eine Lockung von allmächtiger Gewalt: Der Hunger war erwacht: „Wolfl, wo ist der Vater, mich hungert!“ flüsterte der Kleinere von den Fahrenden. „Mit meinen, Gall, ich hol Brot,“ beschwichtigte Wolfgang, stieg in den Wagen hinab und kam mit Brot und Messer zurück.

Die Söldnerskinder sahen, was geschah und

rochen mit Bier die Würze des Brotes. Denn der Bachtrog war nicht von ungefähr davon gefahren. Ihn hatte keine Krume Brot mehr beschwert. Doch sie hatten ja die Ziege neben sich. Als bald lockten sie das Tier herbei und melkten es in einen braunen, irdenen Topf. Der Duft der Milch nun wiederum brachte den Fahrenden Not. Der Kleine neigte sich zu den Trinkenden hinüber, seine Augen leuchteten, als sähe er Wunderbares. „Wolfl! . . sie haben Milch!“

Wolf nickte. Er schnitt Brot ab, warf es hinüber und wagte das erste Wort: „Hier — für einen Schluck Milch!“ Jene fingen das Stück auf, brockten es in die Schüssel und aßen es, vor Vergnügen seufzend. Dann reichle Florian, der älteste Söldnerbube, scheu und stumm Milch hinüber.

Als nun die Fremden voll Behagen mit ihren hölzernen Löffeln Milch und Brot aus der Schüssel schöpften, hüpfte plötzlich, gleichfalls von der Milch angezogen, eine Raze mit einem halben Duzend Rätzchen vom Gebälke herab und stellte sich bettelnd und schreiend vor den Knaben auf, die eben bei der Reige — ach, wie köstlich! lockte diese Reige — angekommen waren. Aber auf der Stelle hörten beide zu essen auf und schoben den artigen, sauberen Tieren die leckere Milch hin. „Da — ihr Hungerleider!“ Nun hoben sie sich hüben und drüben aus den Verstecken, schauten auf die um die Schüssel gedrängten runden Köpfchen, lachten sich ganz offen an und wußten, daß sie keine Furcht mehr vor einander zu haben brachten. Gleichwohl redeten sie noch nicht miteinander, so sehr hatte die verfeindete Welt selbst die Kinder zu Vorsicht und Mißtrauen erzogen.

Als es Abend wurde, fuhr ein so greller roter Schein durch die Ritzen der Hütte, daß die Kinder erst glaubten, das Dorf sei von lichten, himmlischen Scharen heimgesucht worden; dann bangten sie fast, der Weltbrand sei gekommen; denn auch aus den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser quoll ein feuriger Strom, und die Wasserfluten leuchteten in goldigem Glanz. Sie falteten die Hände, bekreuzten sich und beteten. Der Sturm wich bald einer öden Stille, durch die nur das Rauschen des Wassers klang. Die Dämmerung brach herein und mit ihr wich der Goldglanz und Schimmer. Die Tiere sahen der Nacht voll Gefühl des Behagens entgegen. Widerkäuend lagen Zicklein und Ziege. Die Bruthenne setzte sich, öffnete alle Zellen ihres Federgehäuses, und die wärmehungrigen Vögelchen krochen fröhlich piepsend unter. Aber über die kleinen Menschen kam das Bangen der Nacht und Fremde. Sie fürchteten das Wasser und die Schatten

sie waren gequält von Erinnerungen und Schreckbildern ihrer jungen Tage. Aber schließlich ließ sie doch gnädiger Schlaf unter-schlüpfen wie die Gluckhenne ihre gelben Vögelin. —

Am andern Morgen wurden sie von einer rauhen Männerstimme aufgeschreckt: „Hallo, Florian, lebst noch?“

Der Sälbnerbub fuhr auf: „Das ist der Richter!“ Dann antwortete er: „Jawohl Richter, warum nit?“

„Was habt ihr da für Einquartlerung?“

„Gute, zwei Buben, wie wir, sind brav. Sonst niemand!“

„Treibt sie aus. Die Vaganten sind gefährlich!“

Man hörte um das Haus her das Schürfen harter Schuhe auf dem Kies, welchen das während der Nacht zurückgefallene Wasser abgelagert hatte. Dumpfe, beratende Stimmen murrt zu den angstvoll Lauschenden empor. Da Florian keine Antwort gab, wiederholte der Richter: „Jagt sie aus, sonst müssen wir räuchern. Was wollen die Vaganten? Die Pestilenz heken sie uns auf den Hals!“

Jetzt gewann die kleine Brigitte Kraft zu einer Antwort: „Nit sind sie böß! Sie schenken uns Brot!“

„Jagt sie dennoch aus! Wär' im Karren nit die Pest, wie wär er ohne Fuhrmann gekommen!“

Nun berieten die Männer. Da war einer, der mit gutherziger Stimme beschwichtigte. Die Pestilenz seien doch gänzlich ausgelöscht, auch hätten sie doch den Frieden gemacht, wie zuverlässige Post umlaufe. Andere widersprachen: „Friedenspost sei oft gekommen und Lug und Trug gewesen. Es bleibe dabei, solange die Klausnerglocke nicht läute, sei der Friede hinter allen Bergen, und noch habe sie nicht Laut gegeben.“

Ihnen stimmte der Richter zu: „Ich glaub nit an den Frieden der Potentaten und auch nit an den der Pestilenz. Eins glaub ich: Wehr dich, so hast Frieden.“

Und er rief mit zornig polternder Stimme zu den Kindern empor: „Also denn, Florian, wir müssen euch baneisieren. Eh ich mir gewiß bin, daß eure Vaganten die Pest nicht bei sich führen, kommt mir keins von euch unter die Leute. Keins wage es, das Haus zu verlassen!“

Darnach gingen die Männer weiter, die Verbannten aber schauten sich schweigend und in neuen Äengsten an.

Doch die aufgehende Sonne brach mit solcher Kraft in den kühl-dämmerigen Raum ein, daß alle freudig angezogen in die langen, goldenen Lichtstreifen rückten, welche durch Astlöcher

und zermürbte Bretter hereindrängten. Ihre Finger tasteten nach dem lichten Gelock, die Wangen schmiegleten sich an die warmen, weichen Sonnenflecken wie an Mutterwangen und sie vergaßen die harten Worte und die dunklen Reden von Ansteckung und Pestilenz.

Wolf hob endlich sogar eine der Dachschindeln auf die Seite, um Ausguck zu halten. Und da sah er, daß das Bächlein wieder lieblich und genügsam zwischen grünen Ufern hinschlenderte, die Wolken schwebten heute hellgefiert hin, der Schnee war bis auf wenige Flecken am Hang verschwunden und die von ihm niedergequetzten Wiesen reckten ihre Blumen und und ihr junges Grün fröhlich der strahlenden Sonne und dem blauen Himmel entgegen. Auf einem Ager blühten die Himmelschlüssel, als wären hier goldene Strahlen geronnen. So war also gestern mit ihnen der vertriebene Frühling wieder eingezogen! O wie warm brannte der Tag auf die rauchenden Schindeln, was hatte der treue Gaul doch für ein liebliches Nest gefunden!

Die Sälbnerkinder erzählten: Dort oben stünden Kirche und Friedhof. Der Klausner habe sie versorgt, bis zum Feindeinfall. Da habe er die Glocke in einem unterirdischen Gang tief unter dem Wald versteckt und sie zum Schlafen gebettet. Komme er mit seiner Glocke zurück und lasse sie schallen, so habe alle Not ein Ende. An jedem Morgen warte man auf den geweihten Klang.

Aber mitten in dem Gelb und Grün, zwischen den blauen Rauchfahnen der Häuser starteten auch hier schwarze Ruinen, zerbröckelte Mauern, rußig und hart in die Luft gereckte Dachbalken.

„Auch die Kirche hat euch der Feind verbrannt!“ sagte endlich Wolfgang, als er sich vergeblich nach dem Turm umgesehen hatte. Aber nun schob auch Florian seinen Kopf aus den Schindeln und zeigte mit ausgestreckter Hand zum Burghang empor. Dort, hinter Gebüsch, halb versteckt, ragte ein dicker Sattelturm am Trauf des Tannwaldes empor.

In diesem Augenblick geschah etwas, was die Augen zur Bühne zurückzucken ließ. Die Sonne schien ihr Getier heimlich gelockt zu haben. Denn auf einmal suchten alle ins Freie zu kommen. Zuerst mit Lärm und Gepluder die Henne und ihre Rücklein, dann die Ziege und ihre Jungen wagten den Sprung.

Die Kinder quälte es, jedes Gliedlein moßte sich regen. Sie berieten, was zu tun sei. Aber die Ziegen ließen ihnen keine Zeit zum Überlegen. Florian meldete von seinem Ausguck her, daß die Tiere bereits durch die Hecke geschlüpft seien und neugierig und lecker immer weiter dem Walde — dem Walde, wo der Wolf

lauerte, entgegenhüpften! „Ich habe sie im vergangenen Herbst immer unter den Haselbüschen am Klausnerquell gehütet, ich wette darauf, sie rennen dem Kirchlein zu,“ rief er erregt. „Ich muß sie einholen.“

Und nun huschte er die Leiter hinab. Da gab es aber kein Halten mehr. Vergessen war Bann und Drohung. Sie schlüpfen alle wie Wiesel ins Freie. O wie köstlich duftete es nach Grün und Veilchen! Die Knaben schlossen

und von der Glocke, die der Klausner in dem unterirdischen Gang versteckt habe. Bisweilen in stillen Nächten höre man sie aus der Erde läuten. Fast bangte den Fremden vor dem Kirchlein und seinen Wundern. Jetzt bogen sie die bienenumschwärmten Haselsträucher zurück um die Dämmerungen des Grottenhauses zu zeigen — doch siehe, was beugt sich dort in brauner Kutte und braunem Habit zum Wasser nieder, was ist das für eine Hand, die den



das hintere Tor auf, spannten den Schimmel aus und schenkten ihm goldene Freiheit und und grüne Weide. Die Gluckhenne scharrte im Sand und am sonnigsten Sonnenplätzchen säugte wohlighingedehnt die Kaze, diese heimliche Schleicherin zur Freiheit, ihre runden Jungen. Wolf setzte die anfangs ängstliche, aber rasch ermutigte Brigitte auf den dünnen Rücken der Mähre und nun drängten sie den Geiseln nach durch die völlig menschenleeren Wiesen an blühenden Haselsträuchern vorbei, umleuchtet von Mittagssonnenschein, den Klausnerquellen zu.

Die Sälbnerduben erzählten den Fremden unterwegs schwärmend von den aus dem Gang brechenden Silberadern der Quelle wie von einem geheimnisreichen Märchenpalast

grauen Steinkrug in die Flut taucht? Und was humpelt jetzt die moosige Steintreppe hinan? Der flatternde Wind läßt nur den silbernen Bart des Abgewandten sehen und klappernde Holzschuhe und zwei helle Füßel. Die Kinder standen und starrten. Der Gaul, einen saftigen Zweig in den gelben Zähnen, wieherte. Wie das schallte, wie das ein Echo weckte, so, wie von schlafenden Blocken in tiefen Höhlungen. Das Mädchen meinte leise vor Angst, die andern steckten den Finger in den Mund. Aber endlich stotterte der große Sälbnerbub hervor: „Der Klausner . . . Alle guten Geister, das ist der Klausner!“ — Und jetzt bückte sich die braune Kapuze und verschwand im Friedhofspfortchen. Die Kinder vernahmen nichts mehr als ihre klopfenden

Herzen. Ob er nun wohl eben wieder in den unterirdischen Gang hinabtaucht? Das wollten die großen Buben sehen, sie rannten dem Kirchein zu und schoben das Törlein auf. Da prallten sie gegen den Klausner. Sie schrien auf, sie starrten ihn an: Welch ein Bart, welch ein in den Haarwald verkrochenes Runzelgesicht!

Aber der Klausner sprach ihnen freundlich zu: „Ei, Kinderlein, euch hat mir Gott gesandt, ihr müßt mir helfen! Habt keine Angst. Wann hätte ein Kind einen Klausner gefürchtet!“

Er rief auch die zögernden Kleinen, Ball und Brigitte, herbei: „Kommt nur, ihr mit den Himmelschlüsseln im Haar, auch ihr sollt zu dem guten Werk helfen, kommt mit auf den Turm — den Frieden einläuten und den Frieden ausschreien ins Land!“ Er lachte und winkte.

Da wurden sie zutraulich. Zuerst die scheue Brigitte. Und er führte sie durch die geschwärmte und verschimmelte Kirche in einen spizen Bogen hinein. Hinter diesem war eine Steintreppe, und dann kamen Leitern, morsch und mit verletzten Sprossen. „Kinderlein, hinauf, fürchtet euch nicht! Kinder und Klausner werden von Spinnweben getragen!“ Und schwarze Dohlen flogen erschreckt vor ihnen auf und ins Freie hinaus, aber der Klausner lachte so lustig, daß die Knaben ohne Zagen der Glocke zukletterten. Schon schimmerte Licht aus den Schalllöchern herein, und da leuchtete sie im Sonnenschein, die uralte Glocke, rotbraun wie ein in der Höhle winterschlafender Dachs. „Ich hatte sie versteckt in Schutt und Schmutz, Kinderlein, aber ist sie nicht wieder sauber geworden, he, Buben, und nun müßt ihr mir helfen, sie aufzuwecken, die Alte, sie muß weinen, lachen, singen! — Kinder und Klausner bringen sie wohl wieder zum Leben. Hier, seht, der Strick, greift zu!“ Und da zogen die jungen und alten Hände, daß der Staub vom Glockenstuhl rieselte, daß das verrostete Eisen schrillte — und

endlich sang die Glocke. O, wie sie sang! Sie übertönte das Krächzen der wütenden Dohlen, die den Turm umzirkelten. Bim, bam, bim, bam machten die Knaben. Friede — Friede machte der Klausner mit tiefem Baß. Und er beugte sich aus den Schalllöchern, auch die Knaben guckten über ihn weg. „Seht sie kommen!“ schrien sie in das Getöse hinein. Und siehe, aus den Häusern heraus rannten die Leute und schlugen die Hände über den Köpfen zusammen und rannten über die grünen Wiesen den Berg hinauf. „Steckt eure bekränzten Köpfe zum Turm hinaus,“ ermunterte der Klausner, „der Turm sei heute wie ein alter Baum, der plötzlich voll Sang und Blust geworden ist.“ — Als der ganze Berg von Menschen wimmelte, da hielten sie endlich die Glocke an. „Kommt her!“ sagte der Kapuzenmann, und sie mußten sich alle neben ihm zu den Menschen hinausbeugen, und der Klausner rief: „Gloria in excelsis Deo!“ Lob sei Gott, Friede ist, und die Pestilenzen sind gestorben. Gott schickt euch den Klausner, die Kinder und die Glocke als Boten, da müßt ihr's glauben.“

Und sie glaubten es alle und riefen: „Lob sei Gott! Friede, Friede!“ —

„Richter — und wir — und die Fremden?“ schrie der Säldbub, die Hände rund am Mund über die Mauern hinab.

Der alte Richter winkte mit seinen schweren Tagen, wischte sich erst ein paar Tränen ab, dann erwiderte er: „Ihr armen Waislein, Krieg und Pestilenz sind um. Friede und Frühling ist wieder. Nun ist auch die Härte um. Ohne Fuhrmann seid ihr gekommen. Ich will euer Fuhrmann sein, ein milder und guter, und euch durchs Leben weisen, so lang ich kann! Kommt, seid unser!“

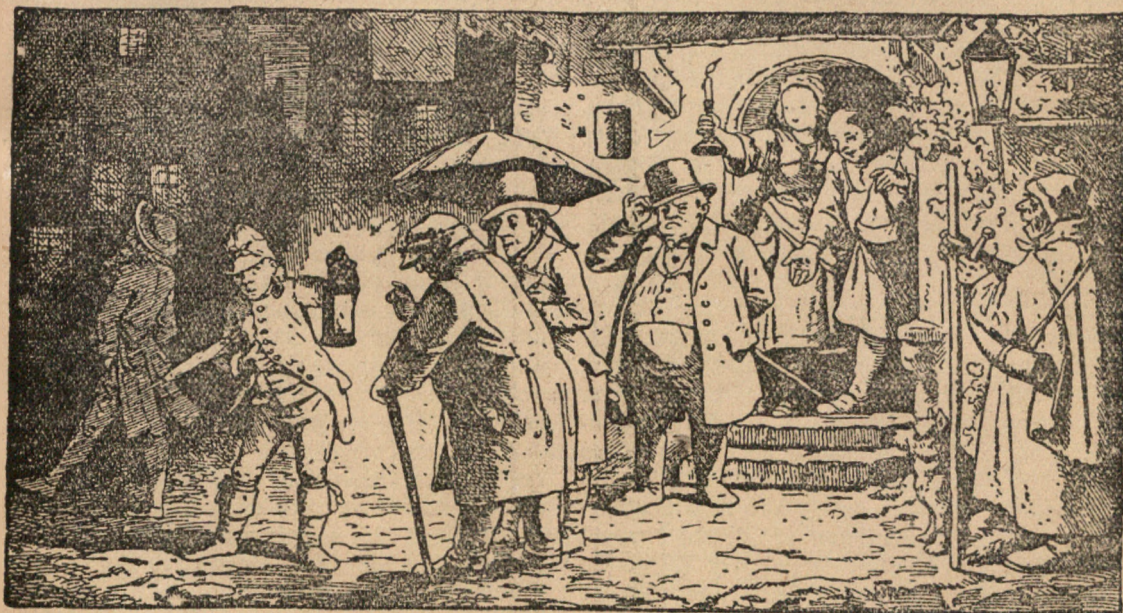
„Lob sei Gott!“ sagte da der Klausner, und „Lob sei Gott“ zwitschten die Kinder und rief das ganze Volk, bis endlich die Glocken wieder sangen: „Friede — Friede!“



St. Bürokratius und der Säugling

Eine unglaubliche Geschichte hat sich voriges Jahr St. Bürokratius in München geleistet. Eine Frau, die ihrer Niederkunft entgegensah, unternahm eine Hamsterfahrt in die Dachauer Gegend. Infolge der Anstrengungen auf dieser Hamsterreise trat das Ereignis früher ein, als die Frau erwartet hatte. Sie wurde in Dachau von Wehen überfallen und genas in der Wohnung gütiger Leute eines gesunden Kindes. Nach einigen Tagen kam die Frau mit ihrem Eingehamsterten nach München zurück und bat um die dem jungen Erdenbürger zustehen-

den Lebensmittelkarten, vor allem um die so dringend notwendige Milch. Was tat aber St. Bürokratius? Er verweigerte die Milch! Das Kind sei noch nicht in München gemeldet und habe noch keinen Anspruch auf Lebensmittelkarten, da die Zugangsgenehmigung noch nicht da sei. So bekommt die Mutter wohl die ihr als Wöchnerin zustehenden Lebensmittelkarten, der Säugling aber keinen Fingerhut voll Milch. Nicht eher, als man dem Mann mit dem langen Zopf die Zugangsgenehmigung für den München-Dachauer Säugling vorgelegt hat.



Eine Wette, wie sie nicht alle Tage vorkommt

In Leer in Ostfriesland war der Landtagskampf recht hitzig, und in einer Wählerversammlung trumpfte der Kommunist Seitz gehörig auf: was Arbeit sei, das wüßten nur sie, die wirklichen Arbeiter, das werktätige Volk; alle anderen hätten keinen Dunst davon. Das ging auf den volksparteilichen Redner, den Oberlehrer Zylmann. Aber der war weder auf den Kopf gefallen, noch aufs Maul und sagte keck, da lasse er's erst noch drauf ankommen; er fordere hiemit den Herrn Seitz auf, mit ihm gemeinsam einen Acker umzugraben, jeder die Hälfte, und jeder acht Stunden; dann werde man gleich sehen, wer mehr von der Arbeit verstände. Der Herr Seitz kann nicht gut anders als sagen: Ja, es soll gelten, und am andern Tag käme er schon. Ist auch richtig gekommen, der andere auch, und fangen die Zweie das Umgraben an, jeder an seinem Ende. Von Zeit zu Zeit kommt ein

friesischer Bauer, schaut zu, wie schön die zwei Mannsbilder schwitzen ob der ungewohnten Bauernarbeit, sagt kein Wort, lacht höchstens auf dem hintersten Stockzahn, spuckt in die Luft und stelzt langsam wieder heim. Wie es aber sechse läutet, kommt die Gemeinde angereckt, der Bürgermeister, der Lehrer, der Pfarrer, die Bauern, und schauen sich die Arbeit an. Beim Oberlehrer sind sie gleich fertig. Ein Blick: „Musterhaft!“ sagt der Bürgermeister. „Das kann man gleich so lassen,“ sagen die Bauern. Aber dem Herrn Seitz seine Hälfte, ei je, da siehts böß aus: ein schlammiges, schludriges Gefusch, daß man nicht mehr weiß, soll man lachen oder sich ärgern: Keine Kante richtig aufgesetzt, das ganze Feld uneben, als hätt man grad Erdäpfel ausgerissen, es muß ganz neu bearbeitet werden. So geschehen zu Leer in Friesland im Februar 1921.

Wider den großen Tod

Von Peter Dörfler

Es war vor langer Zeit, in einer bösen, schwül brütenden Spuknacht. Das Rindl hatte sich vor der Pest auf den Dachreiter zwischen den Frauentürmen geflüchtet und aus Kummer über die Drangsale der guten Stadt München schwer geträumt. Ihm war vorgekommen, es schaue den großen Tod, wie er unten auf dem Friedhof vor den Toren des Münsters einen wahren Abgrund von Grab ausschauelte, um die ganze Stadt, Kind und Regel, Turm und Wurm, Straßen und Gassen, Burg und Mauern darin zu verscharren. Aufschreckend reckte es sich, rieb die Augen, stützte sich auf die beiden Ellenbogen und schaute über den Giebel. Aber da sah es, Gott, o Gott, den großen Tod leibhaftig, einen Kerl, so lang, daß er zu den beiden Frauentürmen: „Guten Morgen, Kinder, da unten!“ sagen konnte. Und er trieb sich in wildem Eifer mit seinen Gefellen herum, und spornte sie an, die Grube ja weit genug auszuhöhlen, um Stein und Gebein unterzukriegen. „Sputet euch,“ ächzte er und es klang, als wären Grabkreuze und rostige Windfahnen in seinem Maul, „laßt die dürrn Knochen krachen, rührt euch! Wir wollen den Bauch ausblasen, daß er die ganze Mahlzeit in sich hineinschlängen kann. Die Frauenkirche da hat so langes Gebein — und nichts, auch nichts mehr soll übrig bleiben. Darnach gehen wir nach Regensburg, das liegt auch schon in Zügen, darnach nach Augsburg, das hat bereits sein Testament gemacht, und dann nach Köln, das soll die Augen schon ein für allemal geschlossen haben. Die lieben hohen Freunde haben Deutschland zum Friedhof der Welt bestimmt. Sputet euch, meßt genau, die Ernte ist groß, und wir müssen alle Städt' und Dörflein unterbringen!“

Wahrlich, das Rindl hatte in jämmerlichen Kriegs- und Pestjahren das Gruseln gelernt. Aber bei diesen Worten schwindelte ihm, daß es glaubte, die Pestilenz habe ihm Leib und Seele angepackt. Wie — ein Friedhof ganz Deutschland und buchstäblich des Todes Acker? Ueber die Märtstadt eifliche Schuh Schollen und Stauden und Rasen?

Es war im Nu ganz hellwach und klar geworden. Schnell entschlossen glitt es von seinem Sitz herab, um Alarm zu machen. Aber das war leichter gedacht, als getan. Wenn es Menschenritte und Räderlärm vernahm, so war es von Männern, die Karren mit überkalkten Pestleichen zogen. Wenn Bäckerbuben mit Brotkörben um die Ecken huschten oder bei den Rundschaften an die Fenster pochten, so reicheten sie das Brot mit Zangen hin, so weit als

möglich abstehend, und an Zangen schwebten die Mehlsäcklein heraus. Alle Wanderer gingen aneinander vorbei wie Monde und Sterne, die von jeder Berührung den Tod fürchten. Jeder wich aus und bewegte sich im Kreise selbst um den liebsten Freund. Die argwöhnenden Blicke schienen selbst den Hauch aus dem Munde zu fragen: bist du das Gift?

Nun begreife ich, dachte das Rindl, daß der Tod zu den Gehilfen sagt: Tummelt euch! Die Stadt kommt nicht mehr auf, sie hat keinen Arzt, und ihr hilft kein Heilmittel!

Zwar vernahm es manchmal das Hallen von Hämmern und das Kreischen von Sägen; aber die Türen zu den Werkstätten waren mit Riegeln und Querriegeln verschlossen. Das Leben schien zu fürchten, es möchte durch jedes frische Zeichen den Tod gegen sich ausbringen, und schaffte also heimlich.

Und daß die goldene Mutter auf der Säule stumm dem Werk des Greulichen zusieht! Warum haben wir den hohen Thron für sie gebaut und ihr Zepter und Krone gegeben? Warum hilft sie nicht, warum zertritt ihr goldener Schuh nicht die Schlange? So seufzte das Rindl und ballte im Weh die Fäuste.

Auf einmal aber ward es von einer munteren Stimme angerufen: „He du, he du, Rindl! Warum bringst du denn keine Gäste mehr in die Stadt? Das Nest wird langweilig wie ein Brocken Ruhfleisch im Maul eines alten Spittlers!“

Das Rindl sah sich um: „Ei, Zipperl, der Hanskaspar, der schlimm-gute Narr!“ Er saß an einer Schenkenschwelle, hielt die hochgezogenen Knie umschlungen und wirbelte die Daumen übereinander.

„Ach!“ seufzte das Rindl, Gäste, wie sollen jetzt Gäste zu uns kommen! Solange wir solche Einquartierung haben, besinnt sich sogar der neidgelbe Franzose, uns gefräßige Söldner herzuschicken!“

„Man muß sich dann eben die abschreckende Einquartierung vom Halse schaffen!“

„Ach, dazu hat nur der Himmel die Nacht, und der hält nicht einmal mehr ein Buckerl zu uns offen!“

„Wir hätten schon selber gewisse Mittel!“

„Ja, Fasten, Gelübde — aber wenn der Himmel nicht herschaut!“

„Nein — Kraftmittel!“

„Verzeih dir Gott, du meinst Zauber und Hexenkünste!“

„Halte mich für keinen schlechten Christen. Mein Rezept besteht vor Bibel und Katechismus!“

„So verrate es doch! Hilf uns, lieber Narr!“
 „Dieber Narr — das hast du gut gesagt! Ja, der dumme Narr muß helfen, weil die Gescheiten zu Gescheit sind.“

Er erhob sich, reckte sich in seiner ganzen Länge auf das längere seiner Beine, hob die hagere Hand und sagte feierlich: „So heißt das Rezept: Diesen Tod muß man zu Tod ärgern! Nur durch dieses heizende Püßverlein kriegst du tot diesen Tod!“

„Ach, du Narr!“ sagte das Kind tief enttäuscht und wandte sich zornig ab.

Aber Vipperl ging mit ihm und bozierte mit eifrigem Finger und Wort: „Dieser Tod gedeiht von keinem Futter so feist wie von Sorge und Kummer. Sein Leckerbissen ist der Gram. Sein aqua vitae heißt Tränen. Seine Kraftspeise sind Seufzer und Ach und Oh. Seine Appetitbrocken sind Stirnfalten und hängende Nasen. Aber des Todes Gift sind Zucker und Lacher, das Klingen lustiger Flöten dreht ihm die Gedärme um. Nichts drangsaliert ihn so, als wenn du auf ihn pfeiffst. Und wenn du ihm gar sein Schwarz und Gelb hinwirfst, Rot und Grün und Weiß nimmst und so ein Tänzchen wagst, so giftet er sich vor Aerger zu Tode. Lachenden Augen weicht er aus wie die Rahe einem festen Blick. Darum Kind! pfeifen wir auf den großen Tod vor der ganzen Stadt und tanzen vor seiner dünnen Majestät.“

„Aber pfeifen... tanzen in dieser Zeit, das ist doch Frevel?“

„Ja freilich — aber gegen niemand als gegen Tod und Teufel. Soll denn der Pfarrer umsonst täglich singen: Laßt uns immer und unter allen Umständen fröhlich sein!“

„Ja — so ungefähr singt er freilich“, bestätigte das Kind und senkte nachdenklich den Kopf. Doch hängte es bei dem Narren ein, ließ sich willig mitziehen und weiterbelehren und nickte eifrig: „Ja, das ist ein tapferes Werk, wie ein Trohen auf dem Schlachtfeld!“ Doch auf einmal blieb es stehen, hängte aus und sprach mit einer Miene, daß der Tod vergnüglich die Lippen lecken mochte: „Wir pfeifen, tanzen — aber wer tut mit in dieser todergebenen Stadt?“

Der Narr pfiß durch die Zähne: „Keinen Kummer, für Pfeifer und Tänzer ist gesorgt!“

Sie wanderten, bis sie zur Zunftstube der Schächler kamen. „Da drinnen sind noch Männer, die das Herz oben im Rasten hängen haben, Burschen mit ungestorbenen Kehlen und mit Beinen, die etwas anderes als schlottern können! Komm mit. Wir dürfen herein!“

tenden starrten in die Wackelberrauchwolken hinein, die von Räucherpfannen aufstiegen: „Was ist das? Färben sie sich golden? Klingen sie gar? Seht doch nach, was das für ein Pfeifen ist.“

Sie schoben die Vorhänge zurück: ei da, rote Jacken, weiße Strümpfe, grünliche Mützen und Kränze und Reifen und Becher! Kann man's glauben? Und Lachen und Schalksnarrensprünge und Pfeifer. An die zwanzig Mann! Da muß die Pestilenz das Hirn angepackt haben!“

„Das möchte ich auch sehen! Schimmert das Rot und Grün doch sogar in die fahlen Wolken hinein!“

Sie wagten es und öffneten die Fenster und schnupperten mit gierigen Nasen in die frische Frühlingsluft hinaus, reckten sich und beugten sich vor. Denn sie wußten immer noch nicht, ob es selige Geister oder wirklich die Schächler seien, die da unten tanzten und kunstreiche Reifen und Kränze schlangen und ineinander schlangen.

Und nun zog sich ein Kranz von Gelächter vor die Häuser, von Fenster zu Fenster. Und inuner mehr Kranke hoben sich von ihren Betten: „Die Schächler, den Vipperl muß ich noch einmal sehen!“ Und ein Kranker, der eben den Tod auf der Zunge hatte, verbiß ihn schnell. Und er lachte laut an den spinnendünnen Beinen und maisartigen Sprüchen Vipperls.

Dieses Lachen verwunderte alle. Sie riefen sich zu, der Sterbende habe gelacht und lache immer aufs neue. Sogar der Kurfürst vernahm es und ging darum eilig auch ans Fenster, um den heilkräftigen Tanz zu sehen.

Dieses Lachen erreichte auch den großen Tod im Friedhof an der Frauenkirche. Er erschrak so, daß ihm die Schaufel aus den Knochen glitt und das halbe Grab zuwarf. Und nun kam immer näher ein Getöse von Pfeifen und das Stampfen von in fröhlichem Takte bewegten Füßen. Da krampfte ihn ein Grimmen, daß er wie ein mondsüchtiger Hund hätte heulen können. Halb ohnmächtig lehnte er sich an die Türme und stöhnte: „Mir ist schlecht! Ich glaube, nun hat mich selber die Pestilenz gepackt. Gebt mir als Gegengift ein Flascherl Tränen!“

Er trank eine ganze Butter in einem Zuge aus. „Schnell wieder füllen, im Braggenaues Viertel, da gibt es die salzigsten! Nun ist mir wieder wohl, die Schaufel her und geschwind hinab mit dem ganzen Krempel!“ Aber weder er noch seine Gefellen konnten zur Arbeit kommen; sie zogen ihre Beine hoch und rieben sie, als hätten sie graufames Zahnweh! „Schlagt ihnen die bunten Mützen vom Kopf!“ fauchte der große Tod, „was, sie wagen rote Wämser, grüne Kränze... das macht mir übel! Und

In ihren Betten die Kranken und in ihren Stuben die auf Ansteckung stumpfsinnig War-

dieses Kindergeschrei, dieses nervenzerrüttende Kinderlachen!"

Die Kinder rannten aus allen Vierteln zusammen, und ihre Stimmen waren wie ein festliches Gewoge: „Die Schächler tanzen, die Schächler tanzen!“ Es fehlte wenig, so hätten alte Weiber und von der Pestilenz Ausgedorrte dies Gewoge wie eine Aufforderung mitzutanzten verstanden. Wie es wohl kam, daß schließlich die ganze Stadt schrie: „Die große Pestilenz ist tot!“ Gewiß ist, daß dieser Ruf zuerst nur wie eine Frage lautete: „Ist denn das Sterben wirklich um?“, und daß dann versichert wurde: „Täten sie denn sonst tanzen!“

Mit heiserer Stimme stöhnte bei jenem entschuldigend zuversichtlichen Ruf der große Tod: „Das Glascherl, die Tränen, geschwind nochmal!“

Die Gutter war neu gefüllt, es blähte sich ihr voller Bauch und spritzte zum Hals hinaus. Er trank wildgierig. Aber sogleich spuckte er schnaubend vor Grimm aus und schleuderte die Flasche zu Boden: „Das ist ja süß! Das aller-schlimmste, glühtigste Gift! Das sind ja Freude-tränen! Oh — ich spüre, wie sie wüten. Geschwind: Grampillen!“ — „Die haben wir selber aufgezehrt, denn uns ist's nicht besser!“ Der Tod schnaubte, doch sagte er sich: „Vielleicht geht es vorüber und wir überstehen's. Ich will wenigstens diese Weh! und Ach! und Oh! auf der Zunge für Kühlung vergehen lassen!“

Aber der frohe Tumult wurde statt abzunehmen mehr und mehr unerträglich. Es war wie zur Zeit der Schneeschmelze, wenn der Föhn die Krusten weicht. Das Geschmolzene schmelzt wieder, rinnt und löst und bringt Gluten zu seiner Flut. So eilten die festlich Erregten, riefen sich von Stockwerk zu Stockwerk, von Straße zu Straße zu, und viele, die die Krank-

heit schon hinter den Zähnen hatten, spien sie noch einmal aus. Denn die Hoffnung war jetzt die gewaltige Ansteckung. Die ganze Stadt erbrach die Gefängnisse der zugenagelten Häuser. Hände wagten wieder, sich nach Händen auszustrecken und sie zu schütteln, und das Vertrauen wuchs beim Anblick des Vertrauens.

Als sie nun gar vor der Residenz jauchzten und spielten, lobte der Kurfürst die Schächler und sagte ihnen, sie möchten alle sieben Jahre die Stadt mit der kräftigen Arznei purgieren.

Da sagte der große Tod: „Was hilft denn unser Privileg und daß uns dieses Land zu einem Kirchhof zuerkannt ist! Wir kriegen diese einzige Stadt nicht unter. Seht, ich kann mich schon nicht mehr auf den Beinen halten.“ Er streckte sich in sein eigenes Grab. Aber da er auch so immerfort von dem fröhlichen Brausen der erregten Stadt gequält wurde, ließ er Kies und Erde über sich decken, bis die ganze, für die ragenden Trauentürme bemessene Grube gefüllt war.

Das Kindl schlich sich gegen Abend, ehe es zu seinem Sitz zurückkehrte, zur Mutter auf der hohen Säule. Der Narr hatte ihm nämlich vertraut, daß ihm das Rezept, wie man den großen Tod zu Tode ärgern könne, von ihr verraten worden sei. Das Kindl war darüber ein wenig gekränkt und kam also zugleich zum Danken und zum Schmollen. Allein die goldene Mutter klopfte ihm mit dem zierlichen Zepter lächelnd auf die Nase und verwies ihm sein schiefes Mäulchen. „Es kommt bisweilen vor,“ sagte sie, „daß ihr alle taub seid vor dem Lärmen eurer Klugheit. Ich habe das Rezept vor der ganzen Stadt ausgebreitet und zu allen gesprochen — ist es meine Schuld, daß es nur der Narr aufgefangen und verstanden hat?“

An die deutschen Sänger

Singt nimmer der Ahnen Trauer und Weh,
Die Not versteinert Zeiten.
Es rauscht ein lebendiger Tränensee
Gewaltig in eure Saiten.

Und fällt euch Propheten- und Bardensang ein,
Da eigene Lieder ermatten,
Gießt unser Erleben und Leiden hinein
Mit Herzblut tränket die Schatten.

Und ist es euch je wie ein schwerer Traum
Von wimmelnden Teufeln und Drachen,
Dann wäht nicht, ihr würdet aus Schemen
und Schaum
Zu fröhlichem Tage erwachen.

Ihr schautet ja nur die entschleierte Zeit
So Graues ersindet kein Träumen.
Denn würde zu Feuer das deutsche Leid,
Dann müßten die Meere aufschäumen,

Die Wolken versengen, die Bäume verdorrt
Zum glühenden Himmel ragen
Und bis an die Sterne die Klage vom Mord
Im neuen Bethlehem tragen.

Peter Dörfler.

Die Jagdkarte

Von Xaver Faltner



3 wischen den Herren Leistenberger jun. und Oberwachtmeister Raupold keimt seit geraumer Zeit die betonte Feindschaft gegenseitiger Abneigung hoch.

Der Herr Oberwachtmeister kann es dem jungen Leistenberger gegenüber nicht verwinden, daß er in seinen besten Tagen privatisieren und seinem Vergnügen nachgehen kann, während er selber in seinen sehr gesegneten Jahren um zu geringen Sold von früh bis spät ernstern Dienst tun muß. Der Herr Leistenberger hingegen ärgert sich, daß er in allem und jedem das besonders betraute Lieblingskind des andern ist, daß dieser ihm, wie man so sagt, hinten und vorne aussieht.

Und wenn sich der Herr Oberwachtmeister in dem langgehegten Plan gefällt, den Leistenberger bei der ersten greifbaren Gelegenheit anlaufen zu lassen, damit es ihm nicht gar zu wohl wird, so brennt dieser darauf, den alten Gilz einmal ausgiebig hineinzulegen und von seiner Spitzerei zu kurieren. —

Heute am späten Nachmittag, da die Sonne schon auf den Baumspitzen aufsteht, kommt Herr Leistenberger jun. mit seinem Großstadtfreund von der Jagd zurück. Er hat sich erst vor kurzem dieser Art von Sport zugewandt und zu diesem Zweck ein paar Stunden von der Stadt entfernt ein Revier gepachtet. Da die Anfangsgründe der Jägerei ebensogut wie alles andere schwer und ziemlich resultatlos erlernt werden müssen, so versichert sich der junge Jagdherr mit Vorliebe froher Gäste. Ihm ist es schließlich gar nicht so sehr um Beute und Gewinn zu tun als um Zerstreuung und körperliche Bewegung.

Die beiden Jäger sind in bester Stimmung. Sie bringen der Hausfrau den ersten Hasen

heim und haben sich dabei nicht einmal sonderlich strapaziert. Herr Leistenberger ist im Frohgefühl seines ersten Erfolges und in der Vorfreude auf die hausmütterliche Anerkennung und den kommenden Schmaus voll übermühter Beweglichkeit und unterhält sich mit seinem Gast stilgemäß über Jagdglück und Weidmannsabenteuer.

Da taucht um eine ferne Wegbiegung der Herr Oberwachtmeister Raupold auf, gravitätisch wie ein Sagenkönig.

Herr Leistenberger wird dem Gewaltigen nun zum erstenmal als Jäger begegnen. Und er weiß, was kommen wird.

Ganz unvermittelt fragt er darum seinen Begleiter, ob der eine Jagdkarte bei sich habe.

Nein, der hat keine.

Hm.

Denn der Herr Oberwachtmeister ist auf solche Dinge der gesetlichen Ordnung sehr erpicht.

Einen Augenblick nur überlegt der Herr Privatier im Angesichte des nahenden Feindes, dem nicht mehr zu entinnen ist, dann nimmt er den Rucksack ab und überreicht dem andern feierlich den Beutehasen: „Haben Sie die Güte, ihn meiner Frau einstweilen als Gruß von mir zu überbringen! Sie soll ihn gut zurichten, bis ich heimkomme — aber es kann später als Essenszeit werden. Und was ich Ihnen jetzt sage, befolgen Sie aufs Wort: Sie kümmern sich um mich absolut nicht weiter, sondern gehen bolzengerade an dem anrückenden Scheusal vorbei, als ob Sie zeitlebens nur Honig gegessen hätten und mit Jagdkarten vollgestopft wären. Haben Sie mich verstanden? Und nun Gott befohlen! Es pressiert! Das übrige überlassen Sie mir . . .“

Ein Händedruck — und Herr Leistenberger

macht energisch kehrt. Es war auch hohe Zeit. Der Allgewaltige war bereits zum Greifen nahe gekommen.

Der Gast, sich so plötzlich selbst überlassen, bringt kaum die Festigkeit auf, stramm den erhaltenen Anweisungen Folge zu leisten. Aber er reißt sich zusammen, denn es geht um sein Eigenes, und marschirt mit kunstvoller Gelassenheit an der staatserkhaltenden Uniform vorbei. Diese aber streift ihn kaum mit einem Blick und will nicht das Geringste. Sie mittelt viel...ehr irgendeine Schuld beim Lieblingsopfer. Was würde den Kerl sonst veranlassen, drei Nasenlängen vor ihm umzukehren? Da muß etwas faul sein. Na — das wird man herausbringen können. ... Da dürfte der andere, dem wegen seiner fehlenden Jagdkarte das Herz fast bei den Knopflöchern herausschlägt, ein siebenfacher Raubmörder sein, er würde den Hüter des Rechtes nicht so sehr interessieren wie der Splitter im Auge des Leistenberger.

Und der Herr Oberwachtmeister Raupold saltet das Gesicht zur ernstesten Amtsmiene um und nimmt festen Eilschritt an. Den langen Säbel faßt er links quer, um in der Verfolgung seines Opfers nicht behindert zu sein. Denn der Ausreißer, den er sich nun aufs Korn genommen hat, drängt stark voran, so daß er seine alten Knochen ordentlich anspannen muß.

Es ist ganz natürlich, daß der Leistenberger stark vorandrängt. Er weiß ja, daß nicht die Milchfrau hinter ihm dreingeht, sondern der aufkochende Haß.

Ja, er drängt noch mehr voran. Es ist nur zu gut, daß er frisch beim Zeug ist und sich durch das Picknick ordentlich gestärkt hat. Das kommt ihm jetzt zu statten.

Aber der Verfolger hält Schritt. Mehr noch: er sucht den Abstand nach Möglichkeit zu verringern. Wie sollte er sonst des Spitzbuben habhaft werden? Denn es ist jetzt offensichtlich, daß die Flucht nur feinetwegen geschieht. „Na, diesmal wirds werden, süßer Liebling! Der Gewaltmarsch soll extra in Rechnung kommen...“

Der Jägersmann weiß natürlich umgekehrt, daß die Verfolgung ihm gilt. Wie sollte er da den Abstand zwischen sich und dem andern kleiner werden lassen? Im Gegenteil! Drum munter voran!

So heßen die beiden mit immer größerer Beschleunigung hintereinander her, sehr zu Ungunsten des Herrn Oberwachtmeisters. Denn der Flüchtling ist jung und gut trainiert und steckt im offenen Jägerhemd und kurzen Hosen, während der Herr Oberwachtmeister seinen steifgewordenen Dienstmenschen in lange, gespannte Beinkleider aus schwerem Tuch und einen hochkragigen Uniformrock eingezwängt

hat. Aber was tut das in Anbetracht des nahen Sieges! Drauf und dran!

Da gleitet plötzlich der Vordermann behend über die Rasenböschung zum frisch umgebrochenen Acker hinab. Das gibt ihm reichlich Vorsprung. Denn der Aeltere muß den Abstieg im Interesse seiner doppelt versteiften Beine bedächtig nehmen. Und erst der Acker mit seinen glitschigen Erdbrocken! Aber um alle neunundneunzig Höllenteufel, der Kerl muß her. Jetzt, nachdem er den Abhang abgeklettert ist, liegt ja seine Absicht der Verfolgung völlig klar zu Tage. Jetzt gibt es für ihn keine saueren Trauben mehr, etwa, daß er dem andern gar nichts gewollt habe, und daß er nur zufällig den gleichen Weg habe gehen müssen; — jetzt gehts ums Prestige.

Der Herr Leistenberger hatte beim Abhang fast Sorge gehabt, ob ihm der andere nachkommen würde und nicht vielleicht die Verfolgung aufgegeben habe. Das wäre ihm leid gewesen. Denn jetzt soll ja erst das Glanzstück kommen. Er verschnauft darum ein bißchen, um dem andern die Aussicht auf Erfolg zu stärken und ihn zu freundlicher Ausdauer anzuspornen. Umzusehen braucht er sich wegen des jeweiligen Abstandes nicht. Denn wenn ihn vorher auf dem Riesweg das Knirschen des Sandes über das Tempo belehrt hat, so zieht er jetzt seine Schlüsse aus dem Schnaufen und Pusten des steifen Parforce-Freundes.

So kann's also über den Acker gehen. Heidi! — der eine im Dauerlauf voraus mit geschwungenem Jagdgewehr als Balance, der andere stolpernd und atemringend hinterdrein mit krampfhaft umklammertem Säbel, der nur wenig Freiheit zu Gleichgewichtsübungen läßt. Die Erde stiebt hinter jedem der beiden Läufer in großem Bogen davon, — sehr zuungunsten des Herrn Oberwachtmeisters. Aber der Vordermann hat ein Herz. Er will den Feind nicht zu Tode heßen. Darum reguliert er immer genau den Abstand und mäßigt die Eile, wenn der andere sich zu erschöpfen droht. Er fingiert wohl auch hie und da einen kleinen Sturz, um dem Verfolger immer wieder die Kräfte anzuspannen, wenn er ihn auch jedesmal ins Leere greifen läßt. Denn die Erfüllung darf dem pflichtgetreuen Manne noch nicht werden. Der Acker war nur ein Teilstück im Plan des Leistenberger. Von ihm aus gelangt man in den Stockschlag des abgeholzten Waldes. Hier treten an die Stelle der vordem sanften Ackererde hinterlistige Wurzeln, übermücherte Erdblöcher und rankende Sträucher.

Der Wachtmeister wenn fluchen könnte! Aber er kann nicht. Er bringt den Atem kaum zum Laufen auf. Dafür arbeiten die Gedanken um so angeregter, durch die gesteigerte Körper-

temperatur zur Weißglut erhitzt: der Kerl wird aufgehängt, ohne weiteres. Das ist klar. — Und so rennt, holpert und stolpert er hinter dem Voranhehenden drein, daß ihm von Wut fast das Weinen ankommt und ihm die Mühe schieß rutscht.

Da — — — ist's dem Herrn Leistenberger plötzlich zu anstrengend geworden? Ist ihm etwas zugestoßen? Wie kommt er dazu, sich auf den nächstbesten Baumstumpf zu setzen? Was soll das? Eine neue Finte?

Ei nein. Er bleibt ruhig sitzen. Er hält lediglich seine gymnastische Übung für beendet. Mit der größten Seelenruhe streicht er sich das Haar aus der Stirn und beobachtet sein anprustendes Verhängnis.

Welch ein herzzerreißendes Jammerbild! Die schöne Steifheit des Gewaltigen ist in Schweiß zerflossen, mit Rot bespritzt, löcherig und zerschunden. Das Gesicht ist sahl vor Anstrengung und Wut trotz der innerlich lodern den Brände. Die ganze aus dem Leim gegangene Kreatur jappt nach Luft. Menschliche Laute kann sie keine hervorbringen; die verschrumpfen alle im ausgebrannten Hals zu scheußlichem Brungen und Keuchen.

Reben wenn er könnte, der Herr Oberwachmeister, schreien — brüllen!

Aber er kann nicht. Er muß sich die Hand in die Seite stemmen vor Atemnot.

Dafür aber explodiert seine unendliche Wut. Ein letztesmal rafft er sich zusammen und stürzt zupackend auf sein Opfer. Da dieses nicht wieder entweicht, wie er angetragen hat, wird der Anprall übermächtig, und einmal im Zuge, haut und schüttelt er seinen Todfeind stumm und haßberstend.

Endlich, als er sich genug getan hat, schlüpfen auch ein paar Worte die Gurgel herauf, die nicht viel von ihrem schönen Glanz einbüßen, weil sie zu oft schon den Weg gemacht haben:

„Mein Herr — — Sie — sind verhaftet! Im Namen des . . .“

„ . . . des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen,“ rezitiert unerschrocken der gezüchtigte Jägersmann weiter, der sich ruhig und ohne Widerstand hat verprügeln lassen. „Und jetzt erholen Sie sich gütigst von Ihrer starken Anstrengung, Herr Oberwachmeister. Ist Ihnen ein Schluck kalter Tee gefällig?“

„Herr — was erlauben Sie sich? Sie sind verhaftet . . .“

„Jawohl, Herr Oberwachmeister, mit dem größtem Vergnügen sogar, wenn Sie es durchaus haben wollen; aber bitte, schnaufen Sie ruhig aus, ich bleibe hier sitzen und restauriere mich ein bißchen, wenn Sie erlauben, bis Sie

mir das Nähere erklären können. Sie dürfen ganz unbesorgt sein . . .!“

Dabei holt er aus seinem Rucksack Nester des Picknicks hervor, ein halbes Huhn und einen Becher Wein, und fängt an, es sich gütlich zu tun, indes der andere den Schweiß trocknet, wo er beikommen kann, und ihn kalt an sich hinabrinnen läßt, wo das Austrocknen nicht möglich ist. Er ist so zu Elend gehezt, daß er auf der Stelle wohl schlafen könnte. Aber er ist ja im Dienst; er muß den andern verhaften und muß froh sein, daß er ihn überhaupt erwischt hat! Und scheel schaut er auf die Mahlzeit seines Delinquenten hinab, die er vor Atemnot nicht zu verbieten vermocht hat.

Der Herr Leistenberger ist nach sehr umständlicher Stärkung endlich fertig, indes schon das Nachtdunkel hereinfällt und zu Hause wohl bereits der Gase brät.

„Herr Oberwachmeister, darf ich Sie jetzt daran erinnern, daß ich verhaftet bin?“

„Jawohl, das sind Sie!“

„Und darf ich vielleicht höflich fragen, warum? Ich bin mir nämlich nicht der geringsten Schuld bewußt . . .“

„Herr Leistenberger — im Namen des Gesetzes: weisen Sie mir Ihre Jagdkarte vor! Dann werden Sie sich schnell klar sein!“

Der Herr Leistenberger ist wie vom Blitz gerührt. Er fängt zu suchen an, kramt seine Brieftasche durch, dann die sämtlichen Taschen seiner Kleider bis hinab zum Hosensack, dann den Rucksack, streift jedes Einwickelpapierchen glatt aus, holt nochmal alle Papierschnitzel vom Boden herauf und studiert sie aufmerksam. Und er schüttelt zuletzt ärgerlich den Kopf, während der andere trotz seines Schüttelfrostes in allen Wonnen schwelgt. Der Jägersmann guckt in den Gewehrlauf, schaut in die Patronentasche, sucht unter dem Hut und mustert dann nochmal ganz haargenau die Brieftasche, — — endlich zieht er eine makellose Karte hervor und reicht sie dem Herrn über Leben und Tod: Ist's vielleicht die? — Einen Augenblick, bitte, ich mache sofort Licht!“ Und er holt seine Taschenblendlampe hervor und leuchtet in das versteinernde Gesicht seines Gemaltherrn.

„Herr Leistenberger — Sie — Sie haben eine Jagdkarte?“

„Warum soll ich keine haben?“

„Seit wann . . .?“

„Bitte, Herr Oberwachmeister, das muß genau drauffstehen, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen . . . Einen Augenblick, ich leuchte gleich wieder . . .!“

„Ja — wenn Sie eine Jagdkarte haben, — warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?“

„Und wann hätte ich das sagen sollen? Während Sie mir zu Leibe gerückt sind? Uebrigens

müßten Sie das als Polizeibeamter längst genau selber wissen. Sie scheinen über Ihre Angelegenheiten schlecht informiert zu sein . . . !“

„Ja — aber — — warum sind Sie dann vor mir davongerannt bis hierher über alle Aecker?“

„Vor Ihnen? Das wäre mir doch im Traum nicht eingefallen. Was kann denn ich dafür, daß Sie mir bis hierher nachgelaufen sind? Ich kann doch auf der Welt hinlaufen, wohin ich will, oder nicht? Wie sehen Sie das von Ihrem polizeilichen Standpunkt aus an, Herr Oberwachtmeister?“

Der aber hat im Augenblick keinen Standpunkt. Er hält die Jagdharte blöde in der Hand und weiß nicht, was er tun und sagen soll. Er klappert lediglich vor Frost mit den Zähnen. Wenn er nur daheim im Schlafrock steckte anstatt in der verklebten Uniform! Himmels . . . !

„Herr Oberwachtmeister, es wird sehr kühl. Wie wäre es, wenn Sie Ihres Amtes walten wollten und mich abführen würden? Nur muß ich bitten, daß Sie einen kleinen Umweg nicht scheuen und mich auf meinen Anstand begleiten. Es ist kaum eine Stunde von hier aus. Wenn wir laufen wollen, geht's natürlich bedeutend schneller. Ich habe nämlich dort meinen Feldstecher liegen lassen, den ich um keinen Preis einbüßen will. Sie wissen ja selber, was es Spitzbuben gibt, Herr Oberwachtmeister, namentlich in Ihrem Bezirk! . . . Oder gehen Sie vielleicht doch lieber allein in die Stadt voraus? Um mich brauchen Sie keine Angst zu haben; meiner sind Sie absolut sicher. Ich muß ja noch eigens amtlich vorstellig werden wegen der schweren körperlichen Züchtigung, die Sie mir haben angedeihen lassen. Und das wird schon morgen sein. Drum auf Wiedersehen, Herr Oberwachtmeister . . . !“



Notburg

Was rauscht durchs Korn, eh's taut und tagt?
Notburg, der frommen Gottesmagd
blank Sichesein das Wunder kann.
Seut schwebt es nit, heut hebt es an
den Aehrenschnitt, reiht Mahd an Mahden
zu acherlangen goldenen Schwaden.

Reis einen Sichellegen spricht
bei jedem Schwung Notburg — da bricht
es heulend aus dem nahen Wald;
Ein Untier grau und müßgestalt.
Aus off'nem Rachen lechzt die Zunge,
die hag're Flanke zuckt zum Sprunge.

Ein grimmer Wolf! — Die reine Magd
blickt auf den Schächer unverzagt,
hebt samt der Sichel nur die Hand,
schlägt still ein Kreuz und festgebannt
buckt sich der Troll mit Angstgebärde
und kauert winselnd an der Erde.

Neugt reuig scheu zur Maid hinan
als heisch er Freiong aus dem Bann,
und mit den Pranken schwer und brei
holt jezt er aus schier klasterweit,
und schlägt als einen argen Toren
rechts, links sich selber an die Ohren.

Es klingt wie weichen Blöckleins Schall,
das Unhold scheucht und Wetterstrahl,
als Notburg zürnt und lacht und spricht:
„Grauwölfflein! Mäglein ist man nicht.
Das wär' ein ungefüg Gehabe.
Wölfflein schab ab, und trabe, trabel!“

Hi, ihr holden Mäglein!
Der Wolf streicht noch durch Halm und Hain,
Macht gern auf Schnitterinnen Jagd,
vermeinet, das sei leicht gewagt.
Daß doch von Gottes Hulden habe
Jedwebe Notburgs Wundergabe!

P. Gallus Ritter,

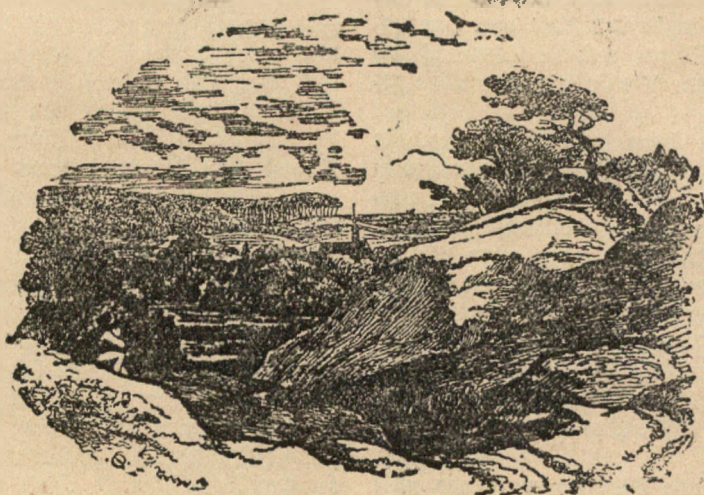
Nach der Heimat möcht ich wieder

Von Peter Dörfler

Ganz unvermutet sah ich mich auf dem Weg, den ich so oft gegangen war. Ueber den Tann herein winkten blaue ferne Berge. Und hier südwestlich über die lustigen Kobolde der komisch nickenden Wipfel weg muß jetzt der dicke, helle, von warmem Ziegelbraunrot wie von einem dicken Pelz überwachsene Turm des Bergkirchleins sichtbar werden, das seine Friedhofskreuze hütet wie die Gluckhenne ihre Kleinen. Ich freue mich auf die breite, weißbrüstige Freithofsmauer. Wie wird mein Blick auf ihrem geschmeidigen Auf und Ab über die wellige Wiese hin mit Wohlgefühl folgen

stramm hintereinander wallfahren gehen. Der eine schon hoch am heiligen Berg, der andere im Tal und der dritte noch hinter dem Wald. Er scheint zu rufen: Laßt mich mit, Kameraden!

Ich hastete und dränge, als wäre ich selbst der ermüdete und zurückgebliebene Wallfahrerhub. Einstmals, wenn ich nach langem Verweilen in der Fremde dem Dorfe nahegekommen war wie heute, hatte sich in meine Freude immer ein leises Bangen geschlichen. Sind sie doch daheim alle wohl? Und die Walddämmerung und das Walddrauschen, das sich damit lustig macht, dem Wanderer Schreckgespenster



und dann zu Tal stürzen, zu Tal purzelbaumen wie einst der junge Leib des Knaben. Und dann wird mich das breite Antlitz des Dorfes anschauen. Die Apfelbäume sind fein buschiges Haar, sind fein gelodter buschiger Bart, die Stirne ist weiß, die Backen ziegelbraunrot, die Augen leuchten golden, wenn die Sonne aufgeht. Zwei Arme streckt das Dorf aus, südwärts und nordwärts gehen sie. Das ist der lustige Forellenbach, und er hat Ärmel von Erlensbüschen und Weiden, mit Treffen von Pfafsenschlappchen und Knöpfen von Haselnüssen um sich geschlagen. Und wie eine riesengroße weiße Feder ragt aus dem Schopf des Dorfes der Kirchturm. Wie werde ich mein Auge an all diesen feinen Lieblichkeiten tranken und wieder, wie schon in meiner frühen Kindheit, werde ich mich an dem dritten Sattelkirchturm freuen, der ferne hinter dem nahen auftaucht und vom Nachbar- und Vetterdorf erzählt. Die drei sind wie drei brüderliche Buben, die

zu wecken, hatte mich mit Vorstellungen umgaukelt, wie: Das Heimathaus ist abgebrannt, der Vater und die Mutter liegen wohl krank und du konntest nichts erfahren! Ich hatte dann gepfiffen, um mich lustig zu machen, hatte Beeren gepflückt und war doch rascher gelaufen, um meinem Herzen holbe Gewißheit zu schenken. — Jetzt senkt sich der Weg, der Wald lichtet sich, mein Fuß wird über weichen Moorboden wandern, schlemmend in samtener Weichheit, in hühneraugensfreundlicher Molligkeit, er wird über die Bretter klappern, die feuchtere Stellen überqueren, über Steglein, die langsam daherausdrückende, wie riesenhafte schwarze Schnecken kriechende Moorbächlein überspringen. Winken nicht schon die zartweißen Birken aus dem dunklen Grund und flodige Spiräen duften und goldenes Gelb werfen die Johannis-krautfamilien herüber, während Skapiosa, hochstielig, blaßblau und von honigschleckenden Käfern in Menge besucht, im leisen Winde schwarz

ken. Aber warum zeigt sich keiner der Kirchtürme, warum schaue ich immerfort umsonst nach dem Moor? Kann man sich denn in der Heimat verirren? Und doch habe ich mich verirrt! Denn was jetzt vor mir liegt, ist doch ganz und gar nicht mein Dorf! Wo habe ich denn so etwas an Häusern gesehen? Die vielen Ecken, Ecke an Ecke, Klotz an Klotz? Das war doch in einer Münchener kubistischen Gemälbegalerie? Ich fange mit allen Kräften zu sinnieren an. Erst jetzt frage ich mich: Wie kam ich denn zu dieser Fahrt in die Heimat? Ich konnte mir keine Rechenschaft geben, denn alles, was hinter mir lag, war so sehr verwischt wie der Fahrweg eines Rahns im fernen See. Nur das ganz Ferne, die Kindheit, die Jugend war lebendig. Eigensinnig bezeugte sie mir, daß da droben das Bergkirchlein gestanden war und daß sich hier ein kleines Moor, das Hainle, wie ein goldener Faulenzer inmitten eines geordneten Fleißes in Sonne und in Schnee gleich wohligh gedehnt hatte. Wohin war das alles geraten?

Aber da kam ein Mann daher. Er schmauchte seine Pfeife, so daß sein Gesicht wie der Gipfel eines Herbstberges in Wolken und Dunst verhüllt war. Ich war so sehr in Angst und Not, daß ich gar nicht lang überlegte, wer der begegnende Mann denn eigentlich sei. Er kannte mich offenbar nicht, sondern antwortete auf meine entrüstete Frage: Das Moor sei rationiert worden, die Friedhofskirche aber hätte man abgebrochen. Denn sie sei nicht mehr notwendig, seitdem man die Toten gleichfalls rationiere.

Da der qualmende Mann ein reines, mir aber fremdartiges Hochdeutsch redete, starrte ich ihn an. Er war holzhackermäßig gekleidet, hatte die Axt geschultert und seine Hände waren pechig. Doch seine Sprache wies in die Fremde, nach Berlin, in die Stadt. „Sie sind fremd in dieser Gegend?“

„Im Gegenteil, ich wuchs hier auf. Aber Sie scheinen? ...“

„Ich muß schon bitten, ich bin hier in Walddorf geboren und da unten liegt doch Walddorf! Spricht man denn hier berlinerisch-hochdeutsch?“

„Ich muß einem Gespenst aus der alten, par-tikularistischen, vorkommunistischen Zeit begegnet sein. Herr, mir graut vor Ihnen! Sehen Sie sich von hinten!“

Er schaute mich verwundert und mißtrauisch an und ließ mich stehen. So ging ich denn allein in das Dorf hinein. Ich will gar nicht beschreiben, mit welchem Schmerz ich hier all die Gärten und Häuser, die ich liebte und besonders liebte, verschwunden, ersetzt, rationiert sah. Der lieblichste der Bäche, der es einst,

von rotgetupften Forellen belebt, sonneglichternd, von Brücken umarmt, durchzogen hatte, war in Röhren eingemauert wie eine verbrecherische Kloake. Ich sah mich nach dem Kirchturm um und da ich ihn durchaus nicht finden konnte, fragte ich einen mittfahrenden Landwirt. Ich vernahm gar nicht, was er antwortete, so sehr erregte mich sein Hochdeutsch; erst als er zu spotten begann, merkte ich auf den Inhalt seiner Rede: „Aha“, lachte er, „Sie sind noch aus der Zeit der Kirchturmpolitik! Ei, Sie Wundertier! Meine Großmutter war auch noch von diesem Schlag und im Kino werden solche Exemplare noch bisweilen herausgewälzt. Wir müssen uns an ihnen zu Tod lachen. Wer sollte glauben, daß noch lebendige Rudimente dieser petrefakten Zeit vorhanden sind! Gehen Sie doch in das Gemeindehaus!“

Ich kam mir nun schon einmal seit der Begegnung mit dem ersten hochdeutschen Landwirt wie vor den Kopf geschlagen vor und schaute mit Wut und Scham zu den so überlegenen Odelsakrittern empor. So traumwandelte ich denn mit summanden Ohren und flimmernden Augen dem Gemeindehaus zu. Plötzlich kam mir der Gedanke: Du träumst! Aber ich konnte ihn nur zu gut widerlegen. Hatte ich denn nicht schon seit Jahren mit Schauern, mit den Gefühlen einer ohnmächtigen Kassandra diese Entwicklung kommen sehen? Nein — ich träume leider nicht! Aber dann muß mir ein gleiches oder ähnliches begegnet sein, wie dem Mönch von Heisterbach im Siebengebirge oben. Ich habe zehn oder fünfzig oder weiß der Himmel wieviel hundert Jahre verschlafen und sehe die Heimat der Zukunft. Doch im Gemeindehaus schwirrt und summt es: Geh' hin, vielleicht findest du dort, was du suchst! Im Gemeindehaus aber war Gottesdienst. Der Priester sang Dominus vobiscum wie zur Zeit der Kirchtürme, er wandte, blickte sich wie allezeit und auf dem Chor sangen sie eine Messe von Gollner. Ich kannte sie wohl. Sie sangen — wie sangen sie denn? Man hörte ihre Stimmen wie man das Land an einem nebeligen Tage sieht: verschleiert, unwirklich. Ich ermannte mich endlich und schaute zurück. Aber da war kein Sänger und kein Geiger zu sehen, sonder nur das gewaltige Schallrohr eines Grammophons. Das sang, geigte und pffte aus allen Kräften zu Gottes Ehren. Ich blickte, ja ich kloßte zum Priester hin. Ob der wohl nicht auch so eine Art Grammophon ist? Ob hinter dem brokatenen Gewand nicht Stahlfedern arbeiten? Es dauerte nicht lange, da setzte sich der beargwöhnte Diener des Altars nieder, und ein Prediger schmetterte mit heiserer Gewalt auf die Zuhörer los. Ich blinzelte vermorren, scheu, wagte und wagte nicht. Da erkannte ich jenes

Hochdeutsch der Landwirte: bis zum letzten Akzent dasselbe. Und als ich nun mit einem Rücken widerstrebenden Hals wandte, da schimmerte als ein Goldmund das Grammophon von der Kanzel herab. Der blechene Goldmund tönte, wie nur je ein großer Kanzelredner getönt hatte, und wie niemals ein Dorfpfarrer sprach. Diese Leute hier vernahmen den größten Redner der zeitgenössischen Kirche. Was war da bei allem Schweiß und Nachtwachen der Bauernprediger von dazumal herausgekommen! Der Goldmund fauchte schließlich, knackte und schloß. Das Amt nahm seinen Fortgang. Eine ferne, vielleicht längst verstorbene, aber durch das Grammophon unsterblich gemachte Primadonna sang das Benediktus. Ich sah mich unterdessen, da ich nicht recht magte, den Pfarrer am Altare für Fleisch und Blut zu nehmen, in der Kirche, im Gemeindehaus um. Ich vermisse die Kinder. Begreiflich, dachte ich mir, sie werden ihren eigenen Gottesdienst haben und bekommen eine Predigt vom ersten Kinderprediger der Welt und entsprechende Lieder.

Als das *Ite missa est* verklungen war, knackte es an den Wänden, als würde hier elektrisches Licht auf- oder abgedreht. Da verschoben sich Wände, spanische und nicht spanische, der Saal verwandelte sich in kurzem in eine Art Tanzsaal oder Wirtsstube. Eine politische Versammlung wurde abgehalten. Der Redner nun war kein Grammophon, sondern ein lebendiger Mensch. Es war ein Emisär der Regierung und verkündete, daß die Schonzeit des Hochdeutsch abgelaufen sei. Die Fortschritte der Zeit hätten endlich das erreicht, was die Menschheit seit Urzeiten ersehnt hätte, wie das Fliegen durch die Lüfte, nämlich die Einheit der Sprache. Eine Weltsprache! Schon würden alle Kinder der Welt nur noch in dieser Weltsprache unterrichtet. Durch Grammophone sei es ermöglicht, daß vom indischen Ozean bis zu den Eskimos nicht nur die gleiche Sprache, sondern auch die gleiche Aussprache zustande kommen werde. Es sei verboten, zu denken: Was brauchen wir in unserm Walddorf eine Weltsprache, was geht uns die Welt an! Wer bei der nächsten Sortierung irgendwie eine Veränderung seines Standes und seiner Stellung wünsche, der müsse irgendwelche Fortschritte in der Weltsprache gemacht haben. Denn von jetzt ab könne es geschehen, daß ihn seine Fähigkeiten nicht nur nach Berlin oder Köln, sondern vielleicht nach Budapest oder Kongo führten, je nachdem ihn die Sortimentler begutachteten.

Ich schaute mich wieder und wieder in der Versammlung um. Es wunderte mich keineswegs, daß ich kein bekanntes Gesicht sah, aber

ich mußte doch unaussprechlich den Kopf schütteln, als ich ganz fremde Typen bemerkte. Leute, wie sie nun einmal in unserer Gegend so wenig wachsen konnten wie Datteln und Bananen.

Endlich schwieg der Redner, die Bierkrüge schäumten. Ha, die Bierkrüge, also diese doch noch immer! Die Unterhaltung begann, man rief nach der Kellnerin, und es kam ein wirkliches Menschenkind, nur daß sie nicht freundlich und fröhlich war, wie eine, die sich guter Geschäfte freut. Sie ging vielmehr in einem gewissen Tempo und Schrittmaß, ganz wie die Scheibe eines Grammophons, unter den Gästen einher und schien von einem Eilschritt nichts zu wissen. Als ich eben auch um ihre Dienste bitten wollte, und nur durch die Verwunderung darüber aufgehalten wurde, daß alle Gäste, Männlein und Weiblein, ganz dasselbe bekamen, wurden wir alle unterbrochen. Ein Mann — war es der Lehrer? — trat noch einmal hervor. Er rügte die Aussprache der Walddörfler. Insbesondere hätte er beobachtet, daß das Wort *Mond* nicht nach dem staatlichen Normal-Akzent gesprochen würde, es müsse gedehnt gesprochen werden. Er tippte auf einen Knopf, und eine Sprachmaschine wiederholte einige Dutzendmale: der Moond, der Moond! Der Mann bemerkte, dieses Wort sei auch in die neue Weltsprache aufgenommen und müsse darum richtig im Ohre sitzen.

Jetzt wurde ich mißtrauisch gegen mein ganzes Erlebnis. Sollte ich nicht doch träumen? Denn um die Aussprache von *Mond* hatten wir doch einmal unten am Rhein disputiert. Da war mir gesagt worden, man schreibe das Wort doch nicht mit zwei n, worauf ich meinem lachenden Rheinländer geantwortet hatte: Aber ebensowenig mit zwei o. Ich bejahte mich heftig und kam zu dem Ergebnis, daß wohl dieses rheinische Erlebnis ein Gedächtnisspuk sein müsse, während meine Sinne in diesem Augenblick vertrauenswürdig seien.

Als die Landleute aufgehört hatten, das staatlich approbierte *Mond* zu üben, wandte ich mich endgültig an meinen Nachbarn, einen etwas blöde, aber gutmütig blickenden jungen Menschen. Ich fragte, was sind denn da bei euch die Sortimentierer? Er stotterte irgend etwas Unverständliches. Ein anderer, wortgewandter kam ihm zu Hilfe: Ich müsse schon sehr weit her sein, daß in meinem — es könne nicht anders sein, als offenbar gänzlich ver-gessenen — Waldwinkel das Einheits-system noch nicht durchgeführt sei. Aber ich sollte doch gehört haben, daß die Menschheit gleichsam einem Haufen verschiedenartiger Waren gleiche. Die Sortimentierer nun seien vom Staate beauftragt, aus diesem Haufen die als Landleute, als Straßenkehrer, als Gelehrte,

als Strumpfwirker, als Soldaten, als Handwerker sich eignenden Personen auszuwählen, so weit sie sich nicht freiwillig meldeten, was freilich nur bei gewissen, von der Menge bevorzugten Ständen der Fall sei: „Ich selbst bin Sortimentierer“, sagte der Mann mit geläufiger Zunge, selbstbewußt, „und weiß aus Erfahrung, wie schwierig und verantwortungsvoll unser Geschäft ist. Ich suche indessen nur Bürstenbinder aus. Sie zweifeln, wie das möglich ist? Haben Sie schon Hühner im Sande scharren sehen? Wie unfehlbar entdecken sie ihre Würmer und Larven! Sehen Sie, so entwickelt sich auch bei uns ein gewisser Instinkt.“

Er sprach noch lange. Aber ich fühlte mich von einem Hammer und diesmal von einem Schrotthammer aufs Hirn geschlagen und vermochte dem Sortimentierer nicht mehr zu folgen.

Ich hatte inzwischen das Bier und die Einheitswurst erhalten, die allen gereicht wurde. Vergeblich begehrte ich meinen berühmten Allgäuer Heimatkäse, auf den ich mich so sehr gefreut hatte. „Das ist das Großartige“, erklärte mir der Sortimentierer, „heute ist der Berliner das gleiche, was der Tiroler vorgefetzt bekommt. Offiziell gibt es heute auf dem ganzen Kontinent gewissermaßen nur diese und nur diese Wurst und eben nur diese . . .“ Er ließ im Triumph seine langen Zähne blinken, seine Augen glühten vor Begeisterung, die gekrümmte Nase wackelte vergnügt, wie die des Rasperle, wenn er den Teufel erschlagen hat. Ich muß gestehen, der Sortimentierer kam mir wie ein Affe vor. Er widerte mich an. Ich wandte mich wieder an den stotternden Landmann. Er erzählte mir, er sei von Schlesien hierher versetzt worden — denn auch die Landleute würden versetzt —, und er sei sehr traurig, daß eine neue Sprache drohe, da er doch das staatliche Hochdeutsch so schwer erlernt habe. Plötzlich kam mir eine Frage in den Sinn, die mir schon in der Kirche auf der Zunge gelegen hatte: „Sie, mein Herr, ich bin nun doch das Dorf auf- und abgegangen und bin nicht einem einzigen Kinde begegnet, habe kein Kinderlachen und kein Kindereschreien gehört. Sagen Sie mir doch . . .“

„Bei uns ist keine Brutanstalt, keine Brutanstalt!“ beeilte sich der Stotterer zu erklären, „die nächste ist in Walddauptdorf, und die Kinderkaserne ist in Waldstadt!“

Ich blickte offenbar so darein, daß der Sortimentierer mich für die Steinklopfer vorgefetzt hätte. Aber er war nur auf Bürstenbinder eingestellt und lauerte mit angelndem Blicken in dem dunklen Gewimmel der Einheitswurstesser, die nur von Gehalt und wieder von Gehalt redeten. Ein etwas wortgewandte-

rer Landmann nahm sich meiner an und erklärte mir das System, das ich übrigens von zeitgenössischen Büchern her wohl kannte: „Jetzt glaube ich bestimmt, daß der Pfarrer am Altar eine Stahluhr war, und begreife, daß ein Grammophon die Messe sang. Wozu lebendige Pfarrer und Lehrer in einem solchen Dorfe!“

Ich begann melancholisch von der alten Heimat zu erzählen. Als ich auf die Bergkirche und das liebe und faulenzende goldene Moor zu reden kam, wurden viele auf mich aufmerksam. Der klug aber düster blickende Mann, der mit den Landleuten Moond geübt hatte, erhob sich, klimperte mit den Schlüsseln und sagte, wenn ich Interesse an solchen Altertümern habe, so könne er mir solche genug zeigen. Der Staat hätte für die Erhaltung der Reste der Vorzeit wohl Sorge getragen. Und er führte mich in einen Raum des Gemeindehauses, wo lange Bretter in Pressen lagen. Er öffnete die nächstbeste und zeigte mir ein ganzes Stück mit Blumen und Käfern gepreßtes Moor. Dann wies er auf photographische Aufnahmen des Bergkirchleins und der Umgebung. „Sehen Sie“, sagte er, „so wurde bei uns rationiert. Das alte Moor mit dem Kirchturm wurde gewissermaßen zusammengefaltet, zusammengewickelt, wurde gepreßt, konserviert, und tut diese Dienste ästhetischen Genusses und wissenschaftlicher Belehrung auf engstem Raume; der von ihnen faulenzertisch und wucherisch eingenommene Raum aber wirft Ertragnisse für die Ernährung des Volkes ab. Das Bergkirchlein kostete ganze Tonnen Schweiß, um restauriert, erhalten und unterhalten zu werden. Hier drinnen aber ist und zehrt es nicht mehr — nichts als diesen winzigen Raum!“

Der kluge Düstere lachte bei diesen Worten, den Mund schief ziehend. Sein Auge blitzte über die uns in großer Menge nachdrängenden Landleute. Jetzt erst sah ich seine Züge deutlicher. Der rote Knebelbart hatte die Farbe der Wolfsmilch, und die Augenbrauen gingen steil und scharf wie zwei Kupfernägel aus der Stirn empor. So wohlwollend sich der Mann zu meiner Unterweisung und Führung angeboten hatte, so kam er mir doch so unheimlich vor, wie nur eine der Gestalten, die zu unserer Jugendzeit im Moor gegeistert hatten. Ich quälte mich: Bin ich nun denn wirklich daheim? Was ist denn noch hier daheim — wenn nicht diese Blumensärge hier, diese Blumentotengebeine? Immerhin weckten sie meine Erinnerung mit solcher Macht, daß ich aus ganzer Seele, mit aller Blut des Heimwehs von der einstigen Schönheit des Bergkirchleins, von dem feinen Moor, von dem bunten unrationalen Wald, von dem gemütvollen Dor-

deutsch und vor allem von den Kindern sprach, von den fallenden, schwagenden, schreienden Kindern, die einst den Winter zum Frühling und den Frühling zum Paradies gemacht hatten. Ach, daß ich so gar keine Worte fand, da mir doch das Herz von Erinnerungen brodelte! Ich wollte von den Schulrängen reden, die einst im Trott und Schwergang der bäuerlichen Tätigkeit gewesen waren, was die Feder und die Blume auf dem lehmigen Hut des Feldarbeiters ist. Aber ich gackte und stockte und redete ebenso schlecht wie ich gut dachte und heiß fühlte. Ich verlor die Zuhörerschaft und schließlich sogar mein Thema.

Ich hörte auf einmal ein eigentümliches Surren, das mir widerwärtig war. Als ich aufschah, erblickte ich auf flimmernder zitternder Leinwand meinen alten Kirchturm und mein altes Dorf. Der Schafhirte zog mit einer Herde daher, und Kinder liefen an die Zäune und streichelten die braune Wolle der Tiere. Aber plötzlich wurden diese so groß wie Kamele, die Kinder wie Christophori. Ein Augenblick der Verzerrung, und sie verschwanden.

Ich lachte höhnisch. Ob das ein Schauspiel für Kerkerinsassen sei oder für Eskimos; denn schwäbische Bauern hätten doch Gelegenheit, solches in natura zu sehen! Ob das eine Art sei, die Heimat zu mordern und dann im Kino zu zeigen!

Aber da stand der Sortimentierer vor mir. Er winkte dem Diktoren mit dem wolfsmilchfarbenen Knebelbart. Sie riefen: „Leute, hier haben wir ein selten gewordenes Exemplar des prähistorischen Menschen, einen Wilden von dazumal! Wir dürfen ihn nicht entweichen lassen! Er soll unserem Museum einverleibt werden. Da wir zu wenig Spiritus haben, wollen wir ihn pressen. Schraubt die Moorpresse auf!“

Und sie griffen nach mir, vorsichtig und gierig, wie Knaben, die einen seltenen Schmetterling fangen. Als bald klappten vor mir große Bretter wie Riesentrachen auf. Ich wurde auf das Moos und Laub geschoben. Dann ließen sie die oberen Bretter auf mich nieder und begannen die Schraube der Presse zu kurbeln. Ich hatte seltsamerweise nicht die geringste Angst. Ich vernahm ganz deutlich das Surren des wieder in Tätigkeit getretenen Rinos, und statt eines beengenden Druckes fühlte ich deutlich die Molligkeit eines schwellenden Moosbettes unter mir, ja ich kostete den Duft von Blumen und welkem Gras, die feine Wärme

sanft besonnener Hügel. Es war mir, als würde ich immerzu quer durch tiefe Schichten von Gras und Gesträube gedrückt, die immer klarer von Licht durchsickert wurden. Das ist ein Begrabenwerden in eine neue Welt hinein! dachte ich mir. Da sah ich plötzlich in aller Bewußtheit diese neue Welt. Ich lag langgestreckt am kühlen Quell, unter Haselnuß- und Erlensträuchern auf dem Rücken, ich hatte die Arme als Kopfkissen unter dem Hinterhaupt, auf meiner Brust aber lag die graugestraumelte alte Hauskaze, schnurrte, trat von einer Vorderpfote auf die andere und blickte mich zwischen kurzen Schlummernickerchen hindurch schläfrig an. Sie also war das Kino, das ich vernommen hatte, und wohl auch das Grammophon. Denn wahrscheinlich hatte sie mir ein Schlummerliedchen gesungen. Noch schlaftrunken sah ich einer Stechmücke zu, die gierig an meinem entblößten Arme trank und sich zum Zerplagen angesogen hatte. Schon hob ich vorsichtig die Hand, um die gemästete Schmaroke zu töten. Da erinnerte ich mich der grotesken Gaukeleien, denen ich soeben entronnen war, und in der Wonne dieser Erkenntnis gab ich dem Räuber ungekränkt die Freiheit. Ferne schrien zwei Kinder:

Hoi gao

Voll hao

„s Erbärmännle hat mi nimma brocka laa“, im faustigsten Heimatdialekt. Der alte Kirchturm hieb seinen Kindern, der großen und der kleinen Blocke, ein paar freundschaftliche klingende Ohrfeigen herunter. Acht Uhr abends! Ich blinzelte in den dunklen Quell hinab, über dem die Mücken tanzten: Ob das der Weg war, durch den sie mich gepreßt hatten?

Unten an der Scheiterbeige standen der Lorenz und der Rasper. Der Lorenz hatte eine Zeitung in der Hand, zerknitterte sie und rief mit seiner grellen Stimme: „Und sag' t's it all weil: dreiviertel Welt ischt narret!“

„Wenn sie it Lumpe sind,“ meinte vorsichtig der Rasper.

Ob das Zukunftsbild, das ich eben gesehen hatte, von jener Zeitung ausgegangen war und sich auf dem Weg vom Lorenz zum Rasper in meine Träume verwickelt hatte?

Ich machte mich auf, sang aus allen Kräften: „Nach der Heimat möcht' ich wieder“ und erholte mich in einem kräftigen Abendspaziergang durch die Moornähe des Hainle von obigen und vielen anderen zeitgenössischen Träumen.

Eine seltsame Reise

Un einem der letzten Tage des Jahres hatte der Bauer Ulrich Bannwald den Neujahrsbrief seines Bruders empfangen. Die beiden Männer standen schon nahe den Sechzig, waren knorrige Menschen, die ihr Tagewerk hinter dem Pfluge oder zwischen den Tannen des Waldes schafften, und schrieben sich nicht aus Zärtlichkeit, sondern nur um ernsthafter Dinge willen. Auch in dem besagten Briefe stand keine von den weichen Redensarten, wie sie Mädchen um die sechzehn und siebzehn vollführen; kurz und bündig teilte der Magnus Bannwald mit, daß er seit dem Andreastag, wo ein geschlagener Baum beim Fallen ihn unglücklich aufs Kreuz getroffen, viel Schmerzen ausgestanden habe, nun aber sich mit jedem Tage besser fühle und auf Vichtmeß wieder zur Axt zu greifen hoffe. Wie gut sei es doch, daß er sein Lebtag lang ledig geblieben und jetzt keinem Menschen zur Last zu fallen brauche. Ein paar Jährchen Lebenszeit bitte er sich noch von unserm Herrgott aus, dann wollte er sich gern in den Boden legen lassen, mit dem er so lang grabend und schaufelnd herumgetan habe. Auch dem Bruder Ulrich mitsamt Weib und Kindern wünsche er ein glückseliges neues Jahr. So Gott will, schloß er, sehen wir uns noch einmal in dieser Zeitlichkeit.

Der Brief war zweimal vorgelesen und dann in eine Schublade des Stubenschranks zu andern geschlossen worden. Am Morgen des Silvestertags zog ihn Ulrich Bannwald abermals hervor, setzte die Stahlbrille auf und las ihn, diesmal mit sorgenvollem Gesicht, zum drittenmal. So betraf ihn, zur Türe hereinkommend, sein Weib und ersuhr beim Anblick des Aengstlichen, das in den Zügen des bartlosen Mannes lag, einen gelinden Schrecken. Sie sah ihn eine Zeitlang von der Seite an, dann fragte sie: „Was ist Dir?“ Der Bauer gab keine Antwort, sondern legte den Brief in die Lade, ging die geräumige Stube auf und ab und stellte sich dazwischen bald an dieses, bald an jenes Fenster. „So red' doch, was ist denn?“ fragte das Weib.

Ulrich hatte einen kühlen Verstand und hielt wenig von dem Gered' der Leute, besonders der Weiber, die mit ihrem erreglichen Gemüt so seltsame Dinge wie Ahnungen und Voraussetzungen, von der Anmeldung Sterbender ganz zu schweigen, zu erleben glauben und, was besonders töricht war, viel Aufhebens davon machen und mit solcher Gespensterei sogar schwache Kinder verängstigen. Vor dreißig Jahren hatte er die ersten harten Worte mit seiner Braut wegen eines Traumbuches gewechselt, das er in ihrer Aussteuer vorfand und kurzer-

hand dem Ofen übergab; nie hatte er als Mann von klarem Sinn und Gottvertrauen in seinem Hause Aberglauben irgendwelcher Art gelitten, alles unirdische Wesen mit gesundem Mannesspott verachtet. Heute nun ging er mit besonderen Gedanken wegen eines Traumes in der letzten Nacht umher. Obgleich die Arbeit in Stall und Scheune nach ihm rief und am Weiher das Eis für die Abnehmer zu brechen und zu verladen war, verblieb er sinnierend in der Stube, überlegte still, ob er nicht kurzerhand den ganzen Traum für wahr halten und demgemäß sich zur selben Stunde noch auf den Weg zum Bruder machen sollte. Je öfter er den Brief vornahm, je mehr las er statt der Zeilen selbst zwischen den Zeilen und fühlte in seiner Brust eine Ahnung von unheilvollen Dingen wachsen. Schließlich legte er den Brief in die Lade zurück und nahm daraus ein winziges Blättchen Papier, einen Zeitungsausschnitt mit dem Fahrplan der Züge, hervor. Sein Weib tat jetzt, noch schüchterner, zum zweitenmal die Frage, was Besonderes denn um die Wege sei, da doch der Brief heute nicht anders laute, als die Tage zuvor. „Es ist etwas im Anzug,“ meinte Ulrich stockend. Woher er denn das wisse? Ulrich schwieg mit gutem Grunde von dem Traumbild als der Ursache seiner Unruhe, er sagte nur, daß er auf der Stelle abreise, und man solle unverzüglich den Schlitten einspannen. Das Weib wollte noch etwas von Geldhinauswerfen einwenden, da fuhr ihr der Bauer so mit Wort und Blick dazwischen, daß sie es vorzog, ihm bei den Vorbereitungen behilflich zu werden, die Stiefel zu schmieren, Gewand und Gehstock, ein wenig auch zur Weggehrung, Brot und Schnaps, zurechtzulegen. Der Dienstknecht schirte widerwillig an, weil er, aus vorgenommener Arbeit, die er gern im alten Jahr noch vollendet hätte, herausgerissen, ohne näheres Wie und Warum den weiten Fahrweg zur Eisenbahn in dem Wettergraus doppelt machen mußte. Er hockte mürrisch in dicker Vermummung auf seinem Schlitten, bis endlich der Bauer aus dem Haus zurückkam und aufstieg, selbst nach Zügel und Peitsche griff und im Wirbel der Flocken sogleich den Augen der Nachschauenden entwand.

Eine Stunde später saß Ulrich Bannwald im Zug und kragte in die Eisblumen des Fensters ein Loch, um draußen die vorbeischießende Landschaft zu sehen. Er sah nicht viel anderes als tiefergeschneite Flur, Häuser, von deren Dächern Eiszapfen armlang herunterhingen, weißbeladene Bäume, die der Sturm zur Seite bog. Er hatte eine Fahrt mit langem Umsteigaufenthalt, dazu einen Fußmarsch von fast drei Stun-

den vor sich und zweifelte einen Augenblick, ob die Ueberwindung solcher Mühen auf einen bloßen Traum hin gerechtfertigt war. Sogleich aber wiederholte sich von der Nacht her das klare Traumbild mit solch erschreckender Deutlichkeit, daß er nicht wußte, wie er die langen Stunden bis zur Ankunft überleben sollte. Einstweilen hatte er keine andere Gesellschaft als ein altes taubes Weibchen mit einem ruhigen Säugling auf dem Schoße, der vielleicht ihr Enkel war. Als er zur Abwehr eines leichten Frostgefühls nach der Branntweinflasche in seinem Rock griff, wurde der Trunk durch den Zufall verhindert, daß der Kleine die glitzernde Silberkette an der Weste des Bauern erblickte und mit ausgestreckten Händchen nach ihr verlangte. Ulrich löste die Kette ab, gab sie lächelnd dem Knaben zum Spiele hin und freute sich an den aufgerissenen Augen, an dem unbeholfenen Versuch des behandschuhten Fäustchens, das blanke Ding zum Mund zu führen. Währenddessen hielt der Zug, um den einzigen wartenden Fahrgast dieser Station aufzunehmen. Es war ein Pfarrer, der sich ohne viele Umstände dem Bauern gegenübersetzte und ihn alsbald in ein Gespräch zog über den Schneesturm, der in den Forsten wohl viel Schaden anrichtete, über die Beschwerlichkeit weiter Wege, die solche Witterung manchen Verufen wie Geistlichen und Aerzten auferlege. Wohin denn, fragte er den Ulrich Bannwald, seine Reise gehe. Ein gültiger Zug im Gesicht des Pfarrers gewann das Vertrauen des Befragten, und bündig ließ er sich herbei, ihm den Grund seiner Winterreise mitzuteilen. Er begann mit der Frage, ob man wohl in Träumen, wenn sie uns besonders frisch und klar vor der Seele stehen bleiben, einen Wink des Himmels sehen dürfe. „Warum nicht,“ entgegnete der geistliche Herr, „da wir doch alle glauben, daß Gott sich unserm Geiste mitteilen kann; die Seele ist sein Hauch, zu dem er sprechen und von dem er verstanden werden kann; wie uns im wachen Leben gute Regung von ihm kommt, so leicht, ja leichter noch, kann er den Geist des Schlafenden berühren, der gleichsam über der Last des Körpers schwebt, freier und feiner als am Tage; töricht ist nur der Aberglaube, daß man auf Träume von bestimmten Sachen hin jeweils bestimmte Ereignisse, Glück oder Unglück der Zukunft, erwarte. Ihr habt wohl im Schlafe Besonderes gesehen?“

Ulrich erzählte: „Ein merkwürdiger Traum, Herr! Mein Bruder ist ein alter Mann, den ich seit vierzehn Jahren nicht mehr gesehen. Wochen und Monate vergehen, ohne daß ich an ihn denke — wie man sich eben so langsam vergißt, wenn man alt wird. Vor kurzem nun ist er beim Holzfchlag verunglückt, aber, wie er

mir schreibt, schon wieder außer aller Lebensgefahr. Dennoch habe ich ihn in der letzten Nacht tot auf der Straße liegen sehen — viel mehr, was ich gesehen habe, war ein Baumstamm quer über der Straße, darüber ein umgestürzter Wagen, neben dem ein Mann im Schnee lag, freilich besser angezogen als mein alter Magnus, der Tagelöhner ist und nichts weiter. Am Gesicht, das er in den Schnee drückte, war er nicht zu erkennen, und die jammernde Stimme, die ich hörte, klang nicht anders als der Jammer jedes Menschen, den das Unglück auf den Boden hingeschlagen. Ich wollte helfen, wollte springen, aber ich kam, wie's eben im Schlaf oft geht, nicht vom Fleck, und als ich aufwachte, wollte der Traum durchaus nicht verfließen, sondern plagte mich noch mehr, stieß mich aus dem Haus und zieht mich jetzt unerbittlich nach meinem Bruder. Sie lachen wohl, Herr Pfarrer, auf mich alten Narren, aber wenn ein kühler Tropf wie ich zum erstenmal in seinem langen Leben von Traumbgespenstern überrumpelt wird, ist vielleicht doch etwas Höheres im Spiel. Jetzt ist mir kein Weg zu weit und kein Schnee zu tief, ich will wissen, was das alles zu bedeuten hat.“

„Seltsam,“ sagte der Pfarrer, „alles sonderbar genug, um es mit Ernst zu betrachten — wer kennt die feinen Fäden, durch die wir Menschen über Berg und Tal hinweg zusammenhängen! Ich hoffe, Ihr findet alles besser vor, als Ihr jetzt fürchtet; trifft Ihr aber neues Unglück an, so haltet Euch aufrecht und denkt an den da droben! Wenn Ihr mir schreiben wollt, ob der Traum rechtbehalten und wie alles sich verhalten hat, bin ich Euch dankbar.“ Der Geistliche nannte seinen Namen, er bedauerte, als die nächste Station erreicht war, daß seine Fahrt, die ihm einen seelforgerlichen Weg abgekürzt habe, schon zu Ende sei, und schied herzlich von dem Manne mit dem geheimnisvollen Anliegen.

Nach einer marternden Fahrt, am vorgerückten Nachmittag, verließ der Bauer Bannwald die Eisenbahn und wandte sich, nachdem er in der nächsten Wirtschaft einen Imbiß genommen, landeinwärts in waldbreiche Gegend. Seine hohe, mächtige Gestalt wandelte rüstig hinein in das Geströber. Das Pfeifen und Heulen des Sturms hörte sich an, als klage die Welt ihren ganzen Schmerz aus. Die tiefe Einsamkeit umher, in der kein Lebewesen sich erblicken ließ, nur ächzende Bäume im Flockenwirbel hin- und widerschwankten, konnte die Angst des Wanderers nicht stillen. Je länger er dahinging, um so lebendiger erneuerten sich die Schrecken des Traumes vor seinem Gemüt. Als die Dämmerung hereinsank, die Umgebung allmählich auslöschte und der Mann mit seiner

Furcht sich selbst allein übrig blieb, verwandelte sich die schwere Ahnung in eine Gewißheit, als brächten ihm schon die nächsten hundert Schritte den gefürchteten Anblick. Was gibt es doch geheimnisvolle Dinge! dachte er. Er fühlte sich aus der Wirklichkeit, die man mit Händen greift und Augen sieht, in einen fremden höheren Kreis der Welt versetzt. Freilich, hätte er zu dieser Stunde klar und kühl wie sonst seine eigenen Gedanken fassen können, so hätte er erkannt: alles oder nichts ist wunderbar, denn Gottes Vernunft ist überall dieselbe, sie ist und

Stillstehen erkannte er auch das Licht als ruhend. So rasch, als die beginnende Erschöpfung des Herzens es zuließ, nahm er die steile Höhe, keuchend und stöhnend, während das Licht sich größer und greller aus dem Dunkel hervortat. Da es seine Strahlen in die Finsternis warf, ohne einen Gegenstand zu beleuchten, war Ulrich im Zweifel über die Natur des brennenden Scheines, bis er auf zwanzig, auf zehn Schritt nahe kam und das geblendete Auge mit der Hand beschattete: eine Automobillaterne. Nun war auch ein schwaches Stöhnen zu ver-



bleibt der Vernunft des Menschen unbegreiflich, ob sie im Alltäglichen sich zeigt, im Schneekristall, im Wuchs der Tanne oder in fremden dunklen Zeichen, die sie als Schatten der Zukunft dem Menschen in die Seele wirft. Ulrich Bannwald konnte sich heut solch deutliche Wahrheit nicht zu Ende denken, er lief voran, als wär' es nur im Traum, er wischte sich den Schweiß vom Gesicht, er ließ sich von dem brausenden Geheul des Waldes, der zu beiden Seiten seiner Straße in die Höhe stieg, noch toller in die Eile treiben. Nur der matte Schneeschein erleuchtete ihm den Weg, sonst brütete dicke Finsternis unter dem sternlosen Himmel.

Plötzlich, nach einer jähen Krümmung, erschien auf der Höhe der ansteigenden Straße ein blendend helles Licht. Ulrich hielt es, da er selbst in starkem Laufe war, für bewegt, erst im

nehmen, und die nächsten Schritte, die der Bauer mit schwachen Knien tat, erhellten ihm das ganze Bild — das umgestürzte Automobil über einem Baumstamm liegend, ein paar Meter davon eine Gestalt mit dem Gesicht gegen die Erde in den Schnee gestreckt. Ulrich hob den Verunglückten auf und mußte jetzt, da der Jammer verstummt war, nicht, ob er einen Toten oder einen Ohnmächtigen in den Armen halte. Er sprach ihn an, er erhielt keine Antwort; er trug ihn in den Schein der Laterne und sah ein blutbeschmieretes Gesicht mit geschlossenen Augen, gebildete Züge; er setzte und lehnte ihn an den Baumstamm, wusch ihn mit Schnee und rieb ihm mit Schnaps aus seiner Flasche Gesicht und Schläfen. Allmählich gewann der Unglückliche das Bewußtsein und gab sich Mühe, seine Lage zu begreifen. Er sah

umher, sah den umgestürzten Wagen mit den emporstehenden Rädern und der zertrümmerten Laterne, er sah Polster und Decken umhergeworfen und sank mit einem unendlich kläglichem Seufzer wieder zur Seite. Bannwald tat ohne lange Besinnung das Rechte. Er nahm den Fremden wie ein Kind auf seine Arme und trug ihn, da er das Ziel nahe wußte, mit verdoppelter Kraft die Straße empor. Hier herab, dachte er, ist der Wagen gesaußt, jäh genug, um am dem Hindernis sich zu zerschlagen. Die Tanne — der Sturm hat sie auf den Weg geworfen!

Auf der Höhe, die Ulrich mit seiner Last mühevoll erreichte, waren die Lichter des erschienen Dorfes nahe sichtbar. Auf einem Rieshaufen am Wegrand hielt er Rast und schloß dem Ohnmächtigen einen Schluck Schnaps ein. Seine Lebensgeister begannen sich leise zu regen, aber die Sprache blieb ihm noch versagt. Ulrich sprach ihm wie eine Mutter tröstlich zu. Der schneidende Sturmwind verwehte den weiteren Aufenthalt, mit einem letzten Aufwand seiner Manneskraft trug der Bauer den Mann ins Dorf.

Er betrat in richtiger Vermutung das erleuchtete Haus: die Wirtschaft. Durch die Fenster hatte er, obgleich Silvesterabend war, nur wenige Gestalten sitzen sehen, und als er im Hausflur stand, wunderte er sich aufs neue über die Totenstille, die das Haus beherrschte. Nur ein Kind, das mit einem Krug im Arm aus der Schenke trat, sprach ihn ungefragt mit wichtiger Miene an: Der Magnus ist geschossen worden. Ulrich fühlte die Kraft aus seinem Körper weichen und stieß die Tür zur Wirtsstube auf. „Jesus, unser Doktor!“ rief eine Stimme. Ein paar Männer stürzten herzu, nahmen den Verunglückten von Ulrichs Armen und legten ihn unter Jammer auf das Ledersofa. „Um Gotteswillen, was ist das heut!“ sprach der Wirt den Bannwald an, der atemlos nach Worten schöpfte, „grad ist einer hier verschieden!“

In den nächsten Minuten wurde alles klar, dem Ulrich der Tod seines Bruders, der vor der Wirtschaft auf der Straße draußen das Opfer neujahrsschießender Burschen geworden war, den Leuten des Dorfes das Unglück ihres Arztes, der eben jenes Unfalls wegen telephonisch aus der Nachbarschaft herbeigerufen worden und nach vergeblichen Erweichungsversuchen an dem Geschossenen auf der Heimfahrt verunglückt war.

Wärme und Reizmittel brachten den Arzt

zum Bewußtsein. Das junge Gesicht, das Kraft und Geist verriet, wandte sich suchend nach den Umstehenden, die schwache Stimme verlangte nach dem Mann, der ihn hierher gebracht habe. Ulrich saß abwesend an einer Tischecke, er blickte mit leeren Augen vor sich hin und wiegte wie ein Ungläubiger mit dem Kopfe. Da ihn, den Unbekannten, niemand beim Namen rufen konnte, legte ihm der Wirt die Hand auf die Schulter: „Du, unser Doktor verlangst dich!“

Ulrich trat an das Lager und ergriff die dargereichte Hand: „Herr Doktor, mir haben Sie nichts zu danken — nur dem Himmel, der mich auf seltsame Art auf Ihre Hilfe ausgeschickt hat, vielleicht auch dem Magnus Bannwald, daß er Sie nicht früher oder später gebraucht hat — sonst hätte ich den rechten Augenblick verfehlt.“

„Ihr kennt ihn, Ihr wißt seinen Namen?“
„Er heißt wie ich — wir waren Brüder unser Lebtag!“

Ein Erstaunen, das allen die Sprache lähmte, griff um sich. Wie kommt er plötzlich aus solcher Ferne, wer hat ihn gerufen? Sie wichen einen Schritt vor ihm zurück.

„Wo ist der Magnus?“ fragte Ulrich. Der Wirt schlug einen Vorhang zwischen Ofen und Wand zurück und deckte die Leiche ab. „Für heute nacht bleibt er noch da,“ sagte er.

Ulrich blieb fest. „Weiß wie ein Schimmel ist er worden. Magnus! Hätt'st bald noch einen andern mit hinübergenommen! Herr Doktor,“ sprach er zum Arzt gewendet, „daß doch Sie am Leben sind! Der Magnus hat sein Tagwerk abgetan, Sie haben's vor sich! Gott sei Dank, daß alles so gekommen ist!“ — Ulrich schwieg. Er blickte so feierlich um sich, daß alle ihre Neugier zähmten, keiner nach des Rätsels Lösung fragte. Einer nach dem andern verließ die Stube. Ulrich Bannwald erklärte dem Wirt, daß er die Nacht zur Kranken- und Totenwache in der Stube hler verbringe.

Als er allein war und der Arzt im Schlummer lag, trat er vor die Leiche des Bruders und deckte die Hand vor die Augen.

Mitternachts, um die Wende des alten und neuen Jahres, nahm Ulrich Bannwald Papier hervor und schrieb an den Pfarrer, der sein teilnehmender Jahrgast gewesen: „Alles war, wie ich es gesehen. Mein Bruder ist tot. Einem hoffnungsvollen Arzt habe ich das Leben gerettet. Wie wunderbar sind alle Dinge, Gelobt der Herr in Zeit und Ewigkeit!“

*

*

*

Deutsche Klage

Singt nimmer der Ahnen Trauer und Weh,
Die Not versunkener Zeiten,
Es rauscht ein lebendiger Tränensee
Gewaltig in unsere Saiten.

Und fällt euch Propheten- und Bardensang ein,
Da eigene Lieder ermatten,
Gießt heutiges Leben und Leiden hinein,
Mit Herzblut tränket die Schatten!

Wohl scheint es euch oft wie schwerer Traum
Von wimmelnden Teufeln und Drachen —
Es ist kein Nachtbild von Schemen und Schaum,
Aus dem wir am Morgen erwachen.

Und brähe hervor die deutsche Not,
Und was auf verschlossenem Herde
Um zuckende Herzen leckt und loht,
Zu Flammen würde die Erde.

Die Wolken müßten, die Bäume verdorrt
Zum brennenden Himmel ragen
Und bis an die Sterne die Klage vom Nord
Im neuen Bethlehem tragen.

Peter Dörfner.



Sind alle Menschen gleich?

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, ließ ihnen Gott sagen, er wolle kommen und ihren Haushalt beschauen. Eva säuberte das Haus, schmückte es mit Blumen und holte ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Die wusch und kämmte sie, legte ihnen frische Kleider an und wies sie an, sich gegen den höchsten Herrn bescheiden und verständig zu benehmen. Die häßlichen Kinder wollte sie nicht sehen lassen. Das eine verbarg sich unter dem Heu, das andere unter dem Dach, das dritte in dem Stroh ufm. Der Herr kam. Da standen die schönen Kinder in der Reihe und neigten sich vor ihm. Und der Herr fing an, sie zu segnen. Er legte dem ersten die Hand auf: „Du sollst ein gewaltiger König werden,“ zum zweiten: „Du sollst ein Fürst werden,“ zum dritten: „Du sollst ein Graf werden“ ufm. Als Eva sah, daß der Herr so mild und gnädig war, reute es sie, die anderen Kinder versteckt zu haben. Sie holte sie herbei, und der Herr sprach: „Auch diese will ich segnen.“ Er legte dem ersten die Hand auf und sprach zu ihm: „Du sollst ein Bauer werden,“ zum zweiten: „Du sollst ein Fischer,“ zum dritten: „Du ein Schmied“ ufm. Als Eva das hörte, sagte sie: „Herr, wie teilst du deinen Segen so ungleich aus. Es sind doch alle meine Kinder. Deine Gnade sollte über alle gleich

ergehen.“ Gott aber erwiderte: „Eva, das verstehst du nicht. Ich muß die ganze Welt mit deinen Kindern versorgen. Wenn sie alle Fürsten und Herren wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen, backen? Wer sollte schmieden, weben, zimmern, graben, schneiden und nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den andern erhalte und alle ernährt werden, wie am Leibe die Glieder.“ Da antwortete Eva: „Ach Herr, vergib, ich war zu rasch, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille geschehe an meinen Kindern.“ Die Wahrheit, die das Volk in dieses Märchen gekleidet hat, liegt auf der Hand: Von Gott kommt die Verschiedenheit der Stände, jeder soll in seinem Stande seine Pflicht tun, einer dem andern dienen. Aber das paßt doch heute nicht mehr. Es gibt keine Könige und großen Herren mehr. In der Volksherrschaft sind alle gleich, jetzt gibt es lauter Könige! — Ich weiß nicht, ich hab' noch nichts gemerkt von meinem Königtum, vielleicht ist der Leser besser daran. Ich weiß nur, daß die Ungleichheit bleibt, daß es immer verschiedene Stände und Berufe geben wird, daß man wohl gleiche Rappen machen könnte für alle Menschen — sie sollen alle rot werden —, daß die Menschen aber deswegen noch lange nicht alle gleich wären.

(Aus dem vorerwähnten Buch: Bauer, es ist Zeit, vom
J. Welger, bei Manz, Regensburg.)



Allerhand Schelmenstreiche

Von J. P. Hebel

Die drei Diebe

Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rote Dieter hielts auch mit, und der war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen an, sondern visitierten nur bei Nacht in den Hühnerställen, und wenns Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, ebenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenns aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich unter einander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal, im Wald, sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Neste sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die Andern: „Wer ist imstand und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder, wie eine Kaze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein un-

ten drein, läßt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, slicht das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann,“ sagt jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder klettert ihm nach und, während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden Andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rote Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ichs nicht zugleich tun, und wenns einmal zu bösen Häusern geht, und der Unrechte kommt über uns, so ist mir nimmer Angst für euch, aber für mich.“ Also ging er fort, wurde wieder ehrlich und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei Andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Kößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein

Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig Licht geben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus, und sieht nach. Unter dessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum ins Haus, bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an und sagt: „Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer.“ Die Frau sagt: „Schwätz nicht so einsältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen.“ — „Ja so,“ sagte der Heiner, „drum bin ich halber im Schlaf,“ — und ging, holte das Schwein, und trug es unbeschrien fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz, im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam, und nach dem Säulein greifen will, „Frau,“ rief er, „jetzt habens die Galgenstricke doch geholt!“ Allein so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte (es war schon weit vom Hause weg), und als er merkte, daß er allein sei, nahm er schnell die Stimme des Frieders an, und sagte: „Bruder, laß jezt mich das Säulein tragen, du wirst müd sein.“ Der Heiner meint, es sei der Bruder, und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgeh'n in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: „Hab ich dich wieder, du liebes Säulein?“ und trug es heim. Unter dessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam, und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prassendes Feuer mit buchsen Spänen gebraucht zum Nachkochen. Aber desto schöner prasselte jezt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen, und Kesselfleisch über das Feuer getan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungrig, und was wir nicht heizzeiten essen, holen die Schelme doch.“ — Als er sich aber wieder in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so ängstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Rammin herab, spießt das beste Stück im Kessel an und zogs herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau im-

mer eifriger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jezt wollen wir anrichten“, — da war der Kessel leer, und war ebenfalls kein so großes Feuer nötig gewesen zum Nachkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungrig ins Bett zu gehen, und dachten: „Will der Henker das Säulein holen, so können wirs ja doch nicht heben,“ — da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was sie stiebigt hatten. Jezt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letzte Mal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging, und zum zweitenmal im Dorf die Hähnen krächten, und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieters sagte: „Jezt ists einmal Zeit ins Bett“, kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Frieder in den Turm und in das Zuchthaus.

Wie der Zundel-Friedel und sein Bruder dem roten Dieter abermal einen Streich spielen

Als der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder wieder aus dem Turm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: „Bruder, wir wollen doch den roten Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundstall beim Herrn Vater auf der Herberge.“ — „Wir wollen ihm einen Streich spielen,“ sagte der Frieder zum Heiner, „ob ers merkt, daß wir es sind.“ Also empfieng der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Roter Dieter, seid heute nacht auf eurer Hut, denn es haben zwei Diebesgesellen eine Wette getan: einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe wegholen, und ihr sollte es nicht hindern können.“ Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wolll' ich glauben, sie seiens.“ In der Nacht schlüpfen sich die Schelmen durch das Hansfeld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rote Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmänn vor sich her, der aussah wie ein Mensch. Als inwendig der rote Dieter die Lei-

ter anstellen hörte, stand er leise auf und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, „denn das sind die besten Pistolen,“ sagte er zu seiner Frau, „sie sind immer geladen“; und als er den Kopf des Strohmanns herauswackeln sah, und meinte, der sei es, riß er schnell das Fenster auf, und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei tat. Der Frieder aber stand unterdessen maustill hinter einem Pfosten vor der Haustüre. Als aber der rote Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal still, sagte er: „Frau, es ist mir, die Sache sei nicht gut, ich will doch hinuntergehen und schauen, wie es aussieht.“ Indem er zur Haustür hinausgeht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, und nimmt wieder des roten Dieters Stimme an, „Frau,“ sagt er mit ängstlicher Stimme, „der Kerl ist maustot und denk nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald, und will ihn dort einscharren, sonst gehts zu bösen Häusern.“ Die Frau erschrickt, richtet sich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh.“ Als aber die Frau ihn fragte, „wo hast du denn das Leintuch,“ und lag auf dem bloßen Spreuerlack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf und sagte: „O ihr vermaldeiten Spikbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer.“

Der Heiner und der Brassenheimer Müller

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirtshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der rote Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein,“ dachte er, „es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spikbub.“ Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirtshaus und trinken Neuen. „Und wißt ihr auch,“ sagt einer, „daß der Zundel-Heiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand?“ Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer und jetzt sei er verraten. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Värm. Sieht nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollstein im Zuchthaus?“ Darüber kommt auf einem wohlgenährten

Schimmel der Brassenheimer Müller mit roten Pausbacken und kleinen freundlichen Augen dahergeritten. Und als er in die Stube kam und tut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid, und hört, daß sie von dem Zundel-Heiner sprechen, sagt er: „Ich hab' schon so viel von dem Zundel-Heiner erzählen gehört; ich möcht' ihn doch auch einmal sehen.“ Da sagte ein anderer: „Nehmt euch in acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land.“ Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah: ich komm noch bei guter Tageszeit durch den Friedstätter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenns fehlen will, geb' ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirtin: „Was bin ich schuldig?“ und geht fort in den Friedstätter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelsuhr ein lahmer Mensch. „Gebt mir für ein Käsperelein eure Krücke,“ sagte er zu dem lahmen Soldaten. „Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue.“ Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Friedstätter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon an die Straße und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller dahertrottet, und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglichem Stimm: „Wollt ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit tun an einem armen lahmen Mann? Zwei betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet sein, haben mir mein Almosen abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Ästen hängen geblieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wollt ihr nicht so gut sein und sie mit eurer Peitsche herabzwicken?“ Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzig wie mein Fisel, ist halt nichts auf der Welt.“ Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herabzugwickeln. Als er aber an dem Baum war, und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt

euch das Behen nicht verdrießen," rief er dem Müller zurück, „und wenn ihr heimkommt, so richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundel-Seiner!“ Als er aber eine Viertelstunde nach der Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Haustüre an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte und dachte: „Ich will so spät den Zuchtmeister nimmer mecken“, und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er abends noch unbeschrien an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, mer er sei, und wie er hieße, und was er im Schilde führe: „Könnt ihr polnisch?“ fragte herzhafte der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagte: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das ist“, sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander explizieren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Tor sei?“ Die Schildwache holte den Torwächter, es sei ein Polak an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht explizieren könne. Der Torwächter kam zwar, entschuldigte sich aber im Voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hier zu Lande nicht stark ab“, sagt er, „und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand sein, der kaspabel wäre, es zu dolmetschen.“ „Wenn ich das wüßte“, sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kommt der Mond.“ Der Torhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn ihr gerade durchpassiertet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß, und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Tor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nötig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse“, sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, menns abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht.“ Und so packte er sie mit sicherem Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das

andere Tor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte vor dem Schilberhaus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: „Wer da!“ Der Söldner antwortete in aller Gutmütigkeit: „Gut Freund!“ Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus und über die Grenzen.

Die Tabatsdose

In einer niederländischen Stadt in einem Wirtshaus waren viel Leute beisammen, die einander einestheils kannten, zum Teil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundel-frieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein“, sagte ein dicker, bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirt und nahm eine Prife Tabak aus einer schweren silbernen Dose. Da sah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfang und ein paarmal, wie von ungefähr, nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. „Was gilt's“, dachte der Frieder, „der führt auch etwas im Schilde!“ Unfänglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auf die Bank und sprach mit dem Dicken allerlei kuriose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich kam ein dritter. „Erküße“, sagte der dritte, „kann man auch ein wenig Platz hier haben?“ Also rückte der windtge Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin und diskutierte immer fort. „Ja“, sagte er, „ich habe mich ein rechtes verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so geschwind vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Lande geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tausend Wachteln kommen vom Meer her aus Afrika und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus.“ Darüber geriet der dicke Mann so ins Lachen, daß ihm fast der Atem verging, und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. „Aber jetzt hört auf“, sagte der Dicke. „Es tut mir meh im Kreuz“, und er schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er: „Der Wein ist gut; er treibt. Erküße“, sagte er zu dem dritten, der vorne an ihm saß, „laßt mich einen Augenblick heraus!“ Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Thür hinausging und fort wollte, ging ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn drauß. Auf die Seite

und sagte zu ihm: „Wollt Ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers seine silberne Dose herausgeben? Meint Ihr, ich hab's nicht gemerkt? Oder soll ich Lärm machen? Ich hab' Euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen.“ Als nun der Dieb sah, daß er verraten sei, gab er zitternd dem Frieder die Dose her und bat ihn vor Gott und nach Gott, stille zu sein. „Seht,“ sagte der Frieder, „in solche Not kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Leben lang laßt es Euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut gedeiht nicht. Ehrlich währt am längsten.“ Den Hut hatte der Frieder auch schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Priße Tabak aus der Dose und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

Wie sich der Zundel-Frieder hat beritten gemacht

Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebstreiche durchgemacht und fast ein Ueberle'b daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Not oder aus Gewinn-sucht oder aus Niederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Türe gebunden? Eines Abends, als er, wie gesagt, fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probieren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt.“ Also stahl er in selbiger Nacht eine Geis, drei Schritte von der Scharwache, und ließ sich attrapieren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünfunds zwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er: „Ich bin noch nicht ehrlich genug.“ Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weiteren Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Rackerlack gewesen sei, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, allerdings wisse er davon, und er sei derjenige. Als ihm den andern Morgen der Spruch publiziert wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat, der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Tür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumütig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden.“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sei auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeds Infanterie in Dienst

gewesen? Könnt ich Euch nicht sieben Wunden zeigen aus dem Schelbekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte.“ Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm.“ — „Im Gegenteil,“ sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avanciert der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem, der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigentum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem“, sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unserer muß sich schon drum totstechen lassen. Ich versichere Euch,“ fuhr er fort, „ich und meine Feinde (er meinte die Strickreiter), wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe.“ Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportiert, und der Frieder ging immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten,“ sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch.“ Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen und an ein Wirtshaus, sagte der Frieder: „Kamerad, wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ — „Herr Kamerad,“ erwiderte der Nagelschmied, „was ihm recht ist ist mir auch recht.“ Also tranken sie miteinander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin, und der Frieder erzählte immerfort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilt's, der Herr Bruder ist allgemach vorausgegangen.“ Nein, er stand nur ein wenig draußen vor der Türe, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder hereinkam, sagte er: „Herr Bruder, der Mond will bald aufgehen. Wenn dir's recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht.“ Der Nagelschmied, schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Diskant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitierte für

Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen und fand unter anderm das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthausverwalter war mitgegeben worden. Hierauf probierte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefel an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und ging des geraden Weges fort, soweit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte und den Herrn Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draußen sein.“ Freilich war er wieder ein wenig draußen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passiert. Ich bin ein Arrestant, und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportieren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld habe ich keins. Weg und Steg kenne ich nicht, also laßt mir auf Gemeindekosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus.“ Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindevirt auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh' ins Wirtshaus und zeige dem Mann, der dort frühstückt, den Weg nach der Stadt; er will ins Zuchthaus.“ Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war und in der Ebene von weitem die Türme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh' jezt nur nach Haus, mein Kind, jezt kann ich mich nimmer verirren.“ In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein, wo ist das Zuchthaus?“ und als er es gefunden und vor den Zuchthausverwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zulezt den Frieder mit großen

Augen an. „Guter Freund,“ sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt Ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern.“ Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ei, der Arrestant bin ich selber.“ Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gesteht's, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh' es aus allem.“ Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ich's nicht leugnen. Wenn mir aberthro Exzellenz“, sagte er zu dem Verwalter, „einen Veritonen mitgeben wollen, so getraut' ich mir, den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist.“ — „Einfältiger Tropf,“ sagte der Verwalter, „was nützt dem Veritonen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll! Könn't Ihr reiten?“ Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Württemberger Dragoner gewesen?“ — „Gut,“ erwiderte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung,“ und er verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß wenn er Mannschaft nötig habe zum Streif. Also ritten der Strickreiter und der Zundelfrieder miteinander dahin, um den Zundelfrieder aufzufuchen, bis an einen Scheideweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreiter, auf welchem er selber reiten molle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen.“ Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sei im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Fißer und ritt hinüber.





Im Heimgarten

Von Peter Dörfler

1.

In meiner Jugend kannte ich einen Bauern; der kritisierte nicht ungern Zeitläufte, Regierung und Geistlichkeit und das ganze Menschentum in seiner Reichweite. Wenn er eine Zeitlang so fortgemacht hatte, kam er gleichsam zu sich und schnitt das Gespräch regelmäßig mit den Worten ab: „Aber wir wollen still sein; es geht mi nix an!“ . . . Und nach einigen Schnapperlein aus seiner Peiße: „I sag aber au nix.“ Damit wischte er sozusagen das Gesagte wieder aus, wie man nach dem Spiel die Kreide auf dem Tisch auswischt.

„Wir wollen still sein!“ Wir im Kalenderheimgarten! Still sein von den entsetzlichen Preisen aller Lebens- und Gebrauchsmittel, von der Entwertung unseres Geldes, von den bösen Feinden innen und außen, von den Zeitläuften überhaupt . . . Es geht uns zwar viel an. Aber die Sache wird überall, wo man geht und steht, wo man sitzt und liegt, wo man nur von weitem an ein paar Menschen vorbeikommt, beschwagt, so daß uns dieses Geseufze und Ge-

schimpfe schon fast so widerwärtig ist wie das Elend selber.

Da muß ich an unsern alten, berben Pfarrer denken. Wenn der aus der Kirche kam und die alten Weiber standen ihm an den Weg und lamentierten über das Wetter, so fuhr es ihm heraus: Macht's anders! Er hatte recht: Gewisse Verhältnisse werden nicht anders und wenn man die Kleider zerreißt wie die alten Juden und die Köpfe an die Mauer rennt oder sich die Haare austauft. Es ist ja recht menschlich, daß man sich von der Not unhertreiben läßt. Wer Zahnweh hat, der hupft von einem Fuß auf den andern, wer das Grimmen hat, der wälzt sich in seinem Bett und ein Kranker, der vor Schmerzen heftig schrie, sagte mir, er tue das, weil es dann wirklich nimmer so weh tue. Und so läuft denn der Mund auch über, wenn das Herz von Sorge und Leid übertollt ist. Aber ich glaube, daß dieses ewige Lamentieren so wenig hilft wie das ewige Kopfhängen. Vielmehr steckt das an, gerade so wie das Gähnen. Reißt einer das Maul auf, so packt es den Nachbarn gleich auch und hat man bald

eine ganze Stube voll Wäghner, aus deren „Vaterunserlöchern“ die Langeweile wie übler, betäubender Dunst in die Welt hinausraucht. Auf diese Weise gehen selbst die Leute verdroffen heim, die gut humoristisch gekommen sind. Nein, wir wollen still sein! So machen wir nicht Ralender!

Da gefällt mir schon viel besser, was von einem alten zähen Tiroler gesagt wird: Wenn dem die Leute über das böse Regenwetter, über Dürre, über die grausame Kälte vorächzten, dann setzte er immer das Sprüchlein dagegen: 's beste Wetter! Er wurde dann viel krank und hüpfte allen Sonnenwinkeln zu, wie Ragen, weil ihn der Reumatheis plagte. „Wie geht's Mann?“ — „'s beste Wetter!“ — Und als es zum Sterben kam, da drückte es ihn arg und der Tod kniete ihm mit gußeisernen Knien auf die Brust. Sie riefen den Sterbenden an: „Wie habt Ihr's Wetter?“ „'s beste Wetter!“ Ich behaupte, daß man mit solchen Leuten die Welt abbricht und den Teufel melskt — wie die Allgäuer sagen — und nicht mit denen, die Seufzer verhaufieren und wiederkauen.

Ich kann aber auch die nicht ausstehen, die im Trauerhaus Schuhplattler tanzen und nie über ihre Nase hinausschauen und denken. Raten, planen, denken und beraten muß der rechte Mensch. Ein Urteil muß er sich bilden und sich einrichten:

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu wird ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

In einem russischen Buche las ich: Mit einem klugen Menschen zu reden ist immer ein Genuß. So wollen wir also im „Heimgarten“ zusammenkommen, um mit klugen Menschen zusammenzukommen. Nicht um leeres Stroh zum hunderiften Male zu dreschen. Da kann wirklich nichts mehr herauskommen. Die Heimgartenmenschen sehe ich vielmehr als volle, reife Garben an. In jedem steckt ein gutes Korn, das ein Lebensommer gereift hat. Was im Korn steckt, das kam aus Same, Sonne und Scholle. Wir wissen ja: Zuerst kommt es aufs Holz, auf den Samen an. Und da wir alle unsere Heimat lieben, so ist es doch ausgemacht, daß wir aus gutem Samen und Holz gezogen sind, und daß etwas in uns steckt. Sonne und Scholle hat auch einem jeden etwas ins Herz-Ränzlein eingelegt, wie gute Mütter für die ausziehenden Kinder. Es ist ja die alte Heimat, die feste, starke Mutter, die ihre Kinder durch den Dreißigjährigen Krieg und durch den spanischen und die Napoleonzeit gebracht hat, so bringt sie uns ganz gewiß auch durch die leidige Gegenwart. Nur muß man ihr nicht davon-

laufen, sondern fest und treu zu ihr halten. Halbwüchsige Burschen, auch wenn sie als Büblein Küchenmichel gewesen sind und immer an der Mutter Schürze hingen, fangen gern an, die alte und altmodische Mutter zu verachten. Als ob eine Mutter altmodisch werden könnte! Die Heimat hat diesen Mütterdank von unserm Geschlecht auch bekommen. Wir haben uns vollwüchsig geglaubt und waren recht arg halbwüchsig. Wir haben gemeint, uns schämen zu müssen, wenn wir Mutterkinder wären und daheim bei der Mutter blieben. Aber der Jahrmarkt und die Fremde sind uns schlecht bekommen. Wir sehen wieder ein: Ohne Heimat — ohne Wurzel.

Wir kommen die Menschen unserer Zeit vor, wie Reis und Laub, das am Boden liegt. Kommt der Westwind, den man bei uns auch Dreckwind nennt, so fliegt der ganze Haufe mit dem Dreckwind. Weht der Ostner, gleich macht der ganze Haufe kehrt und tanzt wie der Ostner pfeift. Manchmal kriegt der Haufe Flügel. Hui, wirbelt er in die Höhe, wie etwas, das Begeisterung hat, was die Erdschwere verlor und Ablersehn sucht in der Brust trägt. Es geht wie im Lied: Näher hin zu dir, o Gott. — Aber da trifft den Haufen ein Gegenstoß. Pfui, da liegt er in der Pfütze! Pfui, da modert er bei dem Saß des Tümpels. Also jeder kann den Haufen wenden, der des Weges kommt, und ob es auch gar ein altes Weiblein war, das Brennholz sucht, oder ein loser Bub, der ein Rüttlein braucht, um seine Heintüchle auszuführen.

Da ist es mir nun, als müßte ich die Menschen unserer Zeit nehmen wie Steckzweiglein, die auch keine Wurzel haben, und müßte sie in die liebe Mutter Erde hineinbetten, daß sie Wurzeln bekämen und einen Standort und festen Halt. Daß sie sodann wieder gesunde Nahrung bekämen und nicht Gebrauchsgegenstände wären, Material, Waren, sondern lebendige Wesen. Die Eichen Eichen, die Tannen Tannen, der Hafer ein Hafer usw. Es ist nun doch einmal so, daß kein Gewächs gedeiht, das hier ausgerissen und dort eingesetzt wird. Das Versehen muß gar behutsam und nach guten Regeln geschehen. Selbst die Topfpflanze im Zimmer verweigert die Blumen, wenn du sie alle Augenblicke umdrehst. Und da sollen nun Menschen gedeihen, die nie Zeit gefunden haben, irgendwo einzumurzeln! Das hebt schon in der Schule an, alle vier Wochen oder doch alle Jahre einen anderen Lehrer. Heute auf Sand, morgen im Moor. Laufend und gehezt soll eins wachsen? Wahrlich, man sollte einem die Strümpf und Schuh herunterreißen und seine bloßen Füß wie junge Tannen in den Boden setzen können. „Da saug' und wachsl! Wehre und nähre dich! Solang, bis du irgend etwas

bist und man deine Art und Gattung sehen kann. Dann magst du dich in der Welt tummeln, du wirst nimmer wie dürres Reis mit jedem Wind, jedem alten Weib und losen Buben laufen!“

Aber wir wollen still sein. Es geht mich nichts an. Ich sag' aber auch nichts!

2.

Respekt

Im Heimgarten sah es einmal aus wie auf der Flur, wenn im Kalender Frühling steht, aber der Himmel voll Winter, voll zäher Nebel und Kälte hängt: Alles wartet, ist voll Ungeduld und Mißmut, und statt singender Vögel hört man krächzende Raben. Da war es der Kalendermann müde, „das schlechte Zeug von öden Worten zu wechseln“, und machte dem ein Ende, indem er sagte: Die Arbeiter haben jüngst erklärt, sie möchten auch etwas von Goethe und Schiller haben, nicht nur ihre Namen und ihre Denkmäler auf den freien Plätzen der Städte. — Da habe ich nun etwas von Goethe, etwas recht Schönes. Er erzählt da, wie er einmal gewissermaßen auch im Heimgarten gegessen sei. Man habe über Erziehung gesprochen. Es wurde gesagt: „Eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten ein Mensch sei.“

Was das wohl sein möge? Man riet hin und her, und da keine Antwort gefunden wurde, verrieten die Rätselgeber selbst die Antwort: Ehrfurcht. „Ehrfurcht!“ wurde wiederholt, „allen fehlt sie, vielleicht Euch selbst. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, das zweite vor dem, was unter uns ist. Das dritte — leicht zu erraten — muß Ehrfurcht vor dem sein, was neben uns ist.“

Weiterhin wurde noch ausgeführt: Deswegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißmollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seinesgleichen gehässig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung.“

Das sagt Goethe, betonte ich mit Nachdruck, und eben wollte ich auf eine andere Stelle hinweisen, wo es heiße: „Der Teufel habe keine Ehrfurcht, und eben darum sei er der Teufel“ — ruft da nicht so eine unreife Krähe, ein halb-müßiger Bursche, dazwischen: „Ja, dies wäre schon recht, aber vor wem sollen denn die Jungen heutzutage Respekt haben, wenn die Alten so sind!“

Eine gewaltige Männerfaust wollte den vorlauten Naseweis eben unter den Tisch hinab-

streifen, da hielt sie der Kalendermann fest, und statt in das allgemeine „Lausub' und Krotter“ einzustimmen, ermunterte er den Zwitscherer: „Also gut, wie meinst du's? Red' dich nur kecklich aus!“

Der Bub' errötete und brachte nicht gar viel aus sich heraus. Denn in Wirklichkeit war er keiner von den frühreifen, wurmstichigen Früchten, sondern eher ein stilles Wasser, ein nachdenklicher Bursch', mit ernstem, festen Augen. Aber der Kalendermann verstand ihn ohne viel Worte, und der Ausruf ging ihm tief zu Herzen, wie ein Rotschrei aus einem überschwemmten Thal. Ja, es gibt nicht nur solche Jugend, die sich freut, wenn sie Lumperei um sich her sieht, um einen Freibrief für die eigene Lumperei zu haben, nicht nur Jugend, die mit Grinsen miterlebt, wie eine Größe nach der andern vom Postament heruntersinkt, wie Heuchelei, Lug, Trug und Selbstsucht hinter ehrsamem Larven hervorgucken! Es gibt eben auch hochgesinnte, wohlgeartete und wohlgeborene Jugend, die mit Entsetzen verachtet, wo sie gern geachtet und geschwärmt hätte. Und da hat nun wirklich unsere Jugend schlimme Erfahrungen machen müssen. Da war der Krieg. Wie hat sie sich zu Anfang begeistert für die Verteidigung des Vaterlandes, für die Opfer, die zu bringen waren! Und nun sagte man ihr auf einmal: Schwindel! Sie erfuhren es wirklich und sahen mit ihren Augen, daß Tausende in ihren Sack schwindelten, wo andere an nichts dachten als an die Rettung des Vaterlandes. Es kam dann, daß Führer der Völker, von denen man geglaubt hatte — felsenfest wie ans Credo —, daß sie nur ans Ganze, nur an das Volk oder an die Menschheit gar dächten, sehr wohl an sich und an ihre Freunde zu denken gewußt hatten. Und als der Scherbenberg da lag, da kam man in Streit und Beschrei wie Marktweiber. „Du bist schuld — du, du!“ Und an gar vielen blieb doch irgend eine Schuld hängen. — Es geschah dann weiterhin, daß ein Stand nach dem anderen seine Bezeichnung als „ehrbar“ verlor. Die Gewinn gier kam über das Volk wie eine böse ansteckende Krankheit. Der Feind war nicht ins Land eingefallen. Aber Bucherer und Schieber fielen gleich feindlichen Armeekorps ein. Ueberall der Schrei: „Geld her, Geld her, wenn's geht, auf ehrliche Weise, wenn nicht, auf jede Weise, Geld!“

Vor wem sollen denn die Jungen noch Ehrfurcht haben? Seht doch, wie die Volksgenossen im abgebrannten Haus scharren, um die Abgebrannten noch zu bestehlen, wie sie im Trauerhaus springen und tanzen — was antworten wir der gesund gebliebenen, ernstern, nachdenklichen Jugend, wenn sie ihre Verlegenheit bekannt, und gesteht, daß sie gerne

ausblicken möchte, aber keine Gipfel sieht? Wenn ihr Augenblicke kommen, wo sie im Zorn enttäuschter Liebe „Deutschland unter alles“ singen möchte statt „Deutschland über alles“?

Der Kalendermann dachte bei der Frage des Burzchen wohl an manchen Mann unserer Tage, der als ein Gipfel aus den großen Sümpfen ragte, aber er bedachte sich und sagte: Selbst wenn unsere Zeit keine wahrhaft großen und reinen Männer hervorgebracht hätte, so habt ihr Jungen noch lange keinen Grund, so daherzureden. Wäre wirklich das ganze gegenwärtige Geschlecht ein Geschlecht von Krämern, von Zwergen, von Kranken, so müßte unsere Sehnsucht nach großen Führern und Vorbildern eben in die Vergangenheit zurückgehen. Da gibt es ragende Helden des Charakters, Männer von Eisen und Stahl, Frauen von echter Würde und großer Seele, Heilige ohne Makel, deren Häupter wie Berggipfel in den Himmel hineinragen.

Aber es ist falsch, die Ehrfurchtgebietenden, die Muster und Beispiele nur bei denen zu suchen, die sich in der Welt einen Namen gemacht haben. Die „großen“ Leute, die Klirrer und Värmacher, die Streber und Ehrgeizigen, die Künstler, Dichter, Politiker, die Macher der großen Welt, halten sich, wie einer sagt, der sie sehr gut kennt, für das Herz der Welt und sind doch nur ihr böser Traum. — Einen Deutschen, der jahrelang in Paris mit den „Großen“ und „Kleinen“ gelebt hatte, packte es auf einmal wie eine Müdigkeit vor „dieser fieberhaften und unfruchtbaren Welt, vor diesen Schlachten der Eigensucht und der Ideen“, und da überkam ihn plötzlich das Gedächtnis an seine Mutter, und das machte ihn wieder zum glückseligen Kind. Zwei Tage lang lebte er ganz und gar in der Erinnerung an die liebe Mutter, in der Atmosphäre ihrer Seele; er durchlebte das schlichte Leben, die einsörmigen, einsamen Tage, die sie in der Stille des kinderlos gewordenen Hauses verbracht hatte, in Gedanken an die Kinder, die von ihr gegangen waren, die arme, alte, gebrechliche, tapfere Frau mit ihrem ruhigen Glauben, ihrer sanften Gutlaunigkeit, ihrer lächelnden Ergebung, ihrer Selbstlosigkeit. Und er gedachte aller anderen schlichten Seelen, die er gekannt hatte. Wie nahe fühlte er sich ihnen in diesem Augenblicke! . . . Und seine ganze Liebe strömte jenentausend schlichten Seelen jeder Rasse entgegen, die als reine Flammen der Güte, des Glaubens und der Aufopferung in der Stille verglühen — als das Herz der Welt (Johann Christoph, 2. Bd. von R. Rolland). An diese „Großen“ verweist uns auch Stieler, wenn er singt:

Was die großen Leut' schuldi
Oft bleiben — o mein,
Oft bringt's unser Herrgott
Durch kleine Leut' ein!

Vom Kartenspiel

1. Was dagegen gesagt wurde.

Einmal kam ich auf einen einschichtigen Hof im Allgäu. Der sah schon von der Weite aus wie ein Wesen im Sonntagsstaat. Selbst die Starenhäuschen, die an feinen Wänden und auf schlanken Stangen vor dem Hause hingen, waren zierlich gefügt. Im Garten waren Wasserkünste und Winnhässel zu sehen, ein breiter Bienenstand wies auf die Hand eines überlegenen Praktikus und der Zaun war nicht der nächstbeste Zaun, der nichts weiter tut als seinen Zweck erfüllen. Er erfreute das Auge durch die Sorgfalt des Gefüges und durch eine gewisse Feiertägigkeit der Anordnung. Die Stube war voller Sägearbeiten: Vogelkäfige, Uhrenhäuser, Bildrähmchen. Und als ich nun gar in den Kammern umhergeführt wurde, da staunte ich über diese Fülle von Kästen, Truhen und schöngefühten Bettstellen. Wie staunte ich aber erst, als mir die Hausmutter verriet, daß all das Gezimmerte, Gefügte und Geschnitzte von ihren Buben geschafft worden sei. „Wisset, meine Drei sind keine Wirtshaushocker. Und da häßeln sie an den Feiertagen und Feierabenden im Haus rum. Bästler ist einer ärger als der andere. Und so haben sie die Sachen gemacht, wenn andere tarockt haben.“ — Ich ging nochmals die Runde: der Hausrat in den Kammern, Bienenhaus, Zäune, Spiele, Wagen, Schlitten — lauter Feierabend- und Winterarbeit, lauter zur Erholung getriebene Arbeit, an Stelle von Spiel und Wirtshaushocken! Da ging es mir so recht anschaulich auf, wieviel Zeit man durch Kartenspiel totschlägt. Ja, ist das Kartenspiel nicht so eine Art fressender Heuschreckenschwarm? Wo ein solcher in Ägypten hinkommt, da frißt er jedes Halmlein und Gräslein und Blatt weg und läßt hinter sich die Oede, die Wüste. Und so frißt das Kartenspiel auf: Einmal das Volkslied. An vielen Orten, wo das Lied einst blühte, da singen die Jungen nur noch, wenn sie betrunken sind. Sodann frißt es Sage und Märchen. Was Jahrhunderte lang wie ein köstliches Erbe, als ein Schatz von Poesie von Mund zu Mund gegangen ist, und schlichte Herzen beim kargen Licht des Rienspans erhellt und erwärmt, ihre Gedanken, ihre Welt erweitert hat, das starb unter dem Karten-Heuschreckenschwarm spurlos. Und die Leute haben nichts Großes und Eigengeponnes im Kopf, sondern nur Angelesenes und Zeitungsweisheit. Es fraß weiterhin die „Schnitz“ auf, die kurzen,

lustigen, witzigen und würzigen Geschichtlein, die man sonst auch Anekdoten heißt, und all die lieben Kunststücke, die der einzelne über seinen Beruf hinaus in freier Zeit zu seiner Unterhaltung erlernte.

Was brachten sie mit sich? Was gaben sie für das, was sie fraßen? O, niemals Fett und Schinken, ich meine etwas recht Nahrhaftes für Geist und Gemüt! Wer sich von Heuschrecken nährte, der galt einst für einen großen Gaster. Und wer sich nur vom Kartenspiel unterhält, dessen Kopf bleibt leer und arm. Er läßt ihn wahrlich bis zum Einrunzeln, zum Hungertyphus fasten. Diese Kost zehrt mehr als sie nährt. Sie weckt einen Heißhunger und raubt den Appetit für Gesundes und Kräftiges. Sie läßt mit der Zeit eine gewisse fressende Gier zurück. Einst spielte man um Pfennige, um Hosenkнопfe und Nüsse. Ich erinnere mich noch gut, wie unsere Bräuer um Welschnüsse mit heißem Eifer spielten und wir einer, der eine Dummheit begangen, sich in verzweifelter Neue in den Schopf fuhr und mit dem Ausbruch tiefften Bedauerns ausrief: „Zwo Nuß hätt' i g'hriegt!“ Aber schließlich verlor das Spiel auch vielfach den ihm innewohnenden Reiz; es wurde teuer und reizte nur noch durch die Erregungen des Gewinnes und Verlustes. Es wird beim Tarock und Schaffkopf gedoppelt und geblickt. Da können auf einmal hundert Mark stehen. Das Spiel ist zu dem geworden, was nicht nur die Moral, sondern auch das Staatsgesetz verbietet: ein Glücksspiel, ein Hazardspiel. O, das sei ganz und gar nicht der Fall; wenn immer die gleichen miteinander spielten, so würden sich Gewinn und Verlust innerhalb eines Jahres aufheben — wenden sie ein. Darum spielen sie auch in aller Seelenruhe. — Habt ihr sie schon spielen sehen, diese Unerbittlichen? Sie stemmen ihre Arme fest auf, um das Zittern der Finger zu verbergen! Sie sind bleich bis in die Lippen und voller Erregung in jedem Blick, in jeder Gebärde. Wie griesgrämig und bissig sind die Verspielenden! Sage mir keiher, es komme ihm gar nicht darauf an! Ich glaube es nicht. Ich habe zu viele knurren und borstig werden gesehen. Und war Zeuge, wie sich die ohnmachtige Wut über das Schicksal gegen die Mitspielenden kehrte. Mein — bei dem Glücksspiel, bei riskantem und teurem Spiel, da wächst nichts Bescheitens, da geht nichts vor sich als der Fraß, der alles in Wildnis und Dede wandelt, was er befällt.

2. Was sie zum Lob des Kartenspiels sagten.

Unser Schiller war doch ganz gewiß ein Geistesmann. Wenn einer sein kurzes Leben

fruchtbar anwandte, so dieser Große. Nun schreibt gerade er einmal an Lotte: „Auch in die besten Gesellschaften nisten sich zuweilen Augenblicke der Erschlaffung oder einer schmerzhaften Ueberspannung ein, wovon das Spiel zuweilen befreit. So leicht ich es entbehren kann, so ist mir doch zuweilen in drückenden Stimmungen Erleichterung dadurch gegeben worden, und da wäre es denn doch schlimm, wenn nur leere Menschen sich dieses Verdienst um einen erwerben könnten. Auch beim Spiel fühlt man es sehr angenehm, mit wem man spielt.“

Wenn auch zugegeben werden muß, daß das Kartenspiel zur verderbenden Leidenschaft ausarten kann, so muß doch auch hier gelten: Mißbrauch soll Brauch nicht abstellen. Und als maßvoller Brauch hat diese Art der Erholung, des Zeitvertreibs seine lieben und köstlichen Seiten wie andere Spiele auch. Wohl ist es keine Uebung des Körpers wie der Sport — aber es gibt m ü d e Körper und solche, die sich für turnerische Betätigung nicht eignen. Wohl kann man dabei nicht singen und erzählen — aber es gibt einen m ü d e n Geist, der sich nur durch das allen Beziehungen zum täglichen Leben abgewandte Spiel erlustigt und erholt. Das Lied ist traurig oder heiter — es gibt Stunden, wo man nicht lachen und sein Gemüt nicht beschweren will. Die Erzählung weckt Erinnerungen, Schauer, Haß und Abneigung, Widerspruch, Nachdenken — aber es kommt vor, daß man so abgeheht ist, daß man aus dem Reiche der Erinnerungen und des Streites fliehen möchte. Plaudert man, so gerät man nur zu gern in die Strudel der Politik und da die Gleichartigkeit der Stände und Gesellschaftskreise nicht mehr wie früher eine gleiche Grundeinstellung in politischen Fragen bedingt, so werden solche Dispute oft alles andere als die gesuchte Erholung. Keiner vermag den andern zu überzeugen, weil jeder schon zu sehr in einer Richtung vernietet ist. Man spricht aneinander vorbei, erhitzt sich, ergrimmt, sticht — wenn auch nicht eben mit dem Messer — und verfeindet sich. Das alles verhindert das Spielchen. Es eint Widerstreitendes auf neutralem Boden.

Das teure, gewinnlüchtige Spiel, das in die Reihe der edlen Unterhaltungen zweifellos nicht gezählt werden kann, hat keinerlei geistigen Wert. Es ist auch ganz gleich, mit wem man spielt. Da diese Art Spiel jeden roh und gierig macht, wenigstens auf die Dauer des Spiels, so ist es nicht von Belang, was für Menschen da zusammensitzen. Aber Schiller weist sehr fein „leere Menschen“ als Spielgenossen ab und bemerkt vortrefflich, daß man beim Spiel sehr angenehm fühlt, mit wem man spielt. Beim rechten Kartenspiel müssen die Rechten zusam-

menkommen, damit es ein „Spiel“ abgebe. Denn die Hauptsache ist doch nicht der Gewinn, sondern eben das „Spiel“. Die Laune, der Witz, die Torheit und Klugheit, die Ueberraschung, die Tücke und Gunst des Spieles. Das alles steht ja der Gewinnspieler nicht mehr. Er merkt auf wie ein Raubtier, wie der Fuchs, wie die Raze. Der um des Spieles willen Spielende aber „wie ein Hechelemacher“. Also wie ein Västler, um nicht zu sagen wie ein Künstler. Das Feinmachen, die Abwechslung ist sein Ziel, nicht das Niederschlagen. Es kommt ganz wie beim Spiel der Kinder Natur und Eigenart jedes Menschen köstlich zum Ausdruck. Der Erwachsene tritt gleichsam vor seine eigene Türe heraus. Was habe ich da für Originale beobachtet, wahre Kinder, die ganz im Spiel aufgingen und es wundervoll fanden, nicht wenn sie gewannen, sondern wenn das Spiel recht eigenartig wurde, ganz seltsam wie die Gebilde beim Bleigießen. Und auf dieser Stufe nun ist es wirklich nicht mehr gleichgültig, mit wem man spielt. Der Spieler ist so genutzreich wie das Spiel selbst. Da hat jeder seine Art sich aufzuregen, sich dem Glück und Unglück gegenüber zu verhalten, zu klagen und zu jubeln, zu stechen und zu trumpsfen. Es gibt Spiele, die selbst für das „Dumpe“ eine würzende Gelegenheit bieten, vor allem aber für „Sprüche“ — und das sind die feinen Spiele. Unsere alten Arten, Ratsratshofer, Weigelsen, sind jetzt manchen zu harmlos, zu unkompliziert. Aber gerade sie lassen den Menschen, seinen Witz und seine Gemütsgaben zur Geltung kommen und werden erst leer, wenn sie von leeren Menschen gespielt werden.

Da werden nun die Aussprüche einzelner, die einmal in besonderen Augenblicken und in lustiger Art gefallen sind, bei treffender Gelegenheit immer wiederholt. Solche Sprüche sind die Würze des Kartenspieles. So lange sie hin- und herfliegen ist es ein Zeichen, daß ein Behagen beim Spiel ist. Es bedeutet das gleiche wie bei der Raze das Zitrnen oder Schnurren. Ein solches Spielchen — ja das kann man sich hin und wieder gefallen lassen!

Von altmodischen und neumodischen Sitten und Unsitten, Bräuchen und Mißbräuchen

Wenn ein Vogel von lieblicher Gestalt und reizvollem Gefieder vom Zweig gefallen ist, oder wenn du einen Schmetterling von prächtiger Zeichnung und Färbung tot in die Hand bekommen hast, so ist es dir leid, daß solch ein artig Ding Staub unter Staub werden soll. Du stopfst den schönen Vogel aus und steckst

den Schmetterling an eine Nadel. In den Sammlungen kannst du andere abgestorbene Wesen in Spiritus gelegt sehen, und einige Museen verwahren altägyptische Könige und — Ragen als Mumien so wohl einbalsamiert, daß sie Jahrtausende lang dem Befehl des Verfalls trohen.

Es gibt nun noch allerlei Liebenswerthes und Schönes auf der Welt, was wir voll Wehmut verwehen und vergehen sehen. Wie schmerzlich ist es zum Beispiel für den nachdenksamen Menschen, zu beobachten, wie mit alten, kraftvollen Geschlechtern auch ihre Sitten und Bräuche, ihre schönen Trachten, ihr Sinn und ihre Art untergehen, verblaffen, der Vergessenheit zufallen. Und da gibt es leidenschaftliche Volksfreunde, die solche Bräuche, soweit sie noch wenigstens in der Erinnerung lebendig sind, sammeln und aufschreiben. Und wenn sie dann solche Sammlungen aufgespeichert haben, dann möchten sie diese wie Samen ins Volk streuen und erwarten, daß sie wieder aufgehen. Aber der Schmetterling, der einmal an der Nadel steckt, wird nicht mehr lebendig, was ausgestopft ist und in Spiritus liegt, flattert und kriecht nicht mehr. Tote Bräuche leben nicht mehr auf. Alles hat seine Zeit. Das ist ein allgewaltiges Naturgesetz. Wenn man das Gestein der Erde durchsucht, so findet der Naturforscher Tierarten, die es heute nicht mehr gibt. Nicht Jäger und andere Tiere haben sie vernichtet, sondern sie sind ausgestorben, weil ihre Zeit um war. Ebenso Bäume und andere Pflanzen. Man kann höchstens künstlich einzelne Exemplare weiterzüchten. Aber eine Rolle im Haushalt der Natur spielen sie nicht mehr. So kann man Bräuche und Trachten künstlich „konservieren“. Aber dann haben sie nur den Wert, daß man sie als Merkwürdigkeiten anstaunt und bewundert oder gar belächelt, wie die in Museen oder auf Jahrmärkten ausgestellten Kuriosa.

Nun gibt es aber unter uns zweierlei Menschen, die auch lebendigen Bräuchen feindselig gegenüberstehen. Da sind einmal die sehr nüchternen und materialistischen Naturen, die überhaupt kein Verständnis für Bräuche haben. Sie sind so sehr Philister geworden, daß sie jede Unterbrechung des nüchternen Trottes als Ruhestörung betrachten. Sie bewerten alles nach Nutzen, und was sich ihnen nicht in materiellen Gewinn umsetzt, ist ihnen Plunder und Narrerei. Es gibt dann solche, die so neumodisch sind, daß sie sich alles Alten schämen. Sie sind verdorben durch die Mode. Was gerade allgemein Trumpf ist, sei es ein Operettenschlager oder irgendeine neue Unterhaltungsart, die man für Eintrittsgeld erhalten kann, das spricht zu ihren Allermelts-

seelen, mag es noch so sehr gemüthlos, kraftlos und ungesalzen sein. Sie sind widerstandslose Opfer kapitalistisch interessierter Reklame. Sie gehören zur Masse, nicht zum Volk. Sie leben von der Unsitte, nicht von der Site.

Nun aber hat Sitte weder mit Altmodischem noch Neumodischem etwas zu tun. Echte, lebendige Sitte gehört vielmehr zum notwendigen Volksgut und zu den Schätzen, von denen Gedeh und Verderben des Volkes abhängt, wie von Luft und Wasser, von Wald und Flur. Sie kann auch bloßer, angenehmer Reiz und Schmuck des Lebens sein, wie eine schöne Gegend, wie Erdbeeren und Kirschen. Meist ist sie mehr, und darum wurde einst mit Recht manche als unverletzliche, als heilige Sitte erklärt und geehrt.

Ihr habt schon gehört, daß es in einzelnen Gegenden, besonders im Gebirge, Bannwälder gibt. Würden sie niedergemacht, so verwüsten Laminen die Dörfer oder Gehöfte am Fuß des Berges. Sie sind Schutzwälle und wehren der zerstörenden Gewalt Solch ein Bannwald ist manch ein heiliger Brauch. Fällt ihn, und ihr habt euren Schutz vernichtet.

Unsere Erziehung hat diesen Wert heiliger Sitte nicht mehr verstanden. Wir schwätzen und beweisen. Wir stopfen der Jugend eine Menge von Gründen in den Kopf, warum man Eltern, Vorgesetzte, alte Männer und Frauen ehren müsse. Aber wir vergessen, daß dieses bloße Vernünfteln recht auf Flugsand baut. Du lehrst und beweist — ein anderer beweist darüber. Du bringst diese Meinung bei, ein Schwäger wirft sie über den Haufen. Wir haben nur gelehrt zu denken, aber nicht zu tun. Und daß es etwas Größeres ist, das Tun zu lehren als das Wissen, das erkannten schon die Alten. In einen Zirkus der Griechen, wo alle Stämme, Athener, Spartaner, Aeolier, beisammen saßen, kam einmal, etwas verspätet, ein Greis. Alle Sitze rings herum waren bereits besetzt. Der Greis suchte nach einem Platz und kam, sich vergeblich umsehend, an die Reihen, wo die spartanische Jugend saß. Und sofort sprangen hier alle Jünglinge auf, um dem Greis Platz zu machen. Da klatschten die athenischen Jünglinge eifrig Beifall. Der Greis aber sagte lächelnd, indem er sich setzte: „Die Athener wissen, was sich schickt, die Spartaner tun es!“ Wie wäre es, wenn man unsere deutsche Jugend, der man so lange beigebracht hat, herunterzuplappern, was sich schickt, endlich einmal wieder lehrte, zu tun, zu üben, was sich gehört? Wo sind unsere Vuben, die noch fleißig nach dem Hut greifen, wo ist das abendliche Gebetläuten noch die allgemein zwingende Macht, die Vuben und Mädchen hängenreißt und von den dämmernden Straßen

treibt? Man lehrt in den Schulen, die alten Deutschen hätten die Frauen wie geheimnisvolle Wesen geehrt. Was nützt diese weise Lehre, wenn sie nicht in der Praxis geübt wird? Als ich jüngst, von München kommend, in den Kölner Straßenbahnen fuhr, da fiel mir auf, wie die jungen Männer sofort aus den vollen Wagen zum Stehplatz gingen, wenn eine Frau hereinkam und Platz suchte. Zu meinem Staunen und zu meiner Beschämung erfuhr ich, daß die Engländer diesen schönen und nachahmenswerten Brauch eingeführt hatten. Daheim erlebte ich gleich darauf wieder, wie ein Schüler mit blauer Mütze breitsitzen blieb, als eine Mutter mit dem Kinde auf dem Arme vor ihm stand. Ehret die Frauen — singt der Dichter; aber wie denn anders als in solchen Sitten und Bräuchen soll das geschehen? Sind keine vorhanden, so muß man sie schaffen, und wären es Importen aus jenem England.

„Was wir sind und was wir haben, alles das sind Gottes Gaben,“ plappert man in der Schule. Bei uns zu Hause hat die Mutter, ehe sie einen Laib Brot anschnitt, mit dem Messer ein Kreuz darüber geschrieben. Das war Anschauungsunterricht, der tiefer als alle guten Meinungen in das Herz der Kinder griff. „Jung gewohnt, alt getan,“ heißt ein wunderschönes Gedicht von Gottfried Keller. Es erzählt, wie einer bei einem feinen Mahle, während die Tische von allem Köstlichen überladen waren, nach einem unter den Tisch gefallenem Stück Brot fischte, bis er es vor den Füßen und Füßchen gerettet hatte. Und er bekennt, daß er es im Andenken an seine Mutter getan habe. Wie wäre es möglich gewesen, wenn jene Mutter nicht jede Krume Brot im Hause wie etwas Heiliges behandelt hätte?

Ein Fremder, der in unsere Kirchen kommt, könnte vielleicht gar lächeln, wenn er sieht, wieviel Kniebeugungen gemacht, wie die heiligen Gegenstände mit Ehrfurcht berührt werden. Aber was lehrt mehr, daß man sich im Hause Gottes befinde, als solche Gebärden, solche Zeichen der Ehrfurcht? Schätzt man sie gering, läßt man sie als „Formen“ beiseite, dann wird der einzelne bald, aus dem Banne der allgemeinen Sitte befreit, sich benehmen wie in der Schranne.

Im wilden afrikanischen Land gibt es keine Wegweiser, keine Pfade und Pfädchen, kaum da und dort eine Karawanenstraße. Der einzelne muß sich nach der Sonne und anderen Merkmalen orientieren. Wir haben selbst im Hochgebirge alles markiert, und wie tröstlich und förderlich sind dem Wanderer solche Markierungen! So gibt es Sitten und Bräuche, die angeben, wo aus und wo an, wie man sich

zu benehmen habe. Sie geben das Gefühl der Sicherheit in den verschiedensten Lebenslagen. Weil dieses unsere Jugend, die alles mögliche lernt, nur nicht, wie man sich zu benehmen habe, fehlt, ist sie sowohl heck als linkisch. Reck, um die Unsicherheit zu bemänteln, linkisch, weil eben hilflos. Bei Hochzeiten, Trauerfeierlichkeiten, Besuchen wissen Neger und Indianer viel besser Bescheid und wissen das feierlich zu gestalten. Ihr Land ist unwegsam, aber ihre Sitten sind klar und fest markiert. Sie sind uns vielleicht sehr kurios und lächerlich. Aber sie sind doch bodenständig und echt. Oder soll das etwa eines deutschen Mundes würdig sein, wenn er bei einem Trauerfall seine Teilnahme bezeugt in einem: Ich kondoliere, oder gar mit einem verstümmelten: Ich kontrolliere? Ist das etwa viel stilmäßiger und nobler als die Vornehmheit eines Negers, der sein heimathliches Kostüm durch einen europäischen Zylinderhut ergänzt? Warum die große Scheu, bei solchen Anlässen etwas zu sagen, was Sinn, Farbe und Kraft hat? Und warum nicht den Weg gehen, den unsere Altvordern uns geebnet haben? Diese sagten zu dem Trauernden ebenso markig als schön: Gott tröst' dein Leid. Das ist in der gleichen Schmiede gemünzt wie unser „Grüß Gott“ und „Behüt' Gott“. In früheren Zeiten wußte jeder, was er zu tun und zu sagen hatte, wenn er zu einer Hochzeit lud und wenn er sie feierte oder mitfeierte. Das war eine ganze Reihe schöner und sinniger Redensarten und Sitten, die das Fest wirklich eindrucksam und festlich machten. Manches davon ist deshalb veraltet, weil die Reden und Sprüche sehr predigtmäßig waren und nicht mehr in den Mund unserer weltlicher und nüchtern gesinnten Menschen passen. Und sehr viele wollen überhaupt diese ganze Angelegenheit so rasch als möglich abwickeln und nur das Gesezmäßige über sich ergehen lassen. Nun, es geht auch wirklich häufig so rasch als möglich wieder auseinander. Wenn die Weihe am Festtag fehlt, dann fehlt sie auch dem Werktag. Am liebsten lähe ich es, wenn man junge Leute auch darüber belehren würde, wie man eine Hochzeit schön und eindrucksam feiert, so daß, wie die kirchliche Feier formenreich und stilvoll ist, auch die weltliche Feier im Elternhaus, in der Wirtschaft mehr sei als ein Essen, Trinken und Tanzen.

Würde und Weihe also bergen echte und gute Bräuche. Und diese beiden gehören doch zu jedem Feste. Wenn sie fehlen, dann ist eine gewisse Leere und Enttäuschung nach der innigen Vorfreude unausbleiblich. Das Fest ist da, und man weiß nicht, wie man es nun feiern soll. Oder habt ihr diese Verlegenheit noch nie

empfundnen? Rucken, Süßigkeiten, Fleisch, Wein sind bereit. Aber das gibt doch noch kein Fest. Denken wir an Weihnachten! Gott sei Dank, da wächst wenigstens ein Tannenbaum in jeder Stube auf, oder die Krippenfiguren spazieren herein und stellen sich als die köstlichsten Festgäste in einem dämmerigen Winkel auf, so daß wir, wie durch einen gehobenen Vorhang, nicht nur über die Stube hinaus in Grotten und Berge, sondern bis nach Bethlehem hinaus sehen können. So haben doch die Augen eine Weihe. Ist niemand da, der singen kann? Schämt euch nicht, ihr Erwachsenen, singt gemeinsam „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Vergeßt bei all dem nicht, daß die Weihnacht noch etwas mehr ist als ein Familienfest, als ein Geschenktage. Wie wäre es, wenn der Familienvater die Heilige Schrift hernähme und eines der Weihnachtsevangelien vorlesen würde? Das machte ihn noch lange nicht zum Kirchenvater und brächte Würde, Weihe und Tiefe. Und das alles könnte unser etwas verflachtetes und verleschtes, auch ins Sentimentale verirrtes Weihnachten recht wohl tragen. Und da wüßte ich nun für die Lehrer oder Geistlichen eine verlockende Gelegenheit, Kindern und Erwachsenen zugleich eine Freude zu machen und zugleich einen Strom Poesie in unsere zerklüftete und nüchterne Welt hinaus zu ergießen. Einstmals hat das meist die Not besorgt. Die Armen gingen am Weihnachtsabend von Gehöft zu Gehöft und sangen ein weihnächtiges Lied. Aber auch die Kinder liefen von Haus zu Haus, wenn die Dämmerung kam, und spürten es nicht, wenn die Näseln froren und der Wind um die Ohren pfliff, denn sie wärmte die Freude, die sie hatten, und die Freude, die sie schufen. Denn seht, da war das Haus der Armut und drinn standen die Leute verdrossen umher, weil sie vor Sorge nichts von der anrückenden Frohzeit merkten. Im Haus der Krankheit waren mit dem Bettlägerigen auch alle krank — vor Erbarmen und Kummer —, die um das Bett herstanden. Im Haus der Einsamkeit saß die Wehmut bei dem Verlassenen und spann graues Gespinnst und murmelte von alten, vergangenen Tagen. Da klang das Lied vom Fenster her oder klang in der Stube. War es nicht, als sei ein Engel von Gott gesandt worden, um denen zu singen und zu leuchten, die in den Schatten saßen. Das ganze Dorf wurde eingestimmt auf das Fest der Feste. Ich meine, solch ein Brauch dürfte nicht abkommen. Der gehört nicht in die Spiritusflasche, sondern in die Erde. Er wäre wirklich eine Blume im Winter und wäre leicht auch in unserer Zeit anzupflanzen. Macht doch einen Versuch. Ich halte ihn für schöner als alle Weihnachtstheater.

Warum sind solche und ähnliche Bräuche abgekommen? Weil sie mißbraucht wurden oder weil Mißbrauch gefürchtet wurde. So war es auch bei den berühmten Klopfertagen:

Holla, holla, Klopfersta',
Schüttle Birn und Aepfel ra,
Schmalz im Kübel
Ist au it übel,
B'hüt uns Got vorm Totengrübel.

So war es beim Funkensonntag, beim Jaudasbrennen und ähnlichen Bräuchen. Da hat ein Schriftgelehrter etwas davon gehört, daß diese Frühlingsfeuer von den alten Heiden herkommen, und flugs schwang er die Art gegen dieses vermeintliche heidnische Ueberbleibsel. Als ob unsere Leute gleich den Juden immer in Gefahr wären, in Götzendienerei zu versinken. Und dann, weil Buben und Mägdelein durchs Feuer sprangen und beieinanderstanden. Ist es denn besser, sie kommen beim Kino und in Holzwinkeln zusammen? Irgend eine Freude, eine Unterbrechung des Alltags sucht die Jugend immer und findet sie auch. Und die Art, die sie von den Großstädten her einführen, und die sie für Geld bezahlen, ist doch ohne Zweifel gefährlicher und auf alle Fälle ohne jeden Gemüthswert.

Wo hebt die Erziehung zu Sitte und Brauch an? Dort, wo alles Gute und Schlimme sein Quellhaus hat, in der Familie. Schlage auf die Kinder hinein, so viel du willst, predige ihnen vor ohne Unterlaß: du wirst keinen Erfolg haben, wenn du mit ihnen nicht nach bestimmten Vorschriften handelst. Versuche es einmal, ein Handwerk beizubringen, indem du nur sagst, wie das alles gemacht werden muß. Erst das Zugreifen, das Tun macht Selbstverständliches leicht und selbstverständlich. Verachtet Brauch und Sitte nicht, ihr alle, die ihr euch selbst und das junge Volk bilden wollt. „Denn in den Sitten ruht oft viel Sittlichkeit, und gar manche ist viel mehr, als es beim ersten Blick scheint, zur Schutzmauer menschlicher Würde geschaffen“ (W. von Humboldt). Ja, ich sage geradezu, ohne sie vermag das Gute so wenig zu gedeihen wie eine edle Frucht ohne Schale, wie ein Baum ohne Rinde, und ihr irrt, euch selbst und dem verworrenen Lärm überantwortet, von einem Weg zum andern, ja ihr werdet bald gar keinen Weg mehr unter den Füßen haben.

Schick

Die Hasen und der Sonntagsjäger. Einige Hasen machen draußen auf dem Krautacker Gesellschaftstag und spielen Karten. Auf einmal meldet der Horchposten,

den sie aufgestellt haben: Der Jäger kommt! Geschwind werfen sie die Karten zusammen und wollen Reißaus nehmen. Da schaut einer doch noch durch seine Spektive und sieht den Ulmerbauern daherkommen. „Hebet an!“ ruft er, „wir können noch einmal rundum geben, es ist bloß der Ulmer!“

Das schlaue Büblein. Ein Abschütz ist durch alle pädagogischen Künste nicht zum Reden zu bringen. Endlich reißt dem Lehrer die Geduld. Er zeigt dem Büblein den Stock und sagt: Wenn d' morgen wieder nichts redest, dann kommt „der“. — Das hilft auf der Stelle. Aber was sagt der Knirps: „Weißt, morge komm' ich dir schon nimmer!“

Der Biedermann. Der Hilfslehrer läßt sich vom Jörgel Bier holen. Da's Büblein so flink ist, sagt er zu dem mit schäumendem Krug Zurückgekehrten: „So, Jörgel, darfst trinken!“ Aber der Bub schüttelt ablehnend den Kopf: „Dös brauch't's it, ich hab schon auf der Stiege 'trunken!“

Schuster list. Ein Schuster ist bei einer recht „kehlen“ (interessierten) Bäuerin auf der Stör. Es ist Samstag und in der Küche werden Rühlein gebacken. Der Duft kommt in vollen Strömen in die Stube, wo der Schuster Draht wickelt und Sohlen klopft, aber sonst zeigt sich nichts, nicht einmal das übliche Unterbrot (Brotessen). Da denkt der Schuster: „Wart' nur, Geizkragen!“ Und er hebt es an und springt all' Augenblick von seinem Sessel weg, reißt das Fenster auf und schreit hinaus: „Noi, no it!“ (Nein, noch nicht!) Die Bäuerin beobachtet ihn durch das Buchfenster. Was hat er denn, der Schalksnarr? Endlich kommt sie herein. „Was schreit Ihr denn allweil zum Fenster 'naus?“ „Ha,“ sagt der Schuster, „die narreten Leut! Jeder, der vorbeigeht, ruft, ob ich 's Unterbrot schon 'gessen hab, und da muß i immer B'scheid tun: Noi, no it!“ Der Schuster bekam darauf sein Unterbrot und die ersehnten Rühlein.

Ein Maulwurf. Der Nachbar war ein gescheiter, ein berebter Mann; gern ging ich zu ihm in den Heimgarten. Er konnte einem den Griesgram austreiben und Humor in den Leib bringen. Einmal kam ich mit argem Zahnweh: Ja, warum laßt Ihr den Siechen it rausreiß'n? fragt er. „Nachbar, dies Reißen schen i. Dies tut so weh!“ Da hättet ihr sehen sollen, wie der Nachbar loslegte: Warum nicht gar, weh tun? So ein Wehleiter! Gar nicht weh tut's, dies muß ich wissen, i hab' mir doch schon viel hundert Zähne reiße lasse.“

Der Bestohlene lacht. Der Raminkehrer kommt zum Zadenbauern und reinigt den Ramin. Dabei fallen wie von selbst ein

Paar „Geräucherte“ in seinen Zylinder. Auf dem Weg ins Nachbardorf, als er in den kühlen dämmerigen Wald kommt, will er sich seine Beute schmecken lassen. Aber, es sind Würste für Eichhagen — der schlaue Fachsenbauer hat an jenem Tag Tannenzapfen in den Kamin gehängt.

Der Praktikus. Die Mutter schickt 's Büble zum Krämer mit einem Teller, um Salz und Pfeffer zu holen. „Um ein' Groschen Salz!“ sagt 's Büble beim Krämer und hält den Teller hin. Wie es das Salz hat, wendet es den Teller geschwind um: „Und jetzt den Pfeffer!“ sagt es. So bringt es den Pfeffer auf dem Teller heim. Die Mutter aber fragt: „Wo hast denn das Salz?“ „Auf der andern Seite!“ ruft das pfiffige Büblein und dreht den Teller um —.

Der gestohlene Wächter. Ein Mann hatte bei seinem Haus einen Hengstbaum (Pflaumenbaum). Da ihm aber die guten Früchte Jahr um Jahr gestohlen wurden, versiel er auf den Gedanken, eine Ruhsschelle in den Baum zu hängen. Sobald der Dieb schüttelt, dachte er, läutet mich die Schelle mach. Aber die Diebe stahlen erst die Blocke, dann die Hengste. „Füchse schrecken kann nichts nützen . . .“

*

Der Datto

In einigen Orten Württembergs war ehemals die Gewohnheit, daß Ehezwistigkeiten, ehe sie zu sehr überhand genommen, durch

einen stattlichen, untadelhaften Mann im Dorfe, den man den Datto nannte, der aber unbekannt blieb, gerügt und bestraft wurden. Er klopfte nämlich, von zwei selbstgewählten Gehilfen begleitet, an dem Hause uneiniger Eheleute an, antwortete auf die Frage: „Wer da?“ bloß: „Der Datto kommt“ und ging ohne weiteres wieder weg. Hörte der Zwist nicht auf, so erschien er zum zweitenmale und beobachtete dasselbe. Blieb auch dies ohne Erfolg, so kam er zum drittenmale verummmt, drang in das Haus und prügelte den schuldigen Teil tüchtig ab. Der Mißbrauch hob diesen vielleicht altgermanischen Brauch auf.

*

Staatsweisheit der Alten

Somer nennt die tapfersten Helden, die die Kunst des Regierens am besten verstehen, Ordner des Volkes.

Nichts verdroß den athenischen Demagogen Archipp so, als jener Spott, der seinen Höcker und seine Regierungsweisheit zugleich traf: „Archipp kann dem Volke nicht vorstehen, er muß sich immer vor ihm bücken“, so trumpfte ihn der Gegner.

Wie gut ist es, daß unsere Berliner Staatsmänner keine Höcker haben! Und vielleicht, da bloße Titulaturen ohne Amtsbezeichnung abgeschafft sind, könnte man einige unserer verdienstesten Minister mit dem Titel Ordner des Volkes auszeichnen.

P. D.



Der verrostete Ritter

Von Richard Volkmann

Ein reicher und vornehmer Ritter lebte in Saus und Braus und war stolz und hart gegen die Armen. Deshalb ließ ihn Gott zur Strafe auf der einen Seite verrosten. Der linke Arm verrostete und das linke Bein; ebenso der Leib bis zur Mitte. Nur das Gesicht blieb frei. Da zog der Ritter an die linke Hand einen Handschuh, ließ ihn sich am Handgelenk fest zunähen und legte ihn Tag und Nacht nicht ab, damit niemand sähe, wie sehr er verrostet sei. Darauf ging er in sich und versuchte einen neuen Lebenswandel anzufangen. Er entließ seine alten Freunde und Zechgenossen und nahm sich eine schöne und fromme Frau. Die hatte wohl manches Schlimme von dem Ritter gehört, aber weil sein Gesicht gut geblieben war, glaubte sie es, wenn sie allein war und darüber nachdachte, nur halb, und wenn er bei ihr war und freundlich mit ihr sprach, gar nicht. Darum nahm sie ihn. Nach der Hochzeit aber, in der ersten Nacht merkte sie es, warum er niemals den Handschuh von der linken Hand abzog, und erschrock heftig. Sie ließ sich jedoch nichts merken, sondern sagte am andern Morgen nur zu ihrem Manne, sie wolle in den Wald gehen, um in einer kleinen Kapelle, die dort stand, zu beten. Neben der Kapelle aber befand sich eine Klause, in der hauste ein alter Einsiedler, der hatte früher lange in Jerusalem gelebt und war so heilig, daß die Leute zu ihm wallfahrteten von weit und breit. Den gedachte sie um Rat zu fragen.

Als sie nun dem Einsiedler alles erzählt hatte, ging er in die Kapelle, betete dort lange zur Jungfrau Maria und sagte dann, als er wieder herauskam: „Du kannst deinen Mann noch erlösen, aber es ist schwer. Fängst du es an und bringst es nicht zu Ende, so mußt du selbst auch verrosten. Viel Unrecht hat dein Mann getan sein Lebtag, und stolz und hart ist er gewesen gegen die Armen: willst du für ihn Betteln gehen, barfuß und in Lumpen wie das allerärmste Bettlerweib, so lange, bis du hundert Goldgulden erbettelt hast, so ist dein Mann erlöst. Dann nimm ihn an der Hand, gehe mit ihm in die Kirche und lege die hundert Goldgulden in den Opferstock für die Armen. Wenn du das tust, so wird Gott deinem Mann seine Sünden vergeben, der Rost wird abgehn, und er wird wieder so weiß werden wie zuvor.“

„Das will ich tun,“ sagte die junge Rittersfrau, und wenn es mir noch so schwer wird, und noch so lange dauert. Ich will meinen Mann erlösen, denn er ist nur auswendig verrostet, das glaube ich ganz sicher!“

Darauf ging sie fort, tief in den Wald hinein, und nicht lange, so begegnete ihr ein altes Mütterchen, welches Reisig suchte. Es hatte einen zerlumpten, schmutzigen Rock an und darüber einen Mantel, der war aus ebenso vielen Flecken zusammengesetzt, wie weiland das Heilige Römische Reich; was aber die Flecken früher für eine Farbe gehabt, das konnte man kaum mehr sehen, denn Regen und Sonnenschein hatten schon viel Arbeit gehabt mit dem Mantel.

„Willst du mir deinen Rock geben und deinen Mantel, alte Mutter,“ sagte die Rittersfrau, „so schenk' ich dir alles Geld, das ich in der Tasche habe, und meine seidnen Kleider noch dazu; denn ich möchte gern arm sein.“

Da sah die alte Frau sie verwundert an und sprach: „Will's schon tun, will's schon tun, mein blankes Töchterchen, denn's dein Ernst ist. Hab schon viel gesehen auf der Welt, auch viel Leute gefunden, die gern reich werden wollten, daß aber jemand gern arm werden will, das ist mir noch nicht vorgekommen. Wird dir schlecht schmecken mit deinen seidnen Händchen und deinem süßen Trätzchen!“

Aber die Rittersfrau hatte schon begonnen sich auszuziehen und sah dabei so ernst aus und so traurig, daß die Alte wohl merkte, daß sie keinen Scherz treibe. Sie reichte ihr also Rock und Mantel hin, half ihr sie anlegen und fragte dann: „Was willst du nun tun, mein blankes Töchterchen?“

„Betteln, Mutter!“ antwortete die Rittersfrau.

„Betteln? Nun, gräme dich nicht darum, das ist keine Schande. An der Himmelstür wird's auch mancher tun müssen, der's hier unten nicht gelernt hat. — Aber das Bettellied will ich dich erst noch lehren:

„Betteln und hungern,
Dursten und hungern
Immerdar, allezeit
Müssen wir Bettelleut'!

Habt ihr was, schenkt mir was,
Ach, nur ein Häppchen!
Brot in den Bettelsack,
Suppe ins Näpfschen! —

Lederne Manzen,
Röcke mit Franzen
Tragen wir Bettelleut'!
— Was man erbettelt hat,
Wird verjuchheit!“

„Nicht wahr, ein hübsches Lied?“ sagte die Alte. Damit warf sie sich die seidnen Kleider um, sprang in den Busch und war verschwunden.

Die Rittersfrau aber wanderte durch den Wald, und nach einiger Zeit begegnete ihr ein Bauer, der war ausgegangen, eine Magd zu suchen, denn es war um die Ernte und Dienstbotennot. Da blieb die Rittersfrau stehen, hielt die Hand hin und sagte: „Habt ihr was, schenkt mir was, ach, nur ein Häppchen!“ Aber die anderen Verse sagte sie nicht, weil sie ihr nicht gefielen. Der Bauer sah sich die Frau an, und da er fand, daß sie trotz ihrer Lumpen schmuck und gesund war, fragte er sie, ob sie nicht bei ihm Magd werden wolle.

„Ich schenke dir zu Ostern einen Kuchen, zu Martini eine Gans und zu Weihnachten einen Taler und ein neues Kleid. Bist du damit zufrieden?“

„Nein,“ erwiderte die Rittersfrau, „ich muß Betteln gehen, der liebe Gott will es so haben.“

Darüber wurde der Bauer zornig, schimpfte und schmähte und sagte höhnisch: „Der liebe Gott will's so haben? he? Du hast wohl mit ihm zu Mittag gegessen? Was? Linsen mit Bratwürsten, nicht wahr? Oder bist du vielleicht seine Muhme, daß du so genau weißt, was er will? Eine faule Haut bist du. Gut für den Knüttel, zu schlecht für den Büttel!“ Darauf ging er seine Wege, ließ sie stehen und gab ihr nichts. Da merkte die Rittersfrau, daß das Betteln schwer ist.

Sie ging weiter, und nach abermals einiger Zeit kam sie an eine Stelle, wo die Straße sich teilte und zwei Steine standen. Auf dem einen saß ein Bettler mit einer Krücke. Da sie müde geworden war, gedachte sie sich eine kurze Zeit auf den leeren Stein zu setzen, um auszuruhen. Kaum hatte sie dies getan, als der Bettler mit seiner Krücke nach ihr schlug und ihr zurief: „Nach, daß du fortkommst, du lieberliche Diefel! Willst du mir mit deinen Lumpen und deinem zuckerfüßen Gesicht die Kundschaft abzwicken? Die Ecke hier habe ich gepachtet. Nach Hink, sonst sollst du sehen, was mein Krückholz für ein schöner Fiedelbogen ist und dein Rücken für eine närrische Geige!“

Da seufzte die Rittersfrau, stand auf und ging so weit, als sie die Füße tragen wollten. Endlich kam sie in eine große, fremde Stadt. Hier blieb sie, setzte sich an den Kirchenweg und bettelte; und nachts schlief sie auf den Kirchenstufen. So lebte sie tagaus tagein, und es schenkte ihr der eine einen Pfennig und der andere einen Heller; manche aber auch gaben ihr nichts oder schimpften gar, wie es der Bauer getan hatte. Es ging sehr langsam mit den hundert Goldgulden. Als sie drei Vierteljahre gebettelt hatte, hatte sie erst einen Gulden er-

spart. Und genau wie der erste Gulden voll war, gebar sie einen wunderschönen Knaben, den nannte sie „D o c h e r l ö s t“, weil sie hoffte, daß sie ihren Mann doch noch erlösen würde. Sie riß sich von ihrem Mantel unten einen Streifen ab, eine gute Elle breit, so daß der Mantel nur noch bis an die Knie reichte, wickelte das Kind hinein, nahm es auf den Schoß und bettelte weiter. Und wenn das Kind nicht schlafen wollte, wiegte sie es und sang:

„Schlaf ein auf meinem Schoße,
Du armes Bettelkind,
Dein Vater wohnt im Schlosse —
Und draußen weht der Wind.

Er geht in Samt und Seide,
Trinkt Wein, ißt weißes Brot,
Und säh' er so uns beide,
So härm't' er sich zu Tod.

Er braucht sich nicht zu härm'en,
Du liegst ja weich und warm;
Er ist ja noch viel ärmer,
Daß Gott sich sein erbarm'!“

Da blieben oft die Leute stehen und besahen sich die arme junge Bettelfrau mit dem wunderschönen Kinde und schenkten ihr mehr als früher. Sie aber war getrost und weinte nicht mehr, denn sie wußte, daß sie ihren Mann gerettet erlösen würde, wenn sie nur ausharrte. —

Als aber die Frau nicht wieder zurückkehrte, ward der Ritter auf seinem Schlosse tief betrübt, denn er sagte sich: Sie hat alles gemerkt und dich deshalb verlassen. Er ging zuerst in den Wald zu dem Einsiedler, um zu hören, ob sie in der Kapelle gewesen sei und dort gebetet habe. Aber der Einsiedler war kurz angebunden und streng gegen ihn und sagte: „Hast du nicht in Saus und Braus gelebt? Bist du nicht stolz gewesen und hart gegen die Armen? Hat dich nicht der liebe Gott zur Strafe verrosten lassen? Deine Frau hat ganz recht getan, wenn sie dich verließ. Man muß nicht einen guten und einen faulen Apfel in einen Kasten legen, sonst wird der gute auch faul!“

Da setzte sich der Ritter auf die Erde, nahm den Helm ab und weinte bitterlich.

Als der Einsiedler dies gewahr wurde, ward er freundlicher und sprach: „Da ich sehe, daß dein Herz noch nicht mitverrostet ist, so will ich dir raten: tue Gutes und gehe in alle Kirchen, so wirst du deine Frau wiederfinden.“

Da verließ der Ritter sein Schloß und ritt in alle Welt. Wo er Arme fand, schenkte er ihnen etwas, und wenn er eine Kirche sah, ging er hinein und betete. Aber seine Frau fand er nicht. So war fast ein Jahr vergangen, da kam er auch in die Stadt, wo seine Frau am Kirchen-

weg saß und bettelte, und sein erster Weg war in die Kirche. Schon von weitem erkannte ihn die Frau, denn er war groß und stattlich und trug einen goldenen Helm mit einer Geierklaue auf dem Knauf, der weithin leuchtete. Da erschrak sie, denn sie hatte erst zwei Goldgulden zusammen, so daß sie ihn noch nicht erlösen konnte. Sie zog sich den Mantel tief über den Kopf, damit er sie nicht erkennen sollte, und kauerte sich so eng zusammen, als sie irgend konnte, damit er nicht ihre schneeweißen Füße sähe; denn der Mantel ging ihr nur bis an die Knie, seit sie den Streifen für das Kind abgerissen hatte. Als aber der Ritter an ihr vorbeischiitt, hörte er sie leise schluchzen, und als er ihren zerlumpten und geslickten Mantel sah und das wunderschöne Kind auf ihrem Schoß, welches ebenfalls nur in Lumpen gewickelt war, tat es ihm in der Seele weh. Er trat an sie heran und fragte sie, was ihr fehle. Doch die Frau antwortete nicht und schluchzte nur noch mehr, so sehr sie sich auch Mühe gab, es zu verbeißen. Da zog der Ritter seine Geldtasche hervor, in der viel mehr waren, als hundert Goldgulden, legte sie ihr auf den Schoß und sagte: „Ich gebe dir alles, was ich noch habe, und sollte ich mich nach Hause betteln.“

Da fiel der Frau, ohne daß sie es wollte, der Mantel vom Kopf herunter, und der Ritter sah, daß es sein eigenes, angetrautes Eheweib war, der er das Geld geschenkt hatte. Trotz der Lumpen fiel er ihr um den Hals und küßte sie, und als er vernahm, daß das Kind sein Sohn sei, herzte und küßte er es auch. Doch die Frau nahm ihren Mann, den Ritter, an der Hand, führte ihn in die Kirche und legte das Geld in den Opferstock. Dann sagte sie: „Ich wollte dich erlösen, aber du hast dich selbst erlöst.“

Und so war es auch; denn als der Ritter aus der Kirche trat, war der Fluch gehoben und der Rost, der seine ganze linke Seite bedeckte, verschwunden. Er hob seine Frau mit dem Kinde auf sein Pferd, ging selbst zu Fuß daneben und zog mit ihr zurück in sein Schloß, wo er lange Jahre glücklich mit ihr lebte und so viel Gutes tat, daß ihn alle Leute lobten.

Die Bettlerlumpen aber, die seine Frau getragen hatte, hängte er in einen kostbaren Schrein, und jeden Morgen, wenn er aufgestanden war, ging er an den Schrein, besah sich die Lumpen und sagte: „Das ist meine Morgenandacht, die nimmt mir der liebe Gott nicht übel, denn er weiß, wie ich's meine, und ich gehe nachher erst recht in die Kirche.“



Scherze und Rätsel

Die sieben Weisen saßen einmal bei einem Gastmahl zusammen. Es ist wohl unnötig zu bemerken, daß dabei nicht die Anzahl der Gänge, die Kostbarkeit der Speisen und Weine Aufsehen machten. Aber was die Weisen bei diesem Mahle scherzten und an Geistesblitzen aufleuchten ließen, ist überliefert worden und vieles davon ist so anmutig und ergötzlich für Geist und Gemüt, daß ich es hier den Gästen meines Kalenders vorsehen möchte. Unsere Gastgelage pflegen ja auch ärmlich zu sein, die Tische gleichen einem felsigen Boden, auf dem spärliche Früchte wachsen. So sollen denn unsere Köpfe und Herzen so reich und fruchtbar sein, daß unsere Gastmahle gleichwohl ergötzlich sind, indem wir mit den Alten sagen: Ein vernünftiger Mann trägt sich nicht zum Gastmahle hin, um sich da wie ein Gefäß anzufüllen, sondern um bald Ernst bald Scherz zu treiben, zu hören und zu sprechen, wozu eben die Gelegenheit die Gäste antreibt, wenn sie zusammen vergnügt sein wollen.

Bei jenem Mahle nun wurde dem Weisen Bias ein Brief des ägyptischen Königs überreicht. Der König bat, ihm ein Rätsel aufzuknaken, für dessen richtige Lösung ihm vom äthiopischen König viele Dörfer und Städte ver-

sprochen seien. Die schwere und widersinnige Aufgabe aber heiße: Du sollst mir das Meer austrinken! — Der Weise befaß sich eine Weile, dann antwortete er: „Sage ihm, o König, das woldest du gerne tun, wenn er unterdessen alle Flüsse zurückhalte, die ins Meer fallen. Denn er könne doch nicht verlangen, daß du diese auch noch mittrinkest. Von ihnen sei auch in der Aufgabe nichts gesagt.“

Ein Weiser fragte ferner, welches unter allen Tieren das schlimmste sei. Ein anderer antwortete: Unter den wilden Tieren der Tyrann, unter den zahmen der Schmeichler.

Ferner wurde die Frage aufgeworfen, was das Älteste, das Schönste, das Größte, das Weiseste, das Allgemeinste, das Stärkste und Leichteste sei.

Der äthiopische Weise antwortete: Was ist das Älteste? — Die Zeit. Was ist das Größte? — Die Welt. Was ist das Weiseste? — Die Wahrheit. Was das Schönste? — Das Licht. Was das Allgemeinste? — Der Tod. Was das Nützlichste? — Gott. Was das Schädlichste? — Der Teufel. Was das Stärkste? — Das Glück. Was ist das Leichteste? — Das Angenehme.

Die griechischen Weisen tadelten diese Auflösung. Die Zeit könne nicht das Älteste sein,

da sie theils vergangen, theils gegenwärtig, theils zukünftig sei u. s. f.

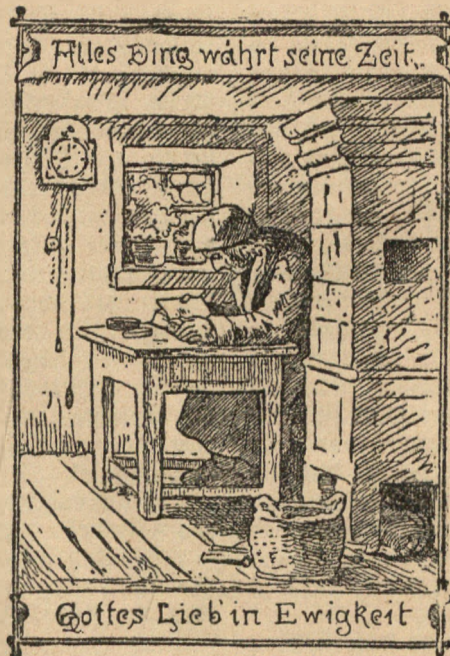
Thales gab folgende Antworten: Was ist das Älteste? — Gott, denn er hat keinen Anfang. Was ist das Größte? — Der Raum; die Welt enthält alle Dinge, der Raum aber die Welt. Was ist das Schönste? — Die Welt; alles was schön und geordnet ist, ist ein Teil derselben. Was ist das Weiseste? — Die Zeit; sie hat schon viele Dinge erfunden und wird auch noch viele erfinden. Was ist das Allgemeinste? — Die Hoffnung; wer auch sonst nichts hat, hat doch wenigstens diese. Was ist das Nützlichste? — Die Tugend; denn durch einen guten Gebrauch macht sie alles andere nützlich. Was ist das Schädlichste? — Das Laster; wo es hinkommt, richtet es meistens Verderben an. Was ist das Stärkste? — Die Notwendigkeit; sie allein ist unüberwindlich. Was ist das Leichteste? — Das Natürliche; denn des Unnatürlichen wird man müde, auch wenn es Lust bereitet.

Welcher Staat ist der glücklichste? Solon antwortete: Jener ist am glücklichsten und besteht am längsten, in welchem der Nichtgeschädigte ebenso sehr wie der Geschädigte den Uebeltäter verfolgen und zur Strafe ziehen. Bias sagte: Wo sich alle Bürger vor dem Gesetze wie vor einem Tyrannen fürchten. Thales:

Der Staat, der weder zu reiche noch zu arme Bürger hat. Anacharsis: Der, in welchem bei völliger Gleichheit alles übrigen nur die Tugend für etwas Besseres, das Laster für etwas Minderwertiges gehalten wird. Kleobulos: Derjenige Staat ist am besten eingerichtet, wo die Bürger sich mehr vor dem Tadel der Mitbürger als vor der Strafe des Gesetzes fürchten. Pittakos: Wo alle Aemter den Bösen versagt und den Guten vorbehalten sind. Chilon: Derjenige sei der beste, in welchem die Gesetze am meisten und die Redner am wenigsten Gehör finden.

Wie muß man sein eigen Haus regieren? Solon sagte, das beste Haus schiene ihm dasjenige zu sein, in welchem das Geld ohne Ungerechtigkeit erworben, ohne Mißtrauen aufbewahrt und ohne Nachreue ausgegeben werde. Bias sagte: In welchem der Hausvater aus eigenem Antrieb sich genau so verhält wie außerhalb des Gesetzes wegen. Thales: Wo der Hausvater die meiste Ruhe hat, um sich der Seinen anzunehmen. Kleobulos: Wenn der Hausvater mehr geliebt als gefürchtet wird. Pittakos sagte: Das beste Haus ist, in welchem weder etwas Ueberflüssiges noch etwas Notwendiges vermißt wird. Und endlich Chilon: Ein Haus muß einem Königreiche ähnlich sein.

Peter Dörfler.



Die Kinder von der Laurentiusgasse

Von Joseph Wittig

Daß es hoch oben auf den Bergen hübsch ist, sowohl auf den Satteln und Spizen, wie auch in den Schluchten und Tälern, das haben die Dichter schon lange erkannt und gesagt, und nach und nach sind auch die anderen Menschen daraufgekommen. Da kann die kleine Menschenseele auf einmal ganz weit werden. Da sieht sie ganz viel vom Himmel und ganz viel von der schönen Erde. Da kann sie ganz frei sein, kann mit Sonne und Schatten spielen, wie sie will. Da kann sie offen hinaus-treten in den unendlichen Raum und kann sich auch wieder verbergen im Tal und im Gebüsch. Alle süßen Schauer des Alleinseins und des Verborgenseins kann sie verspüren. Im Licht und im Dunkel umflutet und umschauert sie Gottes geheimnisvolles Wesen.

Das aber wissen nur ganz wenige, daß es auch im vierten Stockwerk eines Großstadt-hauses ganz ähnlich sein kann. Ihr müßt mirs glauben, denn ich habe meine ganze Kinderzeit in den Bergen verlebt und dann einige Jahre auch im vierten Stockwerk eines Hauses auf der Hirschstraße in Breslau. Ich werde nie in meinem ganzen Leben die sonnige Stube vergessen, die wie auf Bergeshöhe lag. Drunten dehnte sich der weite Klostergarten bis zum Laurentiusfriedhof hin. Dort stand das zierliche Kirchlein mit dem schlanken Turm. Stein-blumen wuchsen an ihm empor und Jahr für Jahr kam ein Blitz vom Himmel, um sich ein Blättlein oder Blümlein davon zu holen. Dort reiheten sich die niedrigen Armeleutelhäuschen der Laurentiusgasse, kauern, gebückt, alters-müde unter durchlöchernten Schindeldächern, Räuberhöhlen und Spitzbubennester mit krummen, lahmen, sterbensmüden oder gewalttätigen Menschen, mit viel Liebe und vielem Haß und mit unzählig vielen Kindern. Dort läutete das Klosterkirchlein sein Ave Maria so süß und weh über das Reich Gottes und das Reich des Teufels. Lichte Tugend und dunkles Ver-brechertum blühten und lohten dort unten, und ich durfte da oben auf freier Höhe mitten in der Morgensonne wohnen. So schier ganz allein! Meine Tante, die an dem benachbarten Kloster Pförtnerindienste leistete, kam erst am späten Abende und suchte die Ruhe in einer kleinen, dunklen Nebenkammer. Auf der anderen Seite des Treppenaufganges wohnte noch ein uraltes, menschencheues Wesen, ein Fräulein von einigen achtzig Jahren, sehr klein, sehr spitznäsiger und ganz leise und still. Sie machte niemandem ihre Türe auf. Die son-ftigen Gelasse des vierten Stockwerks waren

Bodenkammern, von denen mir eine, die ganz leer stand, besonders gut gefiel. Ich ging oft hinein, nicht nur, um durch das kleine Dach-fenster auf das Leben der Hirschstraße hinab-zuschauen, sondern auch — wie soll ich sagen? — um mir auszudenken, was in dieser Kam-mer alles geschehen könnte, Süßes oder Schau-riges, ich wußte nicht was. Manchmal meinte ich, Gott müsse in dieser Kammer sein. Man-chmal betete ich auch darin. Es war etwas so Verborgenes, so Alleines, so wie in mancher Schlucht oder manchem versteckten Tale mei-ner Heimatberge.

Selten klonn jemand herauf zu meiner Höhe. Es hätte jeder zu mir kommen können, denn meine Tür war nie verschlossen, und ich hatte auch kein Vorzimmer. Manchmal kam einer meiner Lehrer, der unter mir wohnte, manchmal ein Mitschüler vom Gymnasium. Sonst waren die alten lateinischen und grie-chischen Schriftsteller meine einzigen Gefähr-ten. Es war etwas Heidentum in meiner Stube. Freilich hing das Kreuz über meinem Bette und das Weihbrünnelein an der Stuben-tür. Aber aus den heidnischen Büchern, die wir lesen mußten und manchmal mit großer Freude lasen, stiegen doch recht stark heidnische Dämpfe auf. Ach, das Heidentum war ja so schön! Er-denfreude, Erdenlust, blühende Rosen, süße Frucht, goldene Becher, jauchzende Lieder, hohe Gedanken, männliche Reden, erschütternde Spiele — und vom Christentum sagte uns der Religionslehrer wohl auch Schönes, aber man mußte seiner jungen Natur erst immer ein wenig Gewalt antun, ehe sie zugestand, daß dies wirklich schön sei, und es war doch immer recht ernst und schwer, immer zuviel Muß. Das Heidentum erschien uns wie ein liches, lusti-ges, rosenbekränztes Segelboot, das lose und leicht über die Wellen dahingleitet, das Chri-stentum aber wie einer von den dunklen Roh-lenkähnen, die von den Schiffen mühsam an Seilen die Ober entlang geschleppt wurden. Alles Ernste und Traurige wurde uns im Na-men Christi verkündet, alles Fröhliche, Blühende, Süße, das wir freilich mit einem gewissen Widerstreben, aber schließlich doch mit heimlicher Lust genossen, das sang uns der Heide Horaz in seinen lateinischen Liedern. Das war ja alles falsch, denn die ganze wun-derbare Schöpfung Gottes, der helle Sonnenschein, die duftenden Rosen, die roten Wangen, die jauchzende Lust in unseren jungen Herzen, das ist ja alles vom Vater, den uns Christus gepredigt hat. Er hat es in seiner Güte auch

den Heiden gegeben, aber den Christen gehört es zu eigen, da sie die Kinder Gottes sind. Falsch wars, daß man es uns nur an den heidnischen Quellen trinken ließ, statt daß man uns zum Beispiel an die Freudenbrünnlein des Vogelpredigers Franz von Assisi oder des lustigen Jugendfreundes Philipp Neri geführt hätte. O Christentum, du helles Licht, du große Lust, du reiche Gnade, du Jugendfreude überreich, Gott sei ewig Lob und Dank, daß ich dich bald wiedergefunden habe! Arme Kinder von der Laurentiusgasse mußten kommen und mußten nach dir fragen, damit ich, antwortgebend, deine Schönheit und deinen Reichtum wiedererkannte.

Wenn barfüßige Kinder zum ersten Male die Treppe heraufkommen, ganz scheu, immer wieder einhaltend — leise hebt Geländer und Stufe, weicht wie ein Behen, kaum wie ein Herzschlag stark, mehr wie ein Flügelschlag, hebt sich die Ferse, stützt sich der Ballen, schleifen die Zehen von Stufe zu Stufe —, da könnte man denken, es kämen Engel, schwebend, gleitend. Im vierten Stock ist es ja so still, daß man es durch Tür und Mauern hört. Die Nachmittagsonne lag vor den Fenstern, als wollte sie wachen, daß von draußen kein Laut käme. Die ganze Stube war erfüllt von klarer, lichter, ruhiger Sommernachmittagssehnsucht, die auf ein Kommen von ferne her, vom Himmel her, von irgendwelchen Wunderreichen her wartet. Käme doch jemand zu mir!

Leise schleiften und hoben sich die Kinderfüße über die Dielen des Vorflurs, an den Bodenkammern entlang, bis — ja wirklich bis an meine Tür. Dann war es eine Weile ganz still, dann begann eine wispernde Beratung, dann klopfte es fast unhörbar an die Tür, wie wenn die Saite einer Harfe kaum berührt wird und doch zu klingen beginnt.

Ich stand von meiner Schularbeit auf, ging zur Tür und klinkte sie auf. Drei Kinder standen davor, ein schlankes, bleiches Mädchen von etwa zwölf Jahren, ein ganz niedriges Bürschlein und dann noch ein Kind, von dem man nicht gleich sagen konnte, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Es war aber ein Mädchen. Das große Mädchen erschrak, als sie mich sah, sprach aber nach einigem Zagen: „Entschuldigen Sie, wir dachten . . .“

Was ging alles in den großen schwarzen Augen vor, hinter denen eine Seele gedacht und sich getäuscht hatte! Da war ein Leuchten und Dunkelwerden, schwindende Hoffnung, kommendes Vertrauen. Das Mädchen wuchs zum Jungfräulein in dem einen Augenblicke. Ihre bleichen Wangen röteten sich, ihre Gestalt hob sich und bog sich scheu zurück.

Ich habe oft in den Bergen meiner Heimat

in der Sonne gelegen und die Sonne hatte sich in mein Gesicht so stark hineingeschienen, daß ihr Leuchten noch jahrelang widerschimmerte. „Du mußt nicht alle Leute anlachen,“ hatte mir erst kurz vorher ein Mitschüler von der Prima des Gymnasiums gesagt, „du wirst später keine Autorität haben!“ „Ich lach doch nicht“, hatte ich ihm erwidert. Der hatte den Widerschein der Sonne mit Lachen verwechselt.

Das niedrige Bürschlein hatte unterdes mein Gesicht sehr prüfend gemustert, und als das große Mädchen mit ihrer Entschuldigung nicht weiterkonnte, sagte es einspringend:

„Wir dachten, Sie wären eine alte Frau und hätten noch etwas vom Mittagessen übrig.“

Ich bekam damals mein Mittagessen von den armen Klosterschwestern nebenan. Da ich oft etwas später vom Gymnasium kam, blieb es auf der Ofenplatte stehen, auch im Sommer, und verborste, so daß ich meist nur die Suppe und ein paar Bissen von dem anderen Gerichte aß. Das übrige verschwand dann ratenweise bis zum Abend, damit die Tante nicht zu großen Kummer um meine Gesundheit habe. Wer mag an heißen Sommertagen viel essen! So kam es, daß ich den Kindern doch noch das erwartete Mittagessen geben konnte.

Zwei Tage später klopfen sie wieder an meine Tür, und bald konnte meine Tante sagen: „Der Joseph hat jetzt so guten Appetit, daß er immer alles aufißt.“

Meine kleinen Gäste waren die Kinder eines Juden, der erst vor kurzem auf der Laurentiusgasse zugezogen war. Er trieb auf den Dörfern um Breslau Handel mit Schnittwaren, kaufte aber auch alte Sachen auf und gedachte allmählich einen Kramladen aufzutun. Die Mutter der Kinder war seit einem Jahre tot, und das älteste Mädchen, namens Ruth, mußte den beiden kleinen Geschwistern Mutterstelle vertreten. Das Geld, das ihr der Vater brachte, reichte ihr freilich oft nicht so lange, als der Vater auf Reisen war. Der Vater hatte ihr aber streng verboten, andere Leute anzubetteln. Daher kam es, daß sie selbst so bleich und hager war, während ihre kleinen Geschwister ganz rundliche Backen hatten.

Wir waren nach wenigen Wochen gute Freunde geworden. Ich konnte ziemlich genau die Tage bestimmen, an denen etwas vom Mittagessen übrig blieb, und ich muß gestehen, daß ich mich von einem Tage zum anderen geradezu nach dem Besuche sehnte.

Einmal kamen die Kinder an einem Zwischentage, und schon wollte ich sagen: „Aber Kinder, heute habe ich nichts mehr übrig,“ da schlug Ruth die Schürze zurück und hielt eine Düte voll Kirichen in ihren Händen.

„Bitte, nehmen Sie die Kirschen. Der Vater hat sie uns gekauft!“

„Ist das schön!“, antwortete ich, indem ich die Düte ergriff, „ich esse doch Kirschen so gerne. Aber ihr müßt mitessen.“

Das war nun ein Festmahl sondergleichen. Ich machte gleich aus, daß wir uns redlich in die Kerne teilen wollten, daß aber jedes der Kinder immer einen Kern zu meinem Häuflein und einen zu seinem Häuflein legen müsse; ich würde auch jeden zweiten Kern einem der Kinder geben.

Das schien eine glatte Rechnung zu sein, und die beiden Kleinsten metzeiferten im Essen der Kirschen und im Zählen der Kerne. Eifersüchtig wachten sie darüber, daß ich meine Kerne gerecht verteile. Sie hatten die Kirschen schon vorher abgezählt, denn sie hörten plötzlich auf und sagten, daß die übrigen Kirschen nur noch mir und Ruth gehören. Ruth hatte langsamer gegessen und nicht mitgezählt. Aber sie hatte mit den anderen Geschwistern bald diesen, bald jenen Kern ausgetauscht. Sie machte sich zwei Häuflein. Zu dem einen legte sie die Kerne von ihren eigenen Kirschen, zu dem anderen die Kerne von meinen Kirschen und die ausgetauschten Kerne. Am Schluß machten wir Abrechnung, und es stimmte alles genau. Ruth schob nun die Häuflein der Geschwister und eines von den übrigen zusammen und steckte sie in die Düte. Die beiden übrigbleibenden Häuflein aber ließ sie, als ich mich ein wenig wandte, in ihrer Schürzentasche verschwinden.

Dann kamen die großen Ferien, und ich vertauschte das Glück des vierten Stockwerks für fünf Wochen mit dem Glück meiner Berge. Als ich nach Breslau zurückkehrte, hatte ich die Kinder von der Laurentiusgasse schier vergessen. Aber schon am zweiten Tage kamen sie wieder zu mir und brachten noch drei andere Kinder mit. Ruth trat an meinen Arbeitstisch und sagte mir geschwind:

„Der Vater hat jetzt mehr Geld und wir bekommen jetzt satt zu essen. Aber die anderen Kinder haben Hunger und möchten etwas zu essen. Bitte, dürfen wir immer mitkommen? Wir möchten bloß immer mitkommen, weil es bei Ihnen so schön ist!“

Da merkte ich, daß ich etwas Rauhes sagen mußte. Denn eine Süßigkeit ganz unbekannter Art war mit den Kindern in meine Stube gekommen. Darum sagte ich, was ich schon nach den ersten Besuchen stets auf der Zunge getragen hatte:

„Wenn euch der Vater verboten hat zu betteln, warum seid ihr da doch betteln gekommen? Ihr habt doch auch das Gebot, den Eltern gehorfolam zu sein!“

Ruth schrak ordentlich zusammen, raffte sich

aber gleich wieder auf und antwortete: „Wir wollten nicht betteln kommen. Aber wir hatten nichts mehr zu essen und hungerten schon den ganzen Tag. Da fing ich an zu beten, und Gott sagte mir: Gehe dort in das Haus und steige ganz weit hinauf. Dort steht das Mittagessen für dich und deine Geschwister. Siehe, eine alte Frau hat es schon hinaufgetragen.“

Da zog ich sie leise an mich und sagte ihr: „Nein, du bist kein Bettelkind. Du bist ein Gotteskind.“

Von nun an mehrte sich die Zahl meiner Besucher. Drei kamen immer mit dem Anspruch auf mein Mittagessen, die anderen wollten „bloß mitkommen“, weil es bei mir „so schön“ sei. Ich wußte damals noch nicht, daß es für einen jungen Mann so sehr gefährlich sei, fremden Kindern den Eintritt in seine Stube zu gestatten. In welchen Verdacht hätte ich kommen können! Eine kleine Eifersüchtelei hätte eines von den Kindern dazu bringen können, das Allerschlimmste über mich auszusagen. Nein, daran dachte ich noch gar nicht. Ich dachte nur darüber nach, was den Kindern bei mir „so schön“ vorkommen möge. Freilich war es in meinem Zimmer hübscher und sonniger als in den Wohnnestern auf der Laurentiusstraße. Aber es war doch fast schmucklos. Ein Tisch, zwei Stühle, ein Bett, eine Kommode mit einem Büchergestell, alles früher einmal gelb poliert, und an der Wand das Kreuz, das Weihwasserbrünnlein und der Christuskopf aus dem „Reichen Jüngling“ von Hoffmann, das war alles.

War das alles? Kann nicht viel Unsichtbares in einem Zimmer sein? Ich war einmal zur hl. Beicht im Dom. Mein Beichtvater, ein junger, sehr strenger Domvikar, der mich mit väterlicher Liebe den Weg zum Priestertum führen wollte, sagte zu mir: „Du hast gute Augen und freust dich an allem, was schön ist. Bedenke aber, daß alles, was du siehst nur ein Vorhang ist. Hinter dem Vorhang wohnt Gott mit seinen Engeln und Heiligen. Du mußt den Vorhang ein wenig beiseite ziehen. Wenn du in deine Stube kommst, mußt du Weihwasser nehmen und das Kreuz machen. Dann mußt du den heiligen dreifaltigen Gott und seine Engel und Heiligen bitten, zu dir zu kommen und bei dir zu wohnen. Da öffnet sich der Vorhang, und du mußt das geistige Auge öffnen. Fange damit an, daß du deinen Schutzengel zu dir bittest.“ Das habe ich getan, wohl jeden Tag. Und die andere Welt wurde immer deutlicher und sichtbar für mein geistiges Auge — bis das Heidentum wieder aus meinen Büchern aufstieg, — bis ich wieder sagte: Das ist ja alles Phantasie!

Mitten in diesem Wechsel von frommem

Schauen und ungläubigem Zweifel zog es mich wieder einmal in die leere Bodenkammer, in deren Einsamkeit ich meinem Herzen oft so nahe gekommen war. Als ich die Bretttertür aufmachen wollte, fühlte ich, daß sie von innen widergehalten wurde. Es war gegen Abend, und ich hatte immer damit gerechnet, daß einmal ein Vagabund diese freie Nachtherberge finden und benützen könnte. Das Herz schlug mir in großen Bögen.

„Wer ist da drinnen?“ rief ich mit fast erstickter Stimme.

Keine Antwort.

Da riß ich mit aller Gewalt die Türe auf — und wie ein Stein flog eine Gestalt auf mich zu und fiel vor meinen Füßen nieder.

„Verzeihen Sie, Herr, ich wollte nichts Böses!“

Es war Ruth. Sie bebte und zitterte am ganzen Körper; ein fast unhörbares Schluchzen und Wimmern ging von ihr aus.

„Was willst du hier?“ versuchte ich mit aller Strenge zu fragen. Denn damals mußte ich noch nicht, daß mir Strenge schon im Versuche mißglückt.

„Lassen Sie mich gehen,“ antwortete Ruth, „aber glauben Sie mir, ich wollte nicht stehlen.“

„Was hast du denn sonst auf der Bodenkammer zu suchen?“

Unterdes hatte ich sie bei der Hand genommen und auf den Treppenslur gezogen. „Jetzt sag’ mir, was mit dir ist, sonst muß ich dich zur Polizei bringen!“

„Nein, das können Sie nicht. Denn die katholischen Kinder haben mir ja gesagt, daß Sie Priester werden wollen und immer gut sein müssen.“

Auf meinem Gesichte leuchtete schon wieder die in den Heimatsbergen aufgesogene Sonne. Aber ich wollte doch streng bleiben. Ich mußte doch herausbekommen, was mit dem Mädchen sei. Ich mußte sie auch loswerden. Was würde meine fromme Tante, was würden die Klosterschwester sagen, wenn sie hörten, daß mir ein Mädchen nachlief. Zum ersten Male dachte ich auch an die Verantwortung, die ich dem Vater des Mädchens gegenüber hatte. Darum raffte ich alle Anfänge männlicher Schroffheit in die Worte zusammen:

„Denkst du denn, daß die katholischen Geistlichen alle Spitzbuben aus lauter Liebe zu ihnen davonlaufen lassen müssen?“

Ruth hob den Kopf und sah mich mit ihren großen Augen an und sprach: „Ich kenne aus den Schulbüchern der katholischen Kinder die Geschichte von Jesus, dem Propheten aus Nazareth, und der Sünderin Maria Magdalene. Aber ich bin keine Sünderin und ich wollte nichts Böses. Ich wollte nur noch eine Nacht,

wo meine Geschwister schlafen und mein Vater nicht daheim ist, in dem Dichte sein, das aus dem Wasser kommt.“

„Ist denn das in der dunklen, staubigen Bodenkammer?“ Ich begann zu glauben, daß die bleiche, blutarme Ruth nicht recht um den Kopf sei. Sie antwortete mit klarer Stimme und mit leuchtenden Augen:

„Das schöne Licht leuchtet in Ihrer Stube, aber es schimmert bis in die Bodenkammer. Es leuchtet aus Wassern, die durch Ihre Stube fließen.“

Es war unterdes ganz dunkel geworden, und ich hörte die Hausmeisterin kommen und die Treppenlampen anzünden. Darum sagte ich dem Mädchen: „Gehe jetzt fort. Ich will nicht mehr denken, daß du etwas Böses gewollt hast.“ Da griff Ruth nach meiner Hand und küßte sie. Am ersten Treppenabsatz wandte sie sich noch einmal um und rief ganz leise „Ich muß aber wiederkommen, denn ich kann ohne das Licht nicht mehr leben.“

Als sie nach einigen Tagen mit anderen Kindern wiederkam, sagte eines von diesen: „Die Ruth denkt, daß Sie in Ihrem Weihwasserkessel Feuer haben. Die ist aber dumm. Da ist doch geweihtes Wasser darin!“ Und ein anderes klatschte: „Denken Sie, die Ruth hat sich einen katholischen Katechismus gekauft, und dabei ist sie doch jüdisch. Und ihr Vater hat sie gehauen und hat ihr den Katechismus weggenommen und verbrannt. Da borgt sie sich jetzt einen von uns und liest immerfort darin!“

Ruth war ganz verlegen. Glücklicherweise mengte sich jetzt ein kleiner Kerl in die Situation und sprudelte hervor: „Mit dem geweihten Wasser können die Katholischen ja hegen, und Ruth ist jetzt immer wie verhezt.“ Der Junge war protestantisch, aber ich hatte ihn wegen seiner kecken Offenherzigkeit schon lange liebgewonnen.

Da trat Ruth an mich heran und bat mit ganz leiser Stimme: „Erzählen Sie uns etwas von dem Wasser dort in dem Porzellangefäß an der Tür!“

Es war schon öfter vorgekommen, daß ich die Kinder um religiöse Dinge gefragt hatte. Da waren sie im Halbkreis um mich herumgetreten und hatten geantwortet. Die kleinsten von ihnen spielten unterdes auf dem Fußboden mit den Figuren meines Schach- und Damenspiels. Ja, ich kann wohl sagen, daß ich den Sommer über ziemlich alle Kapitel des Katechismus mit den Kindern durchgenommen hatte, ohne es zu beabsichtigen. Die Kinder selbst bestimmten immer das Thema durch ihre Streitigkeiten untereinander. Der kleine, mutige Protestant war wie der Hecht im Karpfenteiche. Er brachte durch seine kecken Angriffe auf die katholischen

Kinder immer wieder neues, fragendes Leben unter die Schar der Backfischlein. So war es auch jetzt. Obwohl der Knirps eben mein letztes Klößchen vom Teller gegessen hatte, sagte er: „Das ist überhaupt bloß katholischer Aberglaube mit dem geweihten Wasser bei euch!“

Da begann ich nun zu dozieren: „Schon in der Zeit des Heidentums hatten manche Menschen das Gefühl, als wäre ihre Seele von schlechten Handlungen und Gedanken unsauber und schwarz geworden. Darum gingen sie an den nächsten Bach und wuschen sich. Da kam es ihnen vor, als ob sie auch an der Seele wieder etwas reiner und lichter geworden wären.“

„Stehst du“, stieß Ruth den kleinen Protestant an, „im Wasser muß Licht sein.“

„Das wird dir aber nichts nützen, denn du bleibst eine schwarze Heze, auch wenn du gewaschen bist“, gab der schlagfertige Protestant zurück.

„Nicht zanken, Kinder, sonst müßt ihr gleich fortgehen!“ drohte ich und dozierte weiter. „Auch die Juden hatten solche Waschungen. Ja sie mußten sich vor jeder Mahlzeit waschen, damit sie mit reiner Seele bei Tische sitzen könnten. Da kam aus der Wüste ein großer, bärtiger Mann, Johannes, der Sohn des Priesters Zacharias, an den Jordanfluß und rief dem ganzen jüdischen Volke zu, daß es sich bessern müsse. Und wenn sich einer bessern wollte, führte er ihn an das Wasser, nahm eine Muschel und goß mit ihr Wasser auf das Haupt des Juden, der gut sein wollte. Das nannte man damals Taufe. Auch Jesus von Nazareth kam an den Jordan und ließ sich taufen. Da stieg der Heilige Geist vom Himmel hernieder in Gestalt einer Taube. Von da an predigte Jesus von Nazareth: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen“, und er befahl seinen Jüngern: „Geht hinaus in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Seitdem lassen sich alle Menschen, die in das Reich Gottes eingehen wollen, die Taufe spenden, aber nicht, wie Johannes sie spendete, sondern wie Jesus wollte: im Namen des dreieinigen Gottes.“

Ruth hatte sich immer mehr vorgebeugt. Sie schien alles vergessen zu haben, was rings um sie war, alle Furcht vor dem Vater, dem die anderen Kinder doch mitteilen konnten, was sie sagte. Wie entgeistert und doch wie unter der Gewalt des Heiligen Geistes schrie sie auf einmal aus: „Tausen Sie mich, es ist ja Wasser dort drinnen.“ Und schon war sie bei der Tür und wollte das Weihwasser herbringen.

„Aber Ruth!“ begann ein katholisches Mädchen, „der ist ja noch nicht Priester. Und über-

haupt soll die Taufe in der Kirche am Taufstein gespendet werden.“

Ein anderes katholisches Mädchen, das der Ruth sehr gut war, kam ihr zu Hilfe und sagte: „Nein, taufen kann jeder Mensch, sogar ein Heide oder Jude; er muß es bloß richtig machen, wie es im Katechismus steht.“

„Und überhaupt“, warf sich der kleine Protestant in die Brust, „und überhaupt müßte die Ruth erst die Erlaubnis von ihrem Vater haben. Der wird sie aber schön hauen, wenn sie damit kommt!“

„Und überhaupt“, warf das erste katholische Mädchen, das auf Ruth sehr eifersüchtig war, mit einem nicht sehr lieberfüllten Blick auf die heilsbegierige Jüdin ein, „und überhaupt, wir wollten doch eine Geschichte vom Weihwasser hören, vom Teufel, der immer davor stehen muß oder sowas, und nicht von der Taufe. Mit dem Weihwasser tauft man doch nicht. Man tauft doch natürlich mit Taufwasser. Erzählen Sie uns, bitte, vom Weihwasser!“

Ruth hielt das Weihbrünnlein voll Ehrfurcht und Andacht in den Händen, während ich erzählte, wie sich die ersten Christen am Strand des Meeres und am Ufer der Flüsse oder auch an kleinen Teichen, in den Katakomben oder in kleinen, runden Kapellen taufen ließen, wie sie die Taufe als größtes und wichtigstes Sakrament verehrten und den Tag als schönsten Tag ihres Lebens ansahen, wie sie in der Taufwoche in ganz weißen Kleidern gingen, wie sie freudig sagten: Wir sind jetzt gleich neugeborenen Kindern und gehören jetzt zum Reiche Gottes.

„Und wenn sie ein Wasser sahen, dachten sie an ihre Taufe, und wenn sie sich wuschen, dachten sie an die Taufe. Und jedesmal wurde die Taufe wieder neu in ihren Herzen. Und vor ihren Kirchen war ein großer Hof mit vielen Säulen ringsum. Da stand ein großer Brunnen, und wenn sie in die Kirche gingen, wuschen sie sich in dem Brunnen und dachten wieder an die Taufe und sie machten das Kreuz und sagten: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Und immer wieder wurde es licht und hell in ihren Herzen und sie erkannten den dreieinigen Gott immer deutlicher.“

„Das ist aber schade, daß es jetzt nicht mehr so ist. Ich denke gar nicht mehr an die Taufe. Ich denke bloß noch gern an meine Erste Kommunion.“ So klagte die Freundin Ruths.

Der kleine Protestant hatte dieselbe Gesinnung. Er reckte sich auf und sprach: „Ich werde es unserem Pastor sagen, daß er vor die neue Lutherkirche auch einen Hof mit einem solchen Brunnen machen läßt.“

„Das kannst du ihm sagen, Junge,“ erwiderte ich ihm, „aber wenn ihr denkt, daß wir keinen solchen Brunnen mehr haben, da seid ihr im Unrecht. Er steht bloß nicht mehr im Hofe, sondern er ist in der Kirche, und man nennt ihn nicht mehr Brunnen, sondern Weihwasserbecken. Und die katholischen Menschen, die in die Kirche kommen, tauchen ihren Finger hinein in das Wasser und machen das Kreuzzeichen und sagen: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! — ganz genau so wie die ersten Christen.“

Ruth, die immer noch mit dem kleinen Weihwassergefäß hinter den Kindern stand, führte ganz verstohlen die Spitze ihres Zeigefingers bis zur Oberfläche des Wassers, wagte es aber nicht zu berühren. Und als ich sie ansah, wurde sie purpurrot übergossen von der Blutwelle ihres vom Glauben erfaßten Herzens.

„Bei der Taufe wird aber doch der Teufel ausgetrieben,“ sagte das katholische Mädchen, das durchaus etwas vom Teufel hören wollte, „ist das beim Weihwassernehmen auch so?“

„Du mußt nicht immerfort an den Teufel denken. Der Teufel geht von allein weg, wenn der dreifaltige Gott zu Besuch kommt bei den Menschen. Wenn die Sonne aufgeht, weicht die schwarze Nacht. Wenn Gott im Herzen aufgeht, weicht der schwarze Teufel. Da wird es hell und warm, da blühen die Blumen alle auf.“

„Ach gelt“, fragte da ein sonst ganz stilles Kind, „da besprengt sich die Erde mit Weihwasser. Das sind die Tautropfen am Morgen. Da ist der Tag getauft. Da kommt der dreifaltige Gott. Das steht ein wenig in meinem Märchenbuche und ich hab mirs weiter ausgedacht. Da kommen die Engel und taufen jede Blume. Darum ist es am Morgen immer so schön!“

Es war ein kleines Mädchen, das sicherlich entweder schon gestorben oder eine Dichterin geworden ist. Ich hob das Kind auf meine Knie und legte das blonde Köpflein an meine Brust. Da sagte es ganz leise: „Du, besprenge mich einmal mit geweihtem Wasser. Wir haben zu Hause keines.“

„Mich auch, mich auch!“ umstürmten mich die Kinder alle, selbst der kleine Protestant, der aber gleich hinzusetzte: „Die Judenkinder müssen wegbleiben!“

Da reichte mir Ruth das Weihbrünnlein, nahm ihre beiden Geschwister bei der Hand und ging traurig zum Fenster, während ich den anderen Kindern Weihwasser gab und dazu sagte: „Es segne euch der allmächtige, dreieinige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.“

Nun zog es mich aber mit Allgewalt zu den drei Kindern am Fenster, und nur die Furcht

vor ihrem Vater hielt mich davon ab, auch ihnen den Segen zu geben. Ruths Augen standen voller Tränen.

Die anderen Kinder merkten kaum etwas von dem Kampfe in meinem Herzen, und das eine katholische Mädchen rief: „Jetzt sind wir wieder wie neugetauft. Jetzt ist in unserem Herzen wieder Glaube, Hoffnung und Liebe. Jetzt ist der heilige dreifaltige Gott bei uns zu Besuch. Das war aber schön; das war wie in der Kirche.“

„Hast du gehört, wie der Teufel davongeflohen ist?“ raunte das andere katholische Mädchen der Begeisterten zu. Und ich sah es ihr an, daß sie am liebsten gesagt hätte: „Jetzt ist der Teufel bloß noch in der Ruth dort am Fenster!“ Aber nein, auch ihr Teufel verzog sich: Sie sah mich an und bat: „Besprengen Sie doch auch die Ruth!“

Ich ging zu Ruth hin, legte ihr die Hand auf das schwarze Haar und sagte: „Meine brave Ruth wird noch ein wenig Geduld haben. Ich muß erst einmal einen unserer Priester fragen, was ich mit dir anfangen soll. Aber schon heute segne ich dich mit dem reichsten Segen Gottes, den auch dein Vater verehrt und anbetet.“

„Das war wirklich wie in der Kirche“, wiederholte noch einmal jenes erste katholische Mädchen. Vertraulich erfaßte sie mit beiden Händen meinen Arm und spann nun meine Belehrung fort:

„Gelt!“ meinte sie, „da wir Katholiken nicht bloß in der Kirche katholisch sein wollen, sondern auch in unserer Stube, deshalb hängen wir einen Weihwasserkessel an die Stubentür. Wir haben auch einen. Aber ich habe es noch nicht gewußt, das von der Taufe, daß wir jedesmal die Taufe neu machen, wenn wir uns mit Weihwasser besprengen und sagen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Das will ich jetzt immer so machen.“

„Jetzt geht heim, Kinder, ich muß noch lernen!“

Das war immer das Schlußzeichen gewesen, und die Kinder begannen langsam zur Türe zu gehen. Ruth mit ihren Geschwistern zögerte, schien aber auch gehen zu wollen. Plötzlich wandte sie sich um, trat an mich heran und fragte mit der ganzen Bestimmtheit eines reif gewordenen Wesens:

„Wird mich ein Priester taufen können, auch wenn mein Vater nicht die Erlaubnis gibt?“

„Nein, Mädel“, gab ich zur Antwort. „Das verbietet die Kirche, da dann niemand ist, der dem unmündigen Kinde helfen könnte, den katholischen Glauben zu bewahren.“

„Gott wird mir helfen! Und ich werde meinen Geschwistern helfen! Ist es wahr, daß auch

ein jüdisches Kind, auch wenn es noch kleiner ist als ich, die Taufe spenden kann?"

„Aber Ruth, was hast du vor? Du wirst mir doch keine Verlegenheit machen! Die Schuld würde dann mich treffen und du dürftest dann auch nicht mehr zu mir kommen!“

„Dann habe ich ja das Licht bei mir, das aus dem Wasser kommt. Dann brauche ich nicht mehr hierher zu kommen, und auch nicht mehr in die Kammer, wo der Schimmer war. Dann leuchtet das Licht ganz in meinem Herzen. Sagen Sie mir noch: Genügt das Wasser dort in dem schönen Gefäß zur Taufe? Ach, Herr, ich sah ja im Traum und Wachen, wie aus dem Gefäß ein Feuer brannte, daß es ganz hell wurde. Das muß ja genügen. Sagen Sie!“

„Kind, du darfst nicht, ich verbiete es dir!“

„Sagen Sie mir, ob das Wasser genügt. Sie müssen mir die Wahrheit sagen, sonst wird Gott Sie strafen!“

„Freilich, es genügt jedes Wasser. Aber wo Taufwasser da ist, soll man mit Taufwasser taufen. Ruth, du darfst nicht, du bist noch zu klein. Du wirst mir großen Aerger machen!“

„Wenn ich aber muß, so darf ich auch, wenn ich nur kann. Sagen Sie, kann ich?“

„Geh fort! Ich sage dir gar nichts mehr. Ich bin dir böse!“

„Sie dürfen nicht böse sein!“

Sprachs und nahm ihre Geschwister bei der Hand und ging den anderen Kindern nach.

Als ich am anderen Tage aus der Schule kam und beim Eintritt in meine Stube gewohnheitsgemäß Weihwasser nehmen wollte, war die Schale leer. Am Abend brachte meine Tante neues Weihwasser aus dem Kloster und sagte mir: „Es war zu Mittag, als ich das Essen brachte, ein Bettelmädel da und bat um ein Stücklein Brot, und dann wollte es Weihwasser von uns haben. Das ist mir auch noch nicht vorgekommen. Ich hab's ihr gegeben.“

Da hoben sich alle Wortlinge. Ich sah den dreieinigen Gott in einem Meer von Licht und Schönheit, und sah abertausend mit dem Kreuz bezeichnete Kinder wie Blumen auf weiter Wiese, und sah Tauperlen an all diesen Blumen, sah drei Kinder, die sich gegenseitig die Taufe spendeten und die Worte sprachen: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Die Kinder kamen nicht mehr. Ruth, die immer ihre Führerin gewesen war, mochte es ihnen verboten haben. Keines hatte ich nach Namen und Wohnung gefragt. Es war mir unmöglich, und ich hätte wohl auch nicht den Mut gehabt, nachzuforschen, was nun eigentlich geschehen war. Die Vorbereitung auf meine Keisepprüfung nahn: zudem alle Zeit und alle Gedanken in Anspruch.

Das war im Jahre 1898. Als ich fünf Jahre später in der Kapelle der Hedwigschwestern das erste heilige Meßopfer darbrachte und den Leib des Herrn austeilte, kniete auch ein siebenjähriges Mädchen mit einem jungen, kraushaarigen Bürschlein und einem etwa zwölfjährigen Kinde an der Kommunionbank, und als ich die Worte sprach: „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi bewahre deine Seele zum ewigen Leben!“, da kam mir der Gedanke: „Das könnte Ruth sein!“ Und als ich die weiße, kleine Hostie auf die Zunge des Mädchens legte, da ging über das Gesicht ein Schimmern von jenem Licht, das aus den Wassern kommt, das die Welt so schön und rein macht und das man gar nicht anders nennen kann als Gott.

Einsiedler gingen einst in die Berge, um Gott einsamkeit zu finden, und ich weiß, daß in den Bergen Gotteinsamkeit zu finden ist. Wenn ich aber an die Kinder von der Laurentiusgasse denke, dann zieht es mich in die große Stadt. Dann möchte ich durch Keller- und Dachwohnungen wandern wie durch Tal und Berge, möchte die steilen Treppen emporsteigen und durch die engen Korridore gehen und die Türen zu den kleinen Stuben armer Leute aufmachen und möchte sehen, wie Gott dort ist, wie Gott sich dort offenbart, wie er wundersam erleuchtet und tröstet und führt. Ich möchte, und ich durfte es auch, und ich will einmal ein Evangelium schreiben von Jesus, wie er segnend und Wohltaten spendend durch die ärmsten Gassen der Stadt, durch die elendsten Stübchen und Kämmerlein wandert, wie er die Kinder segnet und die Kranken heilt, wie er alle Herzen mit Gnaden und Glauben erfüllt. Ich möchte nur schreiben, was ich gesehen, denn wollte ich alles schreiben, was Jesus in einer einzigen Großstadt gesagt und getan, dann würde die Welt die Pücker nicht fassen.

*

*

*

Doas Ufabänkla

Von Hermann Bauch

Grußmutter soaß uff'm Ufabänkla oam breeta, worma Rachelusa und tree- merte!):

Ufabänkla! Du ales, liebes Hulzbänkla, wu hoot's a schinner Plagla als wie dich! Sulange wie ich denka koan, stiehst de mitta drinne ei memm ganza langa Vaba — mitta drinnet! Du kennst meine Freede und kennst mei Veed.

Als lustiger Hemdesieß schunt rutscht ich oam Liebsta zu dir und hoa vergnüglich deine gelb- gestrichna breeta Hulzbeene mit a klenn Pott- schlan betatschelt und geait.?) Dan dir hoa ich mich ei de Hieh gekrobbelt, wie ich de schwadja Beena is erschtamol zum Stiehn probierte. Dan dir langhien, Schrietla fer Schrietla, hoa ich mit Vacha und Krähn is Vosa gelernt.

Und wenn ich goar — o du gulbne, gulbne Zeit! — wenn ich als kleenes Tiefterla³⁾ uff dir sitza toat, Ufabänkla, oam Mutter'sch Seite gekusch, und se strich mer mit der Hand su lunde, su lammiameech über'sch freedige Gesichte, oder ihr Oem läte sich mir sachte im a Hols und se druckte mich su samfte und doch su feste oan ihr gudes Herze, do woar ich su seelenvergnügt, su tief eis Herze nei glücklich, doß ich sugoar im de Engel Kummer krigte und froite:

„Mutterla, derfa de Engerla eim Himmel ooch su nohnde beim Himmelsvoaterla uffm Ufabänkla sitza?“

Bur dir, liebes Ufabänkla. hoa ich gekniet oder uffm Ritschla gessa und Schularbeit gemacht. Uff dir hoa ich gestanda und eis worme Ufariehr noach 'm Koffe neigelangt. Uff dir hoa ich gessa, wenn ich mei Tippla freedig auslopperte und a poar Schnietla derzune verspachtelte. Und wenn ich uffs gude Mutterla drauga uff'm Felde goar zu lange horn mußt, do hoa ich mich sugoar uff dich langhien ge- tungt⁴⁾ und a Besekla geschlofa, bis se mich lach- nich munter kizelte oder munter schmozte.

Eim kala Winter, Ufabänkla, du gudes, woas hätt ber gemacht ohne dich? Naus uff de Roaschel! Mei uffs Ufabänkla! Und wieder naus uff de Roaschel oder uff de Schlietafuhre! Su ging's a ganze Noachmittig hien und har. Und muchte de Rälde noch su siehr zwicka, bei dir woar olles flink wieder gutt, und eim Handimdrähn woar doas hiemrige⁵⁾, zitrige Gezeukla wieder munter und lustig. Su hust du, liebes Ufa- bänkla, a Winter erscht schien gemacht! —

Wie hurtig rennt doch de Zeit! Gelt, Ufa- bänkla, du hust dich schien gewundert, wie flink

doß ich gewachsa bien, frisch und kernig rote a Boom eim Busche. Und gorschtig, gellock Ufa- bänkla, gorschtig woar ich ooch nich, doas koan ich getreiste joan, und gesund derzune wie a Fiesch, flink wie a Wiesel und fleißig wie anne Biene! Mei liebstes Plagla aber, na gelt, doas bist de doch geblien. Und wenn sich woas ei memm Kuppe ruhrt und überducht sein mußtde — und woas ramurt nich olles ei su em junga Zurnerkuppe rim — do trug ich's zu dir. Durt hao ich tribeliert und getiftelt, simliert und gelacht, gesunga und gebudelt und Glücks- schläßla gebaut — — Ufabänkla, Ufabänkla, wie schien, wie schien woar doas!

Und wißt de's noch, Ufabänkla, wie ich doas eene Mol über die Stube nüber ei a Spiegel guckte drüba oan der Wand und ich soahg mich mit menn gesunde tausend Wucha rutbackig rausgucka — wißt de's noch, liebes Ufabänkla, wie ich do uff eemol de Hände zusommaläte wie zum Vata und ich ruffte zum Spiegel nüber:

„Wärsch nich viel schinner, wenn zw ee rausguckta, hä, und a Schnurrboart wär der- beine?“

Wißt de noch, Ufabänkla, wie do uff eemol de Türe quortte und Rupper'sch Josef koam rei, dar zw ee Joahre ei der Fremde gewast und heute unverhufft heemgekumma woar? Wßt de doas noch, hä? Na gel'ock, do hoot's nich lange getauert, und ich hotte goar a'n freind- liche, hübscha Rupper uff der Banke, und nu guckta merkllich zw ee aus dam Spiegel, und ooch a Schnurrboart woar derbeine!

Und wißt de ooch doas noch, wie a Sunntigs druf wiederkoam, goar nich meh zum Wieder- derkenna, su betipptert und traurig, doß ma reen Angst kriegta kunnbe, und wie a soate:

„Annmariela, mich drückt woas — de ganze Wuche schunt drückt mich's, und ich koan und koan halt nich drüber wegkumma. Du aber, ich wiß's, du konnst mer halfa. Soa mer amol, Annmariela: Jhs Stahln anne Sünde, hä?“

Ufabänkla, du wißt's, wie ich do reen zum Tude derschrocka zusammengefoahrn bien. Nee, su woas! Eb Stahln anne Sünde ihs? Olles hätt ich derwort, bluß doas nich! Und: „Du himmlisches Voaterla, derborm dich!“ schrier ich ei der Angst. „Woas hoan die zw ee Joahre aus dam orma Menscha gemacht! A gleeht ju nich meh oan de Zahngbote!“

„Nich doch, Annmariela!“ wehrt a sich do, „nich doch, nich doch. Ich gleeht ju droan. Ich wiel ju bluß wissa, eb Stahln anne Sünde ihs.“

„Nu aber, Menschenskind,“ soat ich do,

1) hing ihren Gedanken nach. 2) gestreichelt. 3) Be- zeichnung für kleines Mädchen. 4) zum schlafen hin- geleat. 5) frierende.

„stieht's nich breet und dicke drinne ei a Zahn-
gebota: Du sollst nicht stehlen! Do muß doch
ooch is Stahl'n anne Sünde sein!“

„Nu ju doch, ju ju,“ meent a do, immer noch
recht triebetimlich, „ich meene bluß, eb Stahl'n
immer anne Sünde ihs.“

„Nu, du Mohnurn, du!“ murd ich nu giftig,
„do möcht eem ju reen der Verstand stiehn

Wist de's noch, du gudes, treues Bänkla,
wie a mich beim letzta Woorte pluge im a Holz
noahm und a schmoht mich zweemol tüchtig ob?
Und wie dar traurige Josef uff eemol ju lustig
woar und lachte:

„Na sist de's, Annmariela, die zwee Rißla
woarn's, die ich meente. Du hufst se übrig,
und ich brauch se nutwendig. Obkeefa koan ich



blein. Woas heute verbota ihs, koan doch nich
murne derleebt sein! Stahl'n ihs natierlich im-
mer anne Sünde!“

„Nu ju doch, ju ju,“ soat a do wieder, „wenn
ma aber woas nutwendig braucht und der
andre hoot's übrig und a gibt mers'ch nich, do
muß ich mers'ch doch nahma künna — nich?“

„Nu jeekers'ch,“ soat ich do, „wenn und der
andre hoot's übrig und du willst's partuh hoan,
do keef's 'm doch ob!“

„Ja, doas ihs ju doas Tumme,“ kloat a nu,
„doas sich doas nich obkeefa läßt.“

se nich, gan tuft mer-sche nich, und do mußt ich
se äbent — nahma! Ihs also Stahl'n anne
Sünde, hä? Murne kumm ich wieder, und do
bies ock asu gutt und gib mer Antwoort drauf.“

A nickt mer freindlich zu, und furt woar a.
Gelloch, Ufabänkla, Ufabänkla, doas hätt
ber olle beede nich geducht! Su a Nischtegutta,
a hingerlistiger! Doas woar ju der reene Ra-
meedichspieler! Woas sulld ich macha? Sulld
ich biese sein oder lacha? Der Rupp soate:
„Biese sein!“ und is Herze soate: „Lacha!“ Ei
der Verlügenheet ducht ich, oam besta mirch'

sein, du beguckst dr' erscht amol de Busche, wie ihr dar unverhuffte Schnurrboartbesuch bekumma ihs.

Doch ich koam nich derzune; denn wie ich a'n klenn Spiegel aus 'm Schubfacke zug, do ging de Türe uf, und — — der Josef koam wieder rei! Aber nicht ernt lachnich, wie a nausgeganga woar, nee, ganz ernste, und wie a Sünder ei griffter Rut koam a zu mir hien und battelte:

„Bies gutt, Annmariela, bies wieder gutt! Du hust recht, ich sah's ei: Stahl'n ihs anne Sünde und bleibt anne Sünde! 's woar also nich recht, woas ich gemacht hoa. Woas aber unrecht ihs, doas muß ma ooch wieder gutt macha. Und do hoot's halt blufig ee Mittel, a ollereenziges, und doas heeßt: „Woas de gestohl'n hust, doas muß de zurückegan!“

Bei dam Woorte hott a mich schunt im a Hols, und hustenichgesehn, hott ich die zwee Schmoke wieder!

Und nu ging a nich ernt furt wie voern, nee, a gucht mer treuherzig ei de Oga und soate:

„Na sist de, nu ihs mei Gewissa reen — du hust deine Sache wieder — und jize, na gelt, Annmariela, nu ihs olles gutt, nu sein mer mitsomma eenig?“

Gelloch, Ufabänkla, wenn und du häst lacha klünna, do häst de nu gekockert über mich verdrähtes Tropulh. Denn stott's doß ich zuwingste a ming Sperenzel machte und mich wehrte, do wurde mei Herze halt uff eemol rebellisch. Ich derwusch a beim Ruppe, goab 'm a'n Schmoß und soate: „Dar ihs gestohl'n,“ und noch ein: „Dar ihs wiedergegan, und jize — ju — nu sein mer eenig!“

Und bir woarn merkllich eenig — eenig fersich ganze Laba! Glückfälig krigt ber uns bei der Hand und soaß ber nabersomma uff 'm Ufabänkla und woarn Braut und Bräutjam.

Doas woar ünse Verlobung, grundehrlich und treu, ohne Teebs und gruze Frassante, eefach und schlichteweg, nich eim Gosthaussoale, nee, eim Heemtestübla, doß der Bräutjam gleich vo der erschte Stunde ob fühl: A richtiger guber Ehemooan, dar gehiert nich eis Wertschhaus, nee, heem ei de Wertschoft, heem ei de Familie. heem zum Weibe, mit em Woorte: a guber Moan gehiert uffs — Ufabänkla!

Und uff dam hoan mer gefassa viel, viel schilgemol! Durt hoan mer uns eim Glücke gefrät und eim Unglücke Truist zugesprocha. Durt hoan mer verjoat, woas uns drückte, und festgehaln, woas uns Friede und Freede goab. —

Du geliebtes Ufabänkla, du hust meine Mutterfreede gesehn und mei Mutterleed. Drei Liebe Kindla hoot mer der Herrgoot geschankt,

a Jungla und zwee Madla — zwee lichte, richtige, rutbackige Engerla, die der Herrgoot drim ooch hale wieder vo der Urde weg und under sei kleenes, glückliches Himmelsvulk nuffgenumma hoot. Uff dir, treues Ufabänkla, hoan de klenn weiße Särgla gestanda, kurz derwüre, eb ber-sche naustruga uff a grüna Kerchhofploan. Du hust's gesehn, wie bitterlich doß ich geslennt hoa; denn ich duchte, ich könnde a Schmerz nicht dertroan.

Och, du himmlischer Voater du, woas hoan der Mensch nich olles dertroan, wenn a muß!

Wie se mer a guda Josef, dar gesund und vergnügt furtgeganga woar, wie se mer da herzollerliebsta Moan tut ei de Stube bruchta — beim Mühlbrände drunda, wu a de ale holb. blinde Auszüglern aus Feuer und Qualm mit semm guda Herze und senn storka Orma rausgehullt hotte, durt woar a grüßer brenniger Dachbolka uff ihn rundergeschloan — do ducht ich, is Herze müßt mer atzwee springa mita durch und ich müßte uff 'm Flecke mietestarba. Ich hoa geschriern — zum Steenderborma, hoa ich geschriern und mir de Hoare aus 'm Ruppe gerissa; aber ich bien nich gesturba. Ich mußte laba und a Schmerz dertroan, mucht's ooch noch so wieh tun!

Ufabänkla, du wißt's! Bei dir hoa ich mich ausgelesennt, muchalang — ausgelesennt und mir frische Mut gehullt. Denn nu hiß's tupelt uff 'm Pusten sein, tupelt schossa, tupelt surga!

Jeder Feierabend brucht mich zu dir. Durt hoa ich mir oam iworma Rachelusa a müda, wiehtuniga Rücka ausgewärmt und ausgebählt und wieder gesiege gemacht und a Arbeitsploan beducht fer murne und fer übermurne und su de ganze Wuche durch, Monat fer Monat. Und su hoa ich de Wertschoft fer menn Suh'n gehaln und mit Goots Hilfe vurnwärts gebrucht. —

Su koam leise, leise is Ahlder geschlich und hoot mer sachte is Heft aus der Hand genumma. Der Suh'n hoot de Wertschoft und mohnt drüba eim neua Hause, und meine Arbeitsstube ihs nu mei Auszugstübla, mei Ruhestübla.

Neununsibzig bien ich — noch sechs Wucha, do sein's i'r achtzig! Olles, woas mit mer jung woar, ihs gesturba. Olles, olles ihs furt. Bluf eenzig du, mei gudes, liebes Ufabänkla, du bist mer treu geblien! Und wie lange noch, do wird's ooch bei uns beeda heeße Obshied nahma.

Goar schwer ligt mer der Ahlderschnie uff 'm Ruppe. Immer krümmer wird der Rücka, immer kürzer der Odem, immer zittriger Orm und Been — ich merk's, a wiel mich ganz aus-

sponna, der gude Herrgoot. Na, mir sol's recht sein — je ehnder, desto besser!

Wenn a mich nuff hoan wiel eis liebe Him-melreich, ich kumme garne, Und wenn's durt

druba a Usabänkla hoot, do meek ich's jize schunt, wu ich mir mei Plagla sucha war! Und wenn ich hienkumme, denk ich — na die Freedel — do sijt mei Josef schunt druffel

Die Glaservante

Von Joseph Klappper

Wer kümmert sich von dem jungen Geschlecht noch viel um die alte Glaservante! Wo sie überhaupt noch in der guten Stube steht, trifft sie wohl dann und wann noch ein Blick mitleidigen Erbarmens; am liebsten möchte man sie den Augen fremder Besucher ganz entziehen, fast möchte man sich entschuldigen, daß sie immer noch dasteht, so ein unmodernes Ding aus längst übermunder Zeit; Urväter-Hausrat oder besser Unrat?

Auch bei uns stand sie einst daheim in der guten Stube im Gebirgsstädtchen. Wir haben nie das Glück gehabt, noch die Großeltern zu sehen; aber es war uns immer ums Herz, als dürften wir unserer Großmutter einen Besuch machen, wenn wir an der Hand unserer Mutter vor den alten Glaschrank traten. Eine Märchenwelt voll Seligkeit lag darin für uns beschlossen. Wie es drin glitzerte und glänzte, das goldgemalte, gläserne Geschirr! Wie wir unsere Gesichter an die Scheiben drückten und immer wieder baten: „Mutter, mach doch auf!“ Und was da die Mutter zu erzählen wußte, von jedem einzelnen Stücke darin, als ob ihr die eigene Kindheit in märchenhaftem Glanze wiedererstünde. Weit hinaus in die Welt führten die Erinnerungen; Teller mit Bildern vom Dome zu Mainz und vom Niederrhein, Geschenke, die eine verstorbene Tante einst von einer Gräfin erhielt, bei der sie Jose war; ja, ein schöner grünumrandeter Ruchenteller mit wunderbar verschlungenen Buchstaben in der Mitte stammte sogar aus Frankreich, aus der Porzellanfabrik von Sevres; wie der wohl in unser Städtchen und in unseren Hausschatz geraten war? Die Mutter schloß auf; ganz langsam drehte sich der dünne Schlüssel im Schloß; mit klirrendem Ruck ging die Tür auf. Hierig reichten unsere Hände hinein nach den Schätzen, die im untersten Fache für gewöhnlich durch die Holzfüllung der unteren Türhälfte unserem Blicke entzogen blieben. Eine Schachtel aus kräftigem Span mit einer vollständigen Kücheneinrichtung zierlich aus Holz gebrechselt, mit Tellerchen und Töpfchen, ein hölzerner Dreifuß, Pfannen, Siebe, Mangelkulle und Kochlöffel, ein Buttersaß und manches Stück, das wir nicht mehr deuten konnten,

alles sorgfältig eingeordnet, ein Spielzeug, das einst der Mutter diente und wohl vor ihr schon Mädchenherzen entzückt haben mag. Wir waren ja bloß Jungen, das Schwesterchen war gestorben, aber wie gerne hätten auch wir damit gespielt; wir durften es nicht. Da lag auch ein Kinderhäubchen aus zarter Spitze genäht, das unser aller Tauffhäubchen gewesen war und lange, lange vor uns in der Familie dem gleichen heiligen Zwecke gedient hatte. Ein Pappkästchen stand daneben, mit feiner eingelegter Stroharbeit geschmückt, das innen drei grün ausgeklebte Fächer mit Klappdeckeln barg, ein Aufbewahrungsort für Andenken sonderlichster Art: buntbestickte Brautstrumpfbänder lagen drin, zwei hörnerne Kreuzchen dabel, in deren Mitte hinter vergrößerten Gläschen das Philipsdorfer Marienbild erschien, Andenken, die einst der Vater heim von der Wallfahrt brachte; bunte, geschliffene Glassteine für Ringe und Ohrenschmuck und Broschen, Nadeln mit großen bunten Köpfen für die guten Umschlagtücher, Medaillen, ein Rosenkranz, der statt der Vaterunserperlen Hände, Füße und ein Herz aus Horn geschnitzt besaß. Was für ein wunderlich Ding ist doch das Kindergedächtnis; das ist heut noch alles so frisch in der Erinnerung mit allem Drum und Dran, wie wenn ich wieder vor dem Pappkasten stände und darin herumkramen könnte! Ja, dagegen bedeutete für uns der große Holzkasten mit dem Leberüberzuge, der auch dort unten stand, eigentlich gar nichts. Und doch enthielt er den wertvollsten Familienschatz, die silbernen Löffel, Gabeln und Messer, die sonderbare Zuckerzange, deren Gebrauch uns Kindern recht fremd blieb, die feinen Kaffeelöffel mit den eingeschnittenen Namenszügen der Mutter. Und auch für die grünrandige Terrine im gleichen Fache hatten wir kein Verständnis, wenn wir auch sahen, mit welcher Sorgfalt daraus die Mutter manchenmal den verdorrten Kranz von Myrten hob, der sie einst als Braut geschmückt hatte; heut ruht er mit ihr in der kühlen Erde. Großmutter's Gebetbuch, siebenhundertundfünfzig Seiten stark, lag auch dort unten; jetzt ziert es meinen Bücherschatz und oft hab ich darin

geblättert. Vorn auf dem Lederdeckel im Goldrand eingepreßt prangt das letzte Abendmahl, und hinten schmückt es in gleicher Art das Bild des Gekreuzigten; ein sonderbarer Titel sprach zu unserer Phantasie: „Himmolisches Jerusalem, welches durch die Wirkung des heiligen Gebets stark belagert und durch Macht und Gewalt desselben glücklich erobert wird“; über zweihundert Jahre ist es schon alt; im Jahre 1717 ist es in Prag gedruckt. Noch längst, ehe wir lesen lernten, hatte es uns das eindrucksvolle Titelbild angetan, auf dem aus zweiundvierzig gleichzeitig feuernden Mörsern eine Stadt beschossen wird, die auf Wolken schwebt. Was alles könnte dieses Buch erzählen aus den Geschicken unserer Vorfahren! Von Freundschaften, die längst der grüne Rasen deckt, erzählte uns ein feines kleines Kästchen in Seidenüberzug mit goldenen Rändchen, in dem unter einem zweiten gold-silberverzierten Deckel auf vergilbtem Papiere aus den vierziger Jahren säuberlich Wünsche treuen Gedankens aufgeschrieben standen: „Freundliche Erinnerung ist die schönste Blume im Kranze unseres Lebens, daher laß sie immer blühn“, und darüber war auf dem ersten Blatte in goldenem Rähmchen eine Locke um einen roten Wollfaden geschlungen. „Die Rosen fallen ab, die Tulpen und die Nelken, doch meine Freundschaft soll zu keiner Zeit verwelken“, so lautete die Schrift des zweiten Blattes unter einem Rahmenwerke, das aus Haaren und Seidenfäden gestickt ist. Und wenn die Mutter eines nach dem andern las und die Namen der Freunde deutete, die ihrer Mutter einst diese Kästchen gewidmet hatten, dann glaubten wir wohl das gütige Antlitz der Großmutter zu sehen, aber bejaht und bekümmert, und wir hätten uns damals nicht vorstellen können, daß einst auch unsere Großmutter mit frohem Mädchenlachen ihren Freundinnen solche Verse der Erinnerung geschrieben hat. Uns selbst aber betrafen die anspruchlosen Patenbriefe, die in ähnlichen Pappkästchen lagen, die „dem lieben Patenkinde von dem getreuen Taufzeugen“ gewidmet worden waren; ein Engelköpfchen auf duftigem Spitzenpolster zierte den Umschlag. Wenn sich dann unser Herz von den Wundern da unten losriß, da wars nicht etwa im zweiten Fache das schöne weiße Tafelgeschirr mit dem Goldrande, das uns anlockte, mochte die Mutter auch noch so stolz darauf sein. Wir hatten es auf die Messerbänkchen abgesehen aus Bernsteinglas, die auf der weißen Oelfarbe des Brettes so fest gebunden waren, daß der ganze Glasschrank klirrte, wenn wir sie losrückten; das war Musik für unsere Ohren, freilich auch eine Gefahr für die gläserne Welt und uns eigentlich

verbotener Genuß. Lange weilte das Auge nicht auf diesem Tafelzeuge; unser Sinn war aufs Höhere gerichtet, auf das Paradies des dritten Faches, auf die Wunderwelt der gemalten Kuchenteller, die von der Hinterwand herüberleuchteten, der bunten Tassen und Gläser. Stück um Stück wurden sie angestaunt, wenn sie die Mutter herabnahm und fester Hand unseren begehrliehen Fingern entrückt hielt. „Dem guten Kinde“, „Aus Freundschaft“, „Dem Brautpaare“, „Zum Geburtstage“, das waren die Widmungen der zierlichen Henkel- und Füßchentassen mit ihrer Rosaüberung, den blauen Mustern und Goldpunkten. Dazwischen die Trinkgläser wunderlicher Form aus Badeörtern und Wallfahrtsstätten, mit eingeschliffenen Symbolbildern, Ortsansichten und Namen, aus der Grafschaft Glaz, aus Landeck, Reinerz und Charlottenbrunn, auch kleine Stehaufgläser vom Spizigen Berge und aus Wölfsgrund. In einer Riesenportionstasse aber lag eine gebrechelte Holzbirne; die konnte nur die Mutter aufmachen; darin war unsere Münzensammlung; scharf geprägte Gulden mit der Gottesmutter aus Ungarn, Papstmünzen, die Pius IX. zeigten, Erinnerungen an den Kirchenstaat, alte Gröschel, die wohl Patengeschenke sein mochten, mächtige Kupferfladen österreichischer Vierkreuzerstücke; das andere ist längst in Vergessenheit getaucht. Wer hätte auch heute noch Sinn und Talent zum Münzensammeln? Leuchter aus Silber und Leuchter aus spiegelndem Ratzenglas überragten in kalter Feierlichkeit die bunte Welt. Der Schlüssel schloß die klirrende Scheibe wieder ab, der Zauber der Feierstunde war aus, und aus der guten Stube gings wieder hinaus ins dürftige Alltagsdasein; aber unsere Herzen schlugen höher: Gott, wie reich sind wir doch! Reich, dem ärmlichen Leben zum Trotz, das unsere Eltern führen mußten, reich an dem goldenen Glücke, das ein Herz umwebt, in dem noch das Gefühl lebendig ist für die unschätzbaren Werte, die in unserer Heimatsüberlieferung ruhen. Noch betteten Sage, Sang, Volksbrauch und Mundart unser ganzes Dasein ein und leiteten uns aus Not und Krankheit immer wieder zurück ins Land traumhafter Innerlichkeit. Solche Zauberwirkung ging auch einst von der Glaservante aus. Sie gehört zu den schönsten Schätzen unseres Volkes. Sie erzieht zur Ehrfurcht vor den Geschicken der Familie, sie ist ja für alle Hausgenossen die anschaulichste Familiengeschichte, die geschrieben werden kann, sie ist ein Familienmuseum, von viel höherem Werte für unser Volkstum als die Museen unserer Großstädte. Sie ist ein lebendiges, eindringlich redendes Denkmal unserer dahinschwindenden Volks-

kunst. Das meiste, was darin geborgen war, ist ja eben schlesischer Herkunft gewesen: Porzellan, Glas, Spitzen, Schnitzarbeiten, alles Erzeugnisse schlesischen Kunstfleißes, auf die einst unsere Heimat stolz gewesen ist. An ihrem Anblicke fühlte sich unsere Kinderseele ein ins Verständnis für das Gute und Schöne, für schlichte, ehrliche Arbeit; hier verschmolzen die ersten Regungen des Kunstsinnes mit selbstbewußtem Familien- und Heimatgefühl zum Einklange eines schaffensfrohen, gesund bürgerlichen Lebensgefühls: O Gott, wie reich sind wir doch!

Ob es nicht möglich wäre, der Glaservante wieder ihren Ehrenplatz in der guten Stube zu geben, allen Familien wieder den Sinn für ihren hohen Wert zu wecken? Ich fürchte, es geht nicht mehr. Der Bauer, der anfängt, den Stolz auf die ererbte Scholle zu verlieren, muß auch stumpf werden für die Schätze alter Familienüberlieferung, und der Kleinstädter hat bereits meistens die Glaservante mit dem Vertiko vertauscht, auf dem die sinnlose Dutzendware der Rippfaden und blechernen Andenken seelenlos herumsteht. Für den Wertunterschied zwischen dem alten Familiengute und dem Eintagskram hat er kein rechtes Verständnis mehr, und doch ist der Unterschied genau so groß wie der eines Volksliedes und einer frechen Operettenmelodie. Da wird kaum ein Weg herauszufinden sein, wenn nicht im engsten Heimatkreise, im Städtchen, die wenigen, die den Blick für die hohe Bedeutung dieser Ueberlieferungen gewahrt haben, rettend eingreifen und das, was aus Verständnis-

losigkeit einzelner Familien der Vernichtung und Verschleuderung ausgesetzt ist, im Heimatmuseum sammeln und schützen. Freilich geht auch schon auf dem Wege aus der guten Stube bis in den Sammelraum der tiefste Sinn solcher Sachen verloren. Nicht als Kunstwerke, nicht als Denkmäler geschichtlicher Ueberlieferung für eine ganze Gemeinde werten sie ja in erster Linie gewertet sein, sondern in ihrer Bedeutung für den engsten Kreis der Familie. Drum wäre es falsch, wollte jemand auch nur ein einziges Stück aus diesem natürlichen Zusammenhange lösen, solange noch einer im Hause mit seinem Gefühle daran haftet; mit dem sichtbaren Zeichen schwindet aus dem Hause etwas von dem Sinne für die Häuslichkeit, und ein Band wird zerschnitten, das die Seele an die Heimat bindet. Wer alten Hausrat ohne Not entfernt, wirkt daran mit, daß das Heimatgefühl seines Volkes ertötet wird. So wird der Altertumshändler von Beruf ein Feind unseres Volkstums. Eine Familie, die noch stolz ist auf ihre Ueberlieferungen, wird diesem bösen Feinde, der mit seinen Papiergeldfetzen immer wieder lockend naht und unsere Glaservante stets umlauert, die Türe weisen. Bei jeder Versteigerung kannst du ihn beobachten; dort mögen die Freunde des Heimatmuseums mit ihm um die schönsten Werte unserer Volkskunst kämpfen. In die Familie darf er nicht hinein, und will er nicht weichen, wirf ihn hinaus, wenn deine Wohnung zu seiner Erde liegt. Du kämpfst so für unser Volkstum; du tust ein gutes Werk!



Schönster Herr Jesu . . .

Schönster Herr Jesu, Schöpfer aller Dinge,
Gottes und Marien Sohn!
Dich will ich lieben, Dich will ich ehren,
Meiner Seelen Freud' und Wonn.

Alle die Schönheit Himmels und der Erden
Ist gefaßt in Dir allein.
Keiner soll nimmer lieber mir werden
Als Du, schönster Jesus mein.

Schön ist die Sonne, schön ist der Mond,
Schön sind die Sterne allzumal:
Jesus ist feiner, Jesus ist reiner
Als die Engel im Himmelsaal.

Schöner sind die Wälder, schöner sind die Felder
In der schönen Frühlingszeit:
Jesus ist schöner, Jesus ist reiner,
Der unser traurig's Herz erfreut.

Schön sind die Blumen, schöner sind die Menschen
In der frischen Jugendzeit:
Sie müssen sterben, müssen verderben,
Jesus lebt in Ewigkeit.

Unser schlesischer Kalender

Von Karl Tatubczyk

Schlesien lag dem übrigen Deutschland immer wie auf dem Monde. Es reckt sich ja aber auch (wenn man es auf der Karte betrachtet) zu kühn und vorwiegend, zu weit ab aus dem großen eckigen Klumpen, Deutschland, nach dem halbasiatischen Südosten hin. Ob es das nötig hat? Kein Wunder, daß es ihm dann am rechten Arm von dem polnischen Ungeziefer juckt und manchmal schon leise das Reitzen spürt von den kalten Winden der russischen Steppe her; und manchmal glaubt es fast schon sibirische Luft zu wittern. Und am linken Arm zwicken und drücken es die großmäuligen tschechoslowakischen Gernegroße. Und mit den Füßen stößt es gar an die Beskidien, ja fast schon an die hohe Tatra an. Und seit uns Posen nicht mehr gehört, kann es gerade noch so mit Mühe und Not seinen Hals durch die schmale Lucke an der Oder entlang ins richtige Deutschland hineinstecken, damit der Kopf wenigstens noch in Preußen ist; das Herz braucht nur schlesisch zu sein, da ist es deutsch genug.

Oder sollte das kein deutsches Land sein, das unserer nationalen Literatur in ganz dürre, undeutscher Zeit einen so kerndeutschen, so lebendigen Dramatiker wie Andreas Gryphius, einen so tief in vaterländische Art und Vergangenheit versunkenen Romanchriftsteller wie Gustav Freytag, einen so seelenvollen, herzensreinen Lyriker wie Joseph von Eichendorff schenkte? Das der deutschen Volksseele einen so strengen Richter und Eiferer gegen alles äffische fremdländische Modeunwesen wie Friedrich von Logau, der deutschen Sprach- und Dichtkunst einen so braven Regelmacher und Schulmeister wie Martin Opitz gab? Und wo so viele alte deutsche Klöster und Burgen stehen? Wo einst vor langer, langer Zeit die große heilige deutsche Frau St. Hedwig wirkte? Wo sich an schlesischer Tapferkeit und Treue der rasende Ansturm der wilden Mongolenhorden brach?

Wo einst vor hundert Jahren nach schwerer Knechtschaft für das ganze deutsche Vaterland ein neuer Frühling anhub, als unser Volk von Schlesien aus sich erhob zum heiligen Freiheitskrieg? Wo die Berge so trotzig und stolz wie kaum anderswo, so weit die deutsche Zunge klingt, und so lieblich und froh, wie es eben nur deutsche Berge können, über die Lande schauen, wo die nämlichen Wälder wie im Harz und in Thüringen, im bayerischen und im Schwarzwald ihre geheimnisvollen Melodien von deutscher Heimat rauschen, wo das alte schöne deutsche Volkslied klingt, wo deutsche Buben und Mädchen frisch, fromm, froh und frei durch Feld

und Wald und Buchenhallen wandern mit frohem Spiel und Liederfang? Nein, es kann kein deutsches Land geben, als Schlesien ist, oder wir Schlesier wissen bis jetzt noch nicht, was deutsch sein heißt. Manch schönes Stück deutscher Erde hab ich auch schon gesehen: ich kenne Thüringen und Bayern, kenne Tirol und Deutsch-Oesterreich, aber schöner und lieber war es mir doch nirgends bisher, als im schlesischen Heimatland. So mag halt wohl jeder deutsche Stammesgenosse fühlen. Aber dann laßt, bitte, auch uns Schlesier als wirkliche Deutsche gelten, schaut nicht mit solch einem bösen Mitleid, mit solch einem kleinen spöttischen Lächeln in unsere entlegene Ecke des deutschen Vaterlandes herüber, rümpft nicht so die Nase über unsere komischen polnischen Namen, weil ihr sie so schlecht aussprechen könnt; eure sind auch nicht immer schön und leicht.

Doch still, ein bißchen besser ist es auch schon geworden mit unserem Renommee im übrigen Deutschland. Wie tapfer und treu haben doch Schlesiens Söhne Schulter an Schulter mit den Brüdern der übrigen deutschen Stämme im Weltkrieg auf allen Kriegsschauplätzen gekämpft, gelitten, geblutet und den Tod gefunden. Und als dann nach dem Kriege das große Abbröckeln des heiligen Vaterlandes kam, als bald da, bald dort das grausame Messer der Feinde uns ins Fleisch schnitt, als Elsaß-Lothringen zuerst, dann fast ganz Posen, das Land, das von Milch und Honig fließt und dann ein Stück Schleswig und dann Danzig und ein großer Teil von West-Preußen eines ums andere von Deutschland losgerissen wurde, als das gemarterte Vaterland in seinen Wunden laut aufschrie, als das Saargebiet schon fast französisch wurde und das Rheinland immer drückender die Fesseln der feindlichen Besatzung empfand, immer rücksichtsloser vom deutschen Vaterlande abgeschnürt wurde und als dann endlich von Monat zu Monat immer erbitterter der Kampf um Schlesiens, wenn auch nicht schönsten, so doch zum Leben und Gedeihen des Vaterlands unentbehrlichsten Landesteil, um Oberschlesien, entbrannte, als ein blutiger Aufstand den andern jagte, da wurde Schlesien gar rasch das Sorgenkind und damit das liebste Kind der Mutter Germania.

Und seitdem ist Schlesien und Oberschlesien, das Land im Hüttenrauch und Sonnenschein, das Land der rauchenden Schloten, der feuersprühenden Hochöfen, der kahlen Schlackenhal-

digen Heide, der schwermütigen Fichtenwaldungen, der meilenweit verschwiegenen Hügelwälder von thüringischer Schönheit, seitdem ist Oberschlesien in aller Deutschen Herz und Mund. Sehnsüchtiger und inniger denn je fühlen wir Schlesiener es, schmerzlich und angsterfüllt empfindet es das übrige Deutschland, was wir uns waren und sind, was wir uns auch in Zukunft sein können, wie wir eines das andere brauchen und, von einander losgerissen, geistig und wirtschaftlich verkümmern und verkrüppeln müssen.

In dieser Stunde gemeinsamer Not und heifer emporlodernder Liebe tritt unser neuer Schlesischer Haus- und Volkskalender wie ein Trost- und Freudebringer, wie ein wohlmeinender Freund des schlesischen Volkes ins schlesische Haus, in die schlesische Familie. Arm in Arm kommt er einhergeschritten mit einem bayerischen, einem rheinischen und einem westfälischen Bruder. Wie ich das meine? Nun ganz einfach so: der Hauptteil des Textes dieses Kalenders ist ein einziger Deutscher Haus- und Volkskalender. Das ist alles jenes aus dem Inhalt dieses Kalenders, was für jeden Deutschen paßt, woran jeder sein In-

teresse und seine Freude haben kann. Ein Teil des Raumes aber ist für solche Beiträge (Erzählungen, Gedichte, Schilderungen, belehrende Aufsätze usw.) vorbehalten, die für Bayern, Rheinland, Westfalen, Schlesien besonders bestimmt und diesen Teilen des deutschen Vaterlandes gleichsam auf den Leib zugeschnitten sind. Da hört der Bayer seine und der Rheinländer und der Westfale und der Schlesiener ein jeder seine Sprache reden, da fühlen sie alle Heimatlust in ihrer Seele und Heimatboden unter ihren Füßen. Und so haben wir jetzt gewissermaßen einen einheitlichen großen deutschen und doch auch wieder vier landsmannschaftliche Heimatskalender. Und einer von denen ist nun dieser unser Schlesischer Haus- und Volkskalender, der sich hiermit schüchtern und ein bißchen ängstlich, wie wir Schlesiener es halt immer sind, unseren Lesern vorstellt. Möge er rasch in allen Teilen unserer schlesischen Heimat, in allen Kreisen seiner Bevölkerung ein gern gesehener, wahrer Haus- und Volksfreund werden. Dann kommt er im nächsten Jahre gerne wieder und ist dann noch viel reichhaltiger und schöner, viel heimatlischer und schlesischer als in diesem Jahre.



Was soll das bedeuten?

Was soll das bedeuten? Es taget ja schon;
Ich weiß wohl, es geht erst um Mitternacht 'rum.
Schaut nur daher!
Wie glänzen die Sternlein, je länger, je mehr.

Treibt z'sammen, treibt z'sammen die Schäflein
fürbaß!

Treibt z'sammen, treibt z'sammen, dort zeig ich
euch was:

Dort in dem Stall
Werd't Wunderding sehen, treibt z'sammen ein-
mal.

Ich hab nur ein wenig von weitem geguckt,
Da hat mir mein Herz schon vor Freude gehupft.
Ein schönes Kind
Liegt dort in der Krippe bei Esel und Rind.
Ein herziger Vater, der steht auch dabei,
Ein wunderschön Jungfrau kniet auch auf dem
Heu.

Um und um singt's,
Und um und um kling't's,
Man sieht ja kein Lichtlein, so um und um
brinnt's.

Das Kindlein, das zittert vor Kälte und Frost,
Ich dacht mir: wer hat es denn also verstoßt,
Daß man auch heut
Ihm sonst keine andere Herberg anbeut?

So gehet und nehmet ein Lämmlein vom Gras
Und bringet dem schönen Christkindlein etwas!
Geht nur fein sacht!
Auf daß ihr dem Kindlein kein Unruh nicht
macht!

(Schlesisches Volkslied.)

Entnommen der Sammlung „Denk Jesu nach“
(Ausgewählte deutsche Christusbilder aus allen
Jahrhunderten) von Karl Jakubczyk (Verlag
Herder & Co., Freiburg i. Br.; 376 Seiten, geb.
22,50 Mk.)

J a h r e s = R u n d s c h a u

Was wollen wir weiter, was wünschen wir mehr
Als Frieden im Lande, vom Kriege nichts mehr.

Um 10. Januar 1920 ist endlich der Friede unterzeichnet worden. Aber der „lang ersehnte“ Friede ist es nicht. Unsere Bischöfe nennen ihn in ihrem gemeinsamen Hirtenschreiben vom 22. August 1919 richtiger einen „Verarmungs-, Schmach-, Ohnmachts-, ja Vernichtungsfrieden“. Ja, Verarmung, Schmach, Ohnmacht, Vernichtung, das ist der Anteil, den unser Volk am Frieden hat. Solchen Frieden sehnt man doch wahrlich nicht herbei. Doch auch ein Frieden in Anführungsstrichen ist immer noch besser als ein Krieg mit Feuer und Schwert. Er ist der Zugang zum wirklichen Frieden, zum Frieden, den die Welt nicht geben kann oder manchmal nicht geben mag. — Die Gesellschaft zur Vernichtung Deutschlands versteht ihr Geschäft, weiß die Konjunktur gut auszunützen. Der Vertrag von Versailles enthält die zu Papier gebrachten Paragraphen ihrer Geschäftsprinzipien: Macht geht vor Recht, und Deutschland darf nie mehr zur Macht gelangen. Wenn der eine oder andere Artikel des Vertrages auch den Unterlegenen anscheinend einige Gerechtigkeit widerfahren läßt, so wird er bei gegebener Gelegenheit zugunsten der „Sieger“ ausgelegt. Und „ausgelegt“ ist der Vertrag nun schon so oft worden, daß fast alles Menschliche herausgelegt worden ist und alles Unmenschliche darinnen stehengeblieben ist. Jeder Aktionär genannter Weltfirma will ja möglichst viel an dem Geschäft profitieren. Zeitweise war die Einkracht der vielen Teilhaber in größter Gefahr (denn sie sind ja untereinander auch wieder Konkurrenten), aber im Interesse des guten Geschäftes wurde der Geist der Zwietracht immer wieder vertrieben. Wenn wir in unserem lieben Vaterlande untereinander doch wenigstens soviel Einigkeit aufrecht erhalten würden! Was die Feinde zur Vernichtung Deutschlands brauchen, wie bitter notwendig wäre uns das zum Wiederaufbau des Vaterlandes, Einigkeit! Einigkeit macht stark, auch ein armes, verachtetes, fast zu Boden getretenes Volk! — Der Feindbund suchte seine Forderungen durchzusetzen durch die verschiedenen Konferenzen, Beratungen in San Remo, Sythe, Spa, Paris, London und wie alle die Orte heißen, in denen der „hohe Rat“ tagte. Meistenteils waren die Herren unter sich. Zu einigen wurden deutsche Abgesandte zugezogen. Aber auch nicht um ihre Meinung

zur Geltung zu bringen, sondern mehr um sich Grobheiten sagen zu lassen. Sie waren vorgeladen wie Schulungen ins Konferenzzimmer. Es fehlte bloß noch der — Stock. Sie sind fast so angeblasen worden wie die englischen Gefangenen vom Lagerkommandanten Müller. Müller ist verurteilt worden von einem deutschen Richter. Den hohen Rat muß freilich ein höherer Richter verhören. Er wird's auch tun, und die Strafe wird auch nicht ausbleiben. Ueber die Ausführung der zahlreichen, ans Fabelhafte, Wahnsinnige streifenden Forderungen machen die vielen Gerichtsvollzieher und Gendarmen der Ententeländer. Solche Gerichtsvollzieher sind die vielen fremdländischen Kommissionen, die sich in den Städten unseres Landes breitmachen. Sie kontrollieren die Ablieferung und Unbrauchbarmachung des deutschen Kriegsmaterials, sorgen auch dafür, daß möglichst viel davon zu den Polen ausgeführt wird, damit diese ihre wehrlosen deutschen Nachbarn desto besser bezwingen können. Sie geben auch auf deutsche Schiffe, bauten, Flugzeuge, Motoren, selbst Ferngläser und vieles andere acht, kurz, sie sind, wie die Schlesier sagen, richtige „Tippelgucker“. Sie treiben sich fortwährend in der Küche der Germania herum. Und wenn der Mutter Germania ein Gericht wieder besonders gut geraten ist, so wissen's diese Helden schon so einzurichten, daß es wieder — anbrennt und sonach zur Stärkung ungeeignet ist. Sie sollen auch auf hurtige Ablieferung all der Sachen dringen, die man von Deutschland verlangt: Großvieh und Kleinvieh, sogar Kaninchen und Hühner. Selbst — man staune — Tiere des Feldes, wie Hasen und Rehe, Holz und viele andere nützliche Dinge. Lieber würden wir den Hölz geben. Namentlich viele, sehr viele Kohlen, obwohl sie diese für ihre Bahnen und Fabriken gar nicht in solcher Menge nötig haben. Sie — Frankreich und Belgien — verkaufen sie ja wieder an Holland. Bei uns aber mußten industrielle Werke stillgelegt und der Eisenbahnverkehr eingeschränkt werden aus Mangel an Kohle. Kam aber die vorchriftsmäßige Menge der Lieferungskohle nicht über die Grenze, gleich wurden „Sanktionen“, Strafen, angedroht. Daß aber die Korfantihelden im Mai 1921 keinen Zentner Kohlen aus Oberschlesien mehr nach Deutschland herausließen, dafür ganze Kohlenzüge „umsonst einkauften“ für Polen, dafür gibt's seitens der Franzosen kein Wort des Tadel, vielmehr ein vorklagendes Lächeln, was soviel besagt als: „Très bien“ (= „sehr gut“). —

Den Forderungen der Berichtsvollzieher sollen mehr Nachdruck verleihen die Gen darmen, die englischen, französischen und belgischen Truppen, die auf Grund des Versailler Vertrages den größten Teil des Rheinlandes besetzt halten. Der Vertrag sagt: 15 Jahre lang. Aber die „Gelehrten“ innerhalb des Feindbundes streiten sich noch darum, mit welchem Zeitpunkt sie die 15 Jahre beginnen lassen wollen. Nach Ansicht mancher Gelehrter soll das erst die Ouvertüre sein für die Oper, die erst nachfolgen wird. Nach und nach werden ja auch die auf ihre gloire so stolzen Franzosen einsehen lernen, daß es noch eine andere Gelehrsamkeit gibt als die Kunst, an den Unterlegnen auf alle nur erdenkliche Art Rache zu nehmen. Von einem Volke, das fast 50 Jahre lang nichts inbrünstiger ersehnt hat, als sich endlich einmal an den verhassten Deutschen zu rächen, kann man nur eine allmähliche Besserung erwarten. Die Rache an Deutschland war das Nährpräparat, das den Franzosen als Ersatz für Vaterlandsiebe von Jugend auf gereicht wurde. Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn ein hochstehender, gebildeter Franzose einmal sagte von seinen deutschen Kollegen: „Als Kollegen liebe ich sie, aber als Deutsche hasse ich sie mit einem ewigen Hasse.“ Darum dürfen wir uns auch nicht wundern über die eigenartige Antwort, die der Pariser Kardinal Dubois dem Kölner Kardinal Schulte hat zuteil werden lassen. Hoffentlich verhilft die neuerdings (Mai 1921) vollzogene Annäherung Frankreichs an den St. Stuhl auch etwas zur Heilung des nationalen Irrsinns. Möchten wir doch von diesem Irrsinn verschont bleiben! Leider sind Ansätze dafür genug vorhanden. Am meisten wird er genährt durch das aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit Hohn sprechende Verhalten der Besatzungstruppen. Die Franzosen haben sich zudem bemüht, die „Elite“ ihrer Soldaten nach dem Rheinlande zu schicken. Die mohamedanischen Wüstenvölker aus Marokko, heidnische Malaien aus Asien und die nicht minder kultivierten Suahellneger. Die Kosten der Besatzung gehen in die Milliarden. Die Schikaniierung der ohnehin geduldbigen deutschen Bevölkerung ist fast unerträglich. Die Angriffe dieser zügellosen Horden auf die Unschuld deutscher Kinder und die Ehre deutscher Frauen sind geradezu unbeschreiblich. Die Kunde davon ist in alle Welt gedrungen. Selbst englische Untertanen, die Südafrikaner, entrüsteten sich über soviel Gemeinheit. Aber es blieb bei der Entrüstung der einen und den — bösen Taten der anderen. — Nicht wenig trugen zur Erbitterung der Deutschen bei die ganz will-

kürlichen „Grenzberichtigungen“. Das Gultschiner Ländchen wurde einfach der Tschechoslowakei zugesprochen, obwohl sich die Bewohner diese „Ehre“ eindringlichst verbaten. Der Tscheche hat nachträglich in seinem neuen Besitztum eine Untersuchung angestellt über den Stand der Liebe zum tschechischen „Vaterlande“. Er mußte zu seinem Leidwesen merken, daß der tschechische Patriotismus dort auf dem Gefrierpunkt angelangt war; denn fast alle Gemeinden haben sich für Beibehaltung der deutschen Schule ausgesprochen. Besonders wichtige Zugeständnisse machte der Feindbund an der schlesischen und weiter nördlichen Grenze den Polen. Wo ein ausgedehnter Wald war unweit der Grenze, oder fruchtbare Landstriche oder eine Bahnlinie, wurde das den polnischen Nachbarn zugesprochen. — Viel Aufregung riefen die Abstimmungen in den sogenannten strittigen Gebieten hervor. In Oberschlesien, Ost- und Westpreußen und in Schleswig-Holstein (von Eupen-Malmedy bei Aachen ganz zu schweigen). Nord-Schleswig hat sich für Dänemark entschieden. Dänemark nahm Besitz davon. Der südliche Teil stimmte für Deutschland. Sonach wurde er Deutschland gegeben. Ost- und Westpreußen haben trotz der seitens der Polen bereiteten Schwierigkeiten mit überwältigender Mehrheit, das eine mit 90, das andere gar mit 98 Prozent für Deutschland gestimmt. Nach dem Ergebnis der Abstimmung wurde entschieden. Am 20. März 1921 fand endlich die Abstimmung in Oberschlesien statt. Trotz des wütesten Terrors seitens der Korfantgleute und der von den Franzosen bereiteten Schwierigkeiten erklärten sich 61 Prozent der Abstimmenden für Deutschland und nur 39 Prozent für Polen. Man sollte meinen, damit sei die Sache entschieden: Das Volk hat gesprochen. Die Mehrheit ist für Deutschland. Also muß Oberschlesien bei Deutschland verbleiben. So wurde entschieden in Schleswig-Holstein und in Preußen. Nach dem Versailler Vertrage. Warum nicht so in Oberschlesien? Ja, in Holstein und Preußen hatten Engländer bezw. Italiener das Heft in den Händen, in Oberschlesien aber die Herren Franzosen, die geschworenen Feinde der Deutschen und die Busenfreunde der Polen. Sie wollten am liebsten ganz Oberschlesien den Warschauern zuschanzen, einmal, um Deutschland erneut zu schwächen, und dann, um die reichen Bergwerke durch die Polen für sich ausbeuten zu lassen. Darum duldeten sie die schamloseste Agitation seitens Korfants und seiner Genossen, sahen und hörten nichts von den Gewalttätigkeiten, die gegen Deutsche begangen wurden, lösten die Sicher-

heltspolizei auf, politisierten (besser: polonisierten) die Abstimmungspolizei, nahmen den Deutschen jede Waffe weg, versahen dagegen die Polen mit Waffen und Munition, bestrafte die Deutschen hart für geringfügige Vergehen, verfügten dagegen die Freilassung schwerer polnischer Verbrecher. Und trotz dieser französisch-polnischen Einschüchterungsmethode dieses schöne Abstimmungsergebnis: 61 Prozent gegen nur 39 Prozent! Die Warschauer hatten mit 70 Prozent polnischer Stimmen statt mit 39 Prozent gerechnet. Sie hatten also, wie so vielfach, doppelt gesehen! Daher der Ingrimm darüber am Tage der Abstimmung! Doch Korsantj und seine hohen Gönner geraten nicht in Verlegenheit. Skrupel kennen sie nicht. Sie hatten sich ja auch seinerzeit über die ausdrücklichen Anordnungen des Herrn Kardinals hinweggesetzt, der im Einverständnis mit dem Hl. Vater die politische Betätigung der in Oberschlesien ansässigen oder sich dort aufhaltenden Geistlichen an die Genehmigung des betr. Orts Pfarrers knüpfte. Daraufhin schickte bekanntlich der Papst einen eigenen Prälaten, Msgr. Ogno, als seinen Vertreter ins Abstimmungsgebiet. — Aber erschrocken waren sie doch einigermaßen über das ihnen ungünstige Abstimmungsergebnis. Anfang Mai indessen macht Korsantj und sein Anhang kurzen Prozeß. Sie denken: „Bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Sie erheben sich mit Waffengewalt und besetzen einen großen Teil Oberschlesiens. Die Franzosen lassen es geschehen, ja helfen noch dem Pan Korsantj. Korsantj wollte offenbar die Entente vor eine vollendete Tatsache stellen. Er wollte sagen: Wir haben jetzt Oberschlesien. Wir gehen nicht mehr heraus. — Die Italiener und wohl auch die Engländer stellen sich den Aufständischen entgegen. Sie sind zahlenmäßig zu schwach. Deutscher Reichswehr ist seitens der Entente der Zutritt zu Oberschlesien verboten. Auch Freiwilligenverbände dürfen nicht hinein. Der deutsche Selbstschutz ist zu schwach gegen die aus Polen sich immerfort verstärkenden Aufständischen. Die von Korsantj erregten Scharen führen jetzt auf ihre eigene Faust „Krieg“. Zum Schrecken der gutgesinnten polnisch wie deutsch sprechenden Bevölkerung Oberschlesiens. Und solch haarsträubende Zustände halten jetzt noch an, Ende Juni. — Frankreich hat den polnischen Bolschewismus in Oberschlesien auf seinem Gewissen. — Frankreich, das Polen gegen den russischen Bolschewismus schützen wollte! — Inzwischen hat es eine weitere Genugtuung erlebt. Deutschland hat sich dem Ultimatum Anfang Mai unterworfen. Deutschland hat sich bereit erklärt, 122 Milliarden Kriegskosten zu entrichten.

Außer den anderen laufenden Abgaben und Zöllen. — Es blieb Deutschland keine bessere Möglichkeit. Eine weitere Ablehnung der wahnsinnigen Forderung hätte ihm nichts genutzt, sondern noch viel mehr geschadet. Die Feinde hätten noch weitere deutsche Gebiete, vor allem das Ruhrrevier, besetzt, und wohl ohne weiteres ganz Oberschlesien, wenn nicht noch mehr, den Polen überlassen. — Wohl uns, wenn wir vom Kriege nichts mehr sehen und merken. Leider ist noch reichlich viel davon da. — Aber es ist auch manches Gute im letzten Jahre uns zuteil geworden. Namentlich ist hervorzuheben die rührende Fürsorge des Heiligen Vaters um die Freilassung der deutschen Geangenen, um die bessere Ernährung der deutschen Kinder, für die er selbst aus eigenen Mitteln viel bereitgestellt hat und auch in der ganzen katholischen Welt hat sammeln lassen. Auch neutrale Staaten haben sich in anerkennenswerter Weise der deutschen Kinder angenommen, wie die Schweiz, Holland und Dänemark, wo heute noch viele erholungsbedürftige deutsche Kinder weilen. Besonders großzügig war das Hilfswerk der Amerikaner. Wieviel Nahrungsmittel sind allein durch die sog. „Quäker-Spende“ den unterernährten deutschen Kindern zug... gekommen! Dabei ist besonders zu beachten, daß die katholischen Amerikaner zu dieser sog. „Quäker-Spende“ wie andere Religionsgemeinschaften reichlich beigetragen haben. In aller Erinnerung ist noch die Lieferung amerikanischer Milchkühe. Es ist freilich sozusagen eine Ehrenpflicht für die Amerikaner, einem Volke wieder auf die Beine zu helfen, dem sie so unermesslichen Schaden durch den Krieg zugefügt haben. — Ob die andern auch allmählich sich eines Besseren besinnen werden, und wenn's aus „Geschäftsrücksichten“ wäre? — Wir hoffen und wünschen es.

„Frieden im Lande“ wünschen wir erst recht. Wir hatten Friede im Lande mitten in den schweren Kriegsjahren. Nach dem Kriege schauten wir fast vergeblich nach ihm aus. Im März 1920 setzte der Rapp-Butsch ein, eine zum Sturz der Regierung von den Rechtsparteien in Szene gesetzte Militärrevolte. Er brach in sich zusammen, da sich die Mehrheit des Volkes ihm widersetzte. Glücklicherweise. Denn unsere Feinde hätten beim Gelingen dieses Unternehmens noch schärfer eingegriffen. Im Sommer antworteten auch prompt die Kommunisten. Sie brachten einen Aufruhr in der Ruhrgebiete zuwege, der nur mit schwerer Mühe seitens der Reichswehr unterdrückt werden konnte. Das Einschreiten der Reichswehr bot den Franzosen Anlaß, einen „Siegeszug“ nach

Frankfurt zu unternehmen. Auch das Vogtland durfte nicht fehlen. Dort hat der Räuberhauptmann **Soelz** mit seinen Spießgesellen wochenlang gehaust, geplündert, erpreßt und vernichtet. Unbegreiflicherweise wurde der saubere Patron freigelassen. Was die Kommunisten und deren Brüder, die Unabhängigen, vorhaben, kam auf deren **Parteitagen** unverhohlen zum Ausdruck. Auf dem der Unabhängigen in Halle konnte der Russe **Sinowjew** offen die blutige Revolution predigen. Gar viele jauchzten ihm zu, eine große Anzahl Unabhängiger schwenkte auch ins kommunistische Lager ab, obwohl kurz vorher eine Anzahl deutscher Arbeiter aus der russischen Räterepublik zurückgekehrt waren und durch ihre Berichte jedem denkenden Menschen Abscheu vor den Praktiken der Kommunisten einflößen mußten. Diese radikale Gesinnung äußert sich ganz besonders im **Kampfum die Schule**. Hier kämpfen Kommunisten, Unabhängige und Mehrheitssozialisten Schulter an Schulter für die weltliche Schule, d. h. für die Schule ohne Religionsunterricht. Besonders heftig war der Kampf in Berlin. Dort wollte es die sozialistische Mehrheit im Stadtparlament durchaus durchsetzen, daß ein Dr. Löwenstein, der überhaupt kein Schulmann war, zum Stadtschulrat ernannt würde. Er ist ein ehemaliger Jude, nunmehr konfessionslos und ein glühender Verehrer der weltlichen Schule und ein ebenso glühender Hasser der Kirche. Das genügte hinreichend den Stadtoältern als Befähigungsnachweis für jenen Posten. Glücklicherweise dachte die höhere Behörde anders. Es fanden im Zeichen dieses Kampfes zum ersten Male die Elternbeiratswahlen statt. In katholischen Gegenden fielen sie ausnahmslos gut aus: es wurden Anhänger der konfessionellen Schule gewählt. Schwerer ist der Kampf für die christliche Jugendziehung in gemischten Gegenden. Wie haben sich die Freiburger wehren müssen, um den freireligiösen Lehrer aus ihrer katholischen Schule herauszubekommen! Was haben die roten Herrschaften den Katholiken im Waldenberger Berglande zugemutet! Und wie müssen jetzt noch die Ohlauer Katholiken sich gegen die Anmaßung der roten Brüder wehren, bloß um sich die schon lange behördlich zugestandene katholische Schule zu sichern. Freilich, die Partei, die auf ihre Fahne schreibt:

„Religion ist Privatsache,“ ist gleichzeitig die größte Gegnerin aller Religion, möchte sie schon in die Herzen der Kinder nicht hineinlassen und den Großen, die sie noch haben, vollends austreiben. Daher die Aufforderung ihrer Zeitungen, aus der Kirche auszutreten. Daher auch das planmäßige Eintreten der Sozialisten für die Freireligiösen, jene Leute, die an Stelle der Religion, die ihnen Gott bietet, sich selbst etwas „Religion“ zurecht machen. Dieser Kampf gegen die Religion muß naturgemäß in den Kampf gegen die christliche Sitte ausarten. Und wir haben in der jüngsten Vergangenheit ganz gemeine Angriffe erleben müssen. Die Bühne ist der besonders geeignete Kriegsschauplatz für diese Art Weltverbesserer. Was haben sie schon Schlimmes angerichtet, allein schon ein Lautensack und ein Bedekind. — Wir sind doch nicht bloß, wie ein alter Mystiker einmal sagte, „Madensäcke“, wir haben doch nicht bloß einen Leib, der einmal verfault und von Würmern zerfressen wird. Wir haben doch auch eine Seele, die lauter, rein sein muß, wenn sie teilhaben will an der Seligkeit Gottes. Diese Seelen dürfen aber da nicht erst durch den Sumpf von Gemeinheiten geschleift werden, sonst können sie leicht in der Gemeinschaft der Gemeinen bleiben. — Um das Erbe des himmlischen Vaters einst zu erhalten, müssen wir Gotteskinder werden, keine — Bedekinder. —

Nur gut, daß auch unsere Abgeordneten auf dem Damme sind. „Unsere“ können wir sagen. Es hat sich in der Tat herausgestellt, daß die Zentrumsabgeordneten fast die einzigen sind, die mit aller Energie für die konfessionelle Schule eintreten. Sie haben deswegen das Lob und den Segen verdient, den der Papst unserem zum Kardinal erhobenen Fürstbischof für die katholischen Eltern, Lehrer und Abgeordneten mit nach Hause gab. Sie sind in stattlicher Anzahl sowohl bei den Reichstagswahlen 1920 wie bei der preußischen Landeswahl 1921 in die Parlamente wieder eingetreten. —

Ein altes Wort heißt: Wenn du Frieden willst, bereite den Krieg, d. h. kämpfe für die gute Sache. Nicht mit dem Schwert. Durch christlichen Bekennermut und christlichen Lebenswandel. Dann kommt der wahre Friede. „Wacht auf! Weckt die andern auf!“

Otto Heidrich.

*

*

*

Die Gebührensätze im Postverkehr vom 1. April 1921 an Briefsendungen

Gegenstand	Inland einschließlich Saargebiet		Freie Stadt Danzig, Luxemburg, Memelgebiet, Österreich-Ungarn, Westpolen (abgez. deutsche Gebiete)		Übriges Ausland	
	Gewichtsklasse	Gebühr Pfg.	Gewichtsklasse	Gebühr Pfg.	Gewichtsklasse	Gebühr Pfg.
1. Briefe im Ortsverh.	freigemacht bis 20 g . . .	40	bis 20 g	60	bis 20 g	120
	über 20 g	80	über 20 bis 100 g	80	für jede weiteren 20 g (ohne Meistgewicht) . . .	60
	nicht freigemacht bis 20 g . . .	80	über 100 bis 250 g	120		
	über 20 g	120				
	freigemacht bis 20 g . . .	60				
	über 20 bis 100 g . . .	80				
im Fernverh.	über 100 bis 250 g . . .	120				
	nicht freigemacht bis 20 g . . .	120				
	über 20 bis 100 g . . .	160				
	über 100 bis 240 g . . .	240				
2. Postkarten im Ortsverh.	freigemacht	30	einfache	40	einfache	80
	nicht freigemacht	60	mit Antwort	80	mit Antwort	100
	freigemacht	40				
	nicht freigemacht	80				
im Fernverh.						
3. Drucksachen Karten	—	10	Freie Stadt Danzig und Memel- gebiet	10	—	30
			sonst	15		
4. Drucksachen	bis 50 g	15	bis 50 g	15	für je 50 g	30
	über 50 bis 100 g . . .	30	über 50 bis 100 g	30	(Meistgewicht 2 kg) . . .	
	über 100 bis 250 g . . .	60	über 100 bis 250 g	60		
	über 250 bis 500 g . . .	80	über 250 bis 500 g	80		
	über 500 g bis 1 kg . . .	100	über 500 g bis 1 kg	100		
5. Geschäfts- papiere	bis 250 g	60	bis 250 g	80	für je 50 g	80
	über 250 bis 500 g . . .	80	über 250 bis 500 g	80	(Meistgewicht 350 g) . . .	mindest. 60
	über 500 g bis 1 kg . . .	100	über 500 g bis 1 kg	100		
6. Waren- proben	bis 250 g	60	bis 250 g	60	für je 50 g	30
	über 250 bis 500 g . . .	80	über 250 bis 500 g	80	(Meistgewicht 350 g) . . .	mindest. 60
			jedezeit Augenburg und Ungarn bis 250 g	60		
			über 250 bis 350 g	80		
7. Misch- sendungen	bis 250 g	60	bis 250 g	60	für je 50 g	30
	über 250 bis 500 g . . .	80	über 250 bis 500 g	80	jedoch mindestens 60, wenn die Sendung nur Druck- sach. u. Warenproben ent- hält, sonst mindest. 120 Pfg. (Meistgewicht 2 kg) . . .	
	über 500 g bis 1 kg . . .	100	über 500 g bis 1 kg	100		
8. Paketen	bis 1 kg	150	bis 1 kg	150	ungültig	
	(nach dem Saargebiet un- gültig)		(nur nach Freistadt Danzig, Memelgebiet und Westpolen)			
9. Pakete						
Zeitungspak.						

Postanweisungen

Inland (einschl. Saargebiet) sowie Freie Stadt Danzig u. Memelgebiet	Großbritannien und Irland, britische Kolonien und britische Postanstalten im Auslande	Übriges Ausland
Die Gebühr beträgt: bei 50 M. einschl. M. — 50 über 50 bis 250 " einschl. " 1.— über 250 bis 500 " einschl. " 1.50 über 500 bis 1000 " einschl. " 2.— über 1000 bis 1500 " einschl. " 3.— über 1500 bis 2000 " einschl. " 4.— Die Postanweisungen sind vollständig freizumachen.	bis 50 M. einschl. " M. — 50 über 50 bis 100 " einschl. " 1.— für jede weiteren 100 M. " 1.— Bei Postanweisungen nach den britischen Kolonien und britischen Auslandspos- talanstalten wird die Gebühr ab London vom neugezahlten Betrag abgezogen.	bis 50 M. einschl. " M. — 50 über 50 bis 100 " einschl. " 1.— für jede weiteren M. " — 50 Bei Postanweisungen nach Belgisch Kongo, Sinnland und den portugiesischen Kolonien werden die Gebühren ab Brüssel, Madrid und Lissabon vom ausgezahlten Betrag abgezogen.

Postaufträge

Freimachungsewang

a) Inland (einschl. Saargebiet, sowie Freie Stadt Danzig und Memelgebiet) Beförderungsgebühr wie für einen Einschreibebrief von gleichem Gewicht, Vorzugsgebühr 50 Pfg., für das Verlangen der wiederholten Vorlegung 50 Pfg. (vom Antragsteller), für die Liebermittlung des eingezogenen Betrags, die von letzterem abzugebende Postanweisungs- oder Zahlungseingangsgebühr.

b) Im übrigen Auslandsverkehr: 1. Beförderungsgebühr wie für einen Einschreibebrief, ferner a) Vorzugsgebühr 50 Pfg., für jedes nicht eingelöste Wertpapier, b) Einziehungsgebühr von 50 Pfg. für jedes eingelöste Wertpapier, c) Postanweisungsgebühr. Die Gebühren a, b, c werden vom eingezogenen Betrag abgezogen.

Wertbriefe

a) Inland (einschl. Saargebiet, sowie Freie Stadt Danzig, Memelgebiet), Oesterreich-Ungarn

Angesgebener Wert	Briefe im Ortsverkehr		Briefe im Fernverkehr			für Wertbriefe werden erhoben
	bei 20 g M.	über 20—250 g M.	bis 20 g M.	über 20—100 g M.	über 100—250 g M.	
bis 1000 M.	2.40	2.80	2.80	2.80	3.20	1. Die Gebühren für einen gewöhnlichen Brief. 2. Die Einschreib-Gebühr von 1 M. 3. Die Versicherungs-Gebühr.
über 1000 bis 2000 M. . .	3.40	3.80	3.80	3.80	4.20	
über 2000 bis 3000 M. . .	4.40	4.80	4.80	4.80	5.20	
über 3000 bis 4000 M. . .	5.40	5.80	5.80	5.80	6.20	
nfm. für je 1000 M. mehr	1.—	1.—	1.—	1.—	1.—	

b) Uebrigtes Ausland: 1. die Beförderungsgebühr wie für einen Einschreibbrief von gleichem Gewicht, 2. eine Versicherungsgebühr für die ganze Strecke und zwar 180 Pf. für je 1000 M., mindestens 3 M.; bei Wertkästchen: 1. Beförderungsgebühr 60 Pf. für je 50 g., mindestens 240 Pf., 2. Einschreibgebühr 1 M., 3. Versicherungsgebühr 150 Pf. für je 1000 M., mindestens 3 M.

Bei Nachnahmeseudungen im Inlandsverkehr (einschl. Saar, Memelland und Danzig) werden die Beförderungsgebühren wie sonst erhoben; außerdem eine Vorzugsgebühr von 50 Pf. bei Brief- und von 1 M. bei Paketseudungen. Für das Verlangen der zweiten Vorzugung hat der Antragsteller 50 Pf. zu entrichten. Die Gebühr für die Uebermittlung des eingezogenen Betrages wird von letzterem abgezogen.

Nachnahmeseudungen im übrigen Auslandsverkehr (Freimachungszwang). Die Beförderungsgebühr ist dieselbe wie für eine gleichartige eingeschriebene Briefseudung. Wertseudung oder Paket ohne Nachnahme.

Die Vorzugs- oder Nachnahmegebühr beträgt bei Briefseudungen 50 Pf., bei Paketen: Nachnahmegebühr 10 Pf. für je 10 M. des Nachnahmebetrags, mindestens 50 Pf. (Beförderungs-, Vorzugs- oder Nachnahmegebühr sind vom Absender zu entrichten.)

Vom eingezogenen Betrag wird abgezogen: bei Briefseudungen: 1. eine Einziehungsgebühr von 40 Pf., 2. die Postanweisungsgebühr bei Paketen: keinerlei Gebühr.

Tabelle der beweglichen Feste

Jahr	Aschermittwoch	Ostern	Himmelfahrt	Pfingsten	Fronleichnam	1. Adventsonntag
1922	1. März	16. April	25. Mai	4. Juni	15. Juni	3. Dezember
1923	14. Februar	1. April	10. Mai	20. Mai	31. Mai	2. Dezember
1924	5. März	20. April	29. Mai	8. Juni	19. Juni	30. November
1925	25. Februar	12. April	21. Mai	31. Mai	11. Juni	29. November
1926	17. Februar	4. April	18. Mai	23. Mai	3. Juni	28. November
1927	2. März	17. April	26. Mai	5. Juni	16. Juni	27. November
1928	22. Februar	8. April	17. Mai	27. Mai	7. Juni	2. Dezember
1929	13. Februar	31. März	9. Mai	19. Mai	30. Mai	1. Dezember
1930	5. März	20. April	29. Mai	8. Juni	19. Juni	30. November

1922

Das Jahr 1922 entspricht dem Jahr 6635 der Julianischen Periode und dem Jahr 7430—7431 der Byzantinischen Ära. Es ist ein Gemeinjahr und zählt bürgerlich 365 Tage. — Goldene Zahl 4, Epakten II, Sonntagsbuchstabe A. Septuagesima 12. Februar, Aschermittwoch 1. März, Ostervollmond 11. April, Oster Sonntag 16. April, Christi Himmelfahrt 25. Mai, Pfingstsonntag 4. Juni, Dreifaltigkeitsfest 11. Juni, Fronleichnamsfest 15. Juni, 1. Adventsonntag 3. Dezember, Quatembermittwoche 1. 8. März, II. 7. Juni, III. 20. September, IV. 20. Dezember.

Winter 1921/22 hat beg. am 22. Dez. vorm. 10 u. 21 M.
Frühling 1922 beginnt " 21. März " 10 " 46 "
Sommer 1922 " 22. Juni früh 6 " 29 "
Sondst. 1922 beginnen " 23. Juli nachm. 5 " 24 "
1922 enden " 24. Aug. früh 12 " 10 "
Herbst 1922 beginnt " 23. Sept. abds. 9 " 16 "
Winter 1922/23 " 22. Dez. nachm. 4 " 08 "

Finsternisse

Im Jahre 1922 finden 2 Sonnenfinsternisse statt. Der Mond wird nicht verfinstert. In unseren Gegenden ist nur die 1. Sonnenfinsternis sichtbar.

I. Ringsförmige Sonnenfinsternis am 28. März. Sie beginnt in unserer Gegend nachm. 2 u. 27 M., erreicht ihre größte Phase nachm. 3 u. 28 M. (dabei sind $\frac{1}{10}$ des Sonnendurchmessers vom Mond bedeckt; die Finsternis ist also bei uns nicht ringsförmig) und endet nachm. 4 u. 25 M. Die Finsternis beginnt in Südamerika, ist sichtbar in Süd- und Mittelamerika, in Afrika mit Ausnahme des Südens, in Europa mit Ausnahme des Nordens und im südwestl. Asien.

II. Totale Sonnenfinsternis am 21. September. Sie beginnt früh 3 u. 4 M. und endet vorm. 8 u. 16 M. Die Finsternis beginnt im östlichen Afrika, ist sichtbar in den südlichen Ländern Asiens, in Australien und in Polynesien.

Trächtigkeit und Brütezeit

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei Pferd-stuten: $48\frac{1}{2}$ Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage); Eselstuten: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferd-stuten; Kühen: $40\frac{1}{2}$ Wochen oder 285 Tage (Extreme 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen: fast 22 Wochen oder 154 Tage (Extreme 146 und 158 Tage); Säuen: über 17 Wochen oder

120 Tage (Extreme sind 109 und 133 Tage); Hündinnen: 9 Wochen oder 63—65 Tage; Hagen: 8 Wochen oder 56—60 Tage; Hühner brüten: 19—24 Tage, in der Regel 21 Tage; Truthühner (Puten) 26—29 Tage; Gänse 28—33 Tage; Enten 28—32 Tage; Tauben 17—19 Tage.

Landwirtschaftliche Arbeiten

Januar.

Feld: Hopfen-, Kartoffel-, Runkelrüben- und Krautfelder umgraben und düngen. Hopfenstangen spizen.

Garten: Bäume versehen, auspugen, umgraben, düngen. Spargelkörner legen. Narkissen- und Primelsamen in hölzerne Kisten säen. Melonen- und Gurkenkerne in Mistbeete legen. Himbeer-, Johannis- und Stachelbeersträucher beschneiden.

Wald: Die ausgezeichneten Bäume in den Befestigungsschlägen fällen. Bei Frost ohne Schnee ist in Schlägen mit Nachwuchs einzuhalten. Zu sammeln sind: Erlen-, Kiefer-, Fichten- und Eschenamen. Die Raupen bezwecks Larven des großen Kiefernspinners und der Kieferblattwespe fuchen.

Februar.

Feld: Dung auf das Feld fahren, auf Wiesen sind Bewässerungsgräben anzulegen. Wägenen Getreidefeldern mit Jauche aufhelfen. Die Ackerwerkzeuge sind in gehörigen Stand zu setzen und der Same zur Frühlingsaat herzurichten.

Garten: Zuder-, Petersilienwurzeln, Meerrettich, Pastinaken, Sellerie können ausgenommen werden. Verpflanze Knoblauch, Schnittlauch und die Nebenschosse der Artischoke. Trocken liegende Beete kann man gegen Ende Februar mit Spinat, Kerbel, Schnitt- und Wurzelpetersilie, Möhren, Pastinaken, Zwiebeln, Zuder-, Schwarz- oder Habermurzeln, Röstelkraut, Schnitt- und Kopfsalat, Wirsing, Kerbelrüben besäen. Angelegt werden: Spargelpflanzungen. Durch Samen- und Mistbeete, in die man Karotten, Salat, Radieschen, Karfiol, Gurken, Melonen usw. säet oder legt, und Blumenkohl verpflanzen. — Wirf die Nester ab von den Bäumen, die man im April umpfropfen will, bis auf einen Schuh. Schneid' zu Ende des Monats bei den jungen Bäumen, welche zu Johannis in das junge Holz der Krone okuliert werden sollen, die Kronzweige bis auf einige Augen weg. Nimm Zug- und Seitenäste, Wasserschöpfe und jungenschwächlichen Bäumen, denen es an Holzzweigen fehlt, die Fruchtäste weg.

Wald: Die Schläge sind zu reinigen, das Bau- und Spaltholz fällen ist zu beendigen, die Arbeiten des vorigen Monats fortzusetzen.

März.

Feld: Saatarbeiten in vollem Gange. Reinigen des Samens, Prüfung auf Keimfähigkeit, Samenwechsel, Samen beizen. Im März beginnen die Pflugarbeiten gewöhnlich, wenn der Boden vollkommen abgetrocknet ist, da nasses Umpflügen viele Böden, namentlich Kreide- und Tonböden, auf mehrere Jahre verdirbt. Daserfaat, Gerste, Sommerweizen, Erbsen, Wicken, Linen, Möhren, Spargel, Weizen, roter und weißer Klee, Runkelrüben, Tabak, Mohn, Zichorie usw., Hopfenpflanzungen anlegen. Beim Behaden derselben vertilge man den Hopfenspinner, eine glatte, gelbliche Raupe. Wiesen düngen.

Garten: Bei guter Witterung nehme man den Küchengarten in Arbeit. Es werden gesät: Sommerendivie, Senf, Anis, Dill, Borragen, Petersich, Gurkenkraut, Bohnenkraut, Kresse, Zichorie usw. Auszupflanzen sind: die überwinterten Wurzeln von Kohl, Mangold, Zichorie, Möhren, Zwiebeln, Rettich, welche Samen tragen sollen. Bei gutem Wetter deckt man bedeckte Pflanzen auf. Das Behaden fetter Spargel- und Erdbeerbeete darf nicht versäumt werden. Im Mistbeete verpflanzt man Melonen und Gurken; bei kaltem Wetter sind sie mit Matten zu bedecken, welche

man bei Sonnenschein wegnimmt. Weiter werden gesät: Salat, Blumentohl, Wirsing, Majoran, Karotten usw. Häufiges Begießen ist nötig.

Wald: Das Holzfällen muß ganz beendigt werden. Die Eichenlohnde ist zu verkaufen. Pflanzungen sind eifrigst zu betreiben. Laub- und Nadelhölzer, namentlich Bärchen, sind zu pflanzen. Das Raupen- und Puppenfuchen ist fortzusetzen. Gegen den großen Kiefernspinner sind Teerringe anzulegen, und gegen den Fichtenborkenkäfer ist durch Fällung von Fanglebäumen vorzugehen.

April.

Feld: Der wichtigste Saatmonat. Man sät Gerste und Klee. Legen der Kartoffeln, weshalb die Keime an den Saatkartoffeln zu schonen sind. Maulwurfs- haufen abheben. Wicken gedeihen fast in jedem Boden; Linen nur in einem lockeren, warmen, trockenen, und am besten nach Kartoffeln; Erbsen aber in einem lockeren, kalkhaltigen und trockenen Tonboden. Gerste will gedüngtes und gutbearbeitetes Feld. Weizen gedeiht auf einem kräftigen, nicht frischgedüngten Mittelsboden. Futterkräuter sät man gewöhnlich unter Sommerfrüchte.

Garten: Im Küchengarten alle Gemüsearten (Frühsameren) säen. Was noch nicht gesät ist, soll jetzt gesät werden, namentlich: Fenchel, Rot-, Runkel- und Sellerierüben, Sommerrettich usw. Artischofen, Erbsen, Erdäpfel, Erdbeeren, Gartenbohnen usw. Kopfsalat und Kohlrarten sind zu verpflanzen. Neue Spargelbeete anlegen, Erdbeeren düngen, schädliche Insekten vertilgen. Mistbeete lüften. Im Obstgarten wird kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt. Bei trockenem Wetter begießt man frisch verpflanzte Bäume und schützt blühende gegen Ameisen.

Wald: Die Sommerfällungen in Hochlagen nehmen ihren Anfang. Die Ulmenfaat ist vorzunehmen. Durch den Frost aufgezogene Pflanzen sind anzutreten, umgefallene aber aufzurichten. Teerringe erneuern.

Mai.

Feld: Die Saat- und Pflugarbeiten, sowie das Legen der Kartoffeln ist zu beendigen; sie geraten am besten in Sandböden und lehmigem Sand, der alte Bodenkraft ohne frischen Dünger hat. Der Mai ist zum Hanssäen am geeignetsten und will er einen tiefen, kräftigen Boden. Fette Weizenfelder werden beschnitten. An Hopfenstöcken sind die schwachen Schößlinge abzuschneiden und die Stangen beistucken. Das Dorfstechen fängt an.

Garten: Im Küchengarten jäte man fleißig, säe Blumentohl zum zweiten und dritten Male, Wirsing, Rot- und Weißkraut, Sommerendivie, Kopfsalat, Sommerrettich, Petersilie sowie alle Sorten von Wurzelpflanzen; auch legt man Zuckerrüben und Buschbohnen, Kürbis- und Melonenkerne. Samenpflanzen von Winteralat, Winterendivie, Schnitt- und Blumentohl werden versehen. Erdbeeren sind stark zu begießen. Die unnötigen Triebe bei den Obstbäumen abbrehen.

Wald: Von den Eichen schält man die Gerberinde. Die Sommerfällungen im Hochgebirge nehmen ihren Fortgang. Fortgesetzte Vertilgung der Nonnenrüsschen und des großen Rüsselkäfers.

Juni.

Feld: Kartoffeln sind zu behaden und zu behäufeln. Dreiblättriger Klee wird gemäht, ehe die Blüte voll kommen eintritt, Hopfenranken binden, behäufeln. Die Feuernte beginnt.

Garten: Gemüsepflänzchen werden versetzt und so lange tüchtig begossen, bis sie Wachtstum zeigen. Erdbeeren von überflüssigen Ausläufern befreien und fleißig begießen. An blühenden Gartenbohnen schneidet man die Spigen ab, damit sie recht stark werden. Laubbohnen sind mit Stöcken zu versehen. Sommerendivie wird zum Bleichen gebunden. Gegen das Ende reifen: Braun- und Schnittkohl, Mai- und Herbstrüben, Senf, Rümmeel. Jäten, Umhacken, Reinhalten der Obst-, Blumen- und Ziergärten, Umgraben der Saat- und Baumschulen. Okulieren aus reinen Augen und Trieben. Kopulieren noch in erster Hälfte des Monats. Stechen der Spargelbeete hört mit Johannis auf.

Wald: Bei Durchforsten kann trockenes Holz gerodet werden, während grünes stehen bleiben muß. Ulmenamen wird gesammelt und nach Umständen auch gesät. Die Fangbäume sind zu entbinden und die von den Raupen des großen Kiefernspinners und der Nonne befallenen Orte durch Gräben zu isolieren.

Juli.

Feld: Alee- und Widenäcker werden teilweise umgebrochen und zu Kepsaat vorbereitet, die in den letzten Tagen des Monats vorgenommen werden kann. Auf leichten Aedern gewinnt man auf Jakobi die ersten Frühkartoffeln. Ende des Monats beginnt die Ernte des Wintergetreides. Die Heuernte ist fleißig zu betreiben.

Garten: Im Küchengarten sät man Herbstmöhren, Rüben, Winterendivie, Spinat, Salat usw. und steckt Winterrettiche; zu Ende des Monats auch Winterkohl, Sommerrettiche usw. Die schönsten Pflanzen werden zur Samenzucht ausgenommen, wenn die Pflanzen gelb werden und umfallen. Vor der Blüte ist Majoran, Salbei, Melisse, Krauseminze, Thymian abzuschneiden und im Schatten zu trocknen. Für Dünger, welcher bald gebraucht wird, ist zu sorgen. Beim Obstbau beginnt das Okulieren aufs schlafende Auge. Baumschulen sind rein und feucht zu halten, wilde Triebe an veredelten Bäumen abzuschneiden und Frühobst, besonders Kirschen und Aprikosen, abzunehmen.

Wald: Pflanz- und Saatschulen muß man reinlich und feucht halten, die im Herbst zu bepflanzen den Plätze umreißen, Diebsplätze machen und die Raupen von Nonnenpuppen, Acker- und Kiefernspinner-, Fichtenspinner- und Fichtenschwärmer-Raupen auffuchen.

August.

Feld: Zuerst wird Alesamen geerntet, dann Winterreps gesät. Den Mohn hat man zur gehörigen Zeit heimzubringen und die Stoppelrüben zu behaden. Die Haas- und bei günstiger Witterung auch die Getreideernte wird vorgenommen.

Garten: Im Küchengarten sammle man reifen Samen ein und bringe ihn zur Nachreise an einen lustigen Ort. Sowie Zwiebel welken und umfallen, muß man sie herausnehmen und Möhren und Spinat zum Frühjahrgebrauch säen; ebenso Blumenkohl, Endivie, Kraut, Schnittkohl, Winterwirsing und Winteralat, diese aber so dünn, daß man sie nicht mehr zu versehen braucht. Erdbeerstöcke kann man teilen und neue Beete damit besetzen. Bege Steinobst. Viele Obstsorten reifen.

Wald: Die in Sommerschlägen im Winter und Frühjahr nachzuhauenden Bäume werden ausgezeichnet, in höheren Gegenden die Fichtenpflanzungen begonnen. Vorarbeiten für die Herbstpflanzungen beginnen.

September.

Feld: Kartoffeln ausgraben und mit dem Bestellen der Winterfaat beginnen. Frühe Ausfaat des Winterweizens ist sehr zu empfehlen. Er will gebundenen

Boden, namentlich Ton- oder Lehm Boden, mit untermengtem Stall. Korn wird um dieselbe Zeit gesät, gedeiht fast überall. Roggen verlangt die früheste Ausfaat und gedeiht am besten in Sand- und Mittelhoden, weniger in schweren und nassen Feldern. Wintergerste wird mit dem Roggen gesät und verlangt einen kräftigen, feuchten Lehm Boden. Mit Vortheil kann sie zur Grünfütterung für das nächste Frühjahr gepflanzt werden. Alle bestellten Saatselder sind mit Wassergräben zu versehen.

Garten: Im Küchengarten setze man das Samensammeln fort. Zeltower Rübsen muß man aufnehmen, sowie die Blätter gelb werden. Will man noch etwas säen, so ist jetzt die höchste Zeit dazu, denn später kann man nur noch Schnitt- und Braunkohl, Winterendivie und Dill säen, und zwar zu jeder Jahreszeit, wenn der Boden offen ist. Sellerie ist zu behäufeln und fleißig zu begießen. Im Winter schafft man Moos oder Baumlaub, sowie Dünger herbei. Im Obstgarten lüfte man die Okulierbänder; Himbeersträucher sind vom alten Tragholz zu befreien. Die meisten Obstsorten reifen jetzt.

Wald: Die Auszeichnung des im Winter zu schlagenden Holzes ist zu beenden. Birkenamen und Saateicheln werden gesammelt.

Oktober.

Feld: Kartoffeln werden vollends eingeheimst. Die länger aufzubewahrenden Rüben aber gräbt man in Gruben auf dem Felde ein. Die Winterfaat wird beendet; für die Sommerfaat dagegen richtet man die Aeder her, um sie im Frühling nicht adern, sondern bloß einsäen und eggen zu dürfen. Der Winterreps ist mit dem Häufelpflug und der Hacke zu häufeln.

Garten: Im Küchengarten gräbt man für den Winterbedarf Wurzelwerk, Kops- und Savoyerkohl aus und bewahrt sie im Keller oder in Gruben. Die Samen der jetzt reifen Spargelbeeren sind am Ende des Monats zu legen. Artischofenstöcke werden ausgegraben und im Keller so tief in Sand gebracht, als sie in der Erde standen. Artischofenstöcke verpflanzt man ebenfalls in Sand; ins Freie aber Winterkohl und Salat, engl. Spinat, Knoblauch, Schalotten usw. Erdbeeren muß man mit kurzem Mist bedecken. Zum Umgraben und Düngen der Gartenbeete ist jetzt die beste Zeit. Obstamen aller Art wird gesammelt und gesät; Spätobst wird noch eingeerntet. Im Frühjahr zu besäende Beete sind umzugraben, junge Kernstämmchen, junge Bäume, Stachel- und Johannisbeersträucher zu versehen, Wurzel- und Ausläufer von Pflaumen, Zwetschgen, Quitten, Kirschen usw. in die Baumschule zu verpflanzen.

Wald: Es ist der Samen von Eichen, Buchen, Ahorn, Eibisch und Weisstannen zu sammeln und zeitig auszusäen, die Auszeichnung in den Lichtschlägen zu beenden, ebenso die Herstellung der Gräben und Wege. Nach dem Raubabfalle kann mit den regelmäßigen Säunungen begonnen werden.

November.

Feld: Die noch umzubrechenden Sommerfelder sind zu pflügen, Düng und Jauche auszuführen und nach Beendigung aller Feldarbeit das Dreschen zu beginnen. Ausgezeichnetes Getreide darf man nie zu lange auf dem Boden der Scheune liegen lassen, da es sonst einen Beigeschmack annimmt. Popenstöcke behaden und düngen.

Garten: Die letzte Pflanzung des Winterfalates wird vorgenommen. Spargelbeete kann man durch Samenanlegen und Karotten, Pastinaken, Zuckermürlin und Kerbelrüben auf trockenen Böden säen. Petersilie und alle über Winter im Freien bleibenden Küchengewächse bedeckt man mit Raub. Steckzwiebeln

Hängt man in Papier- und Leinwandfächchen hinter den Ofen. Das Beschneiden der Spalierbäume ist schädlich, wenn ein kalter Winter folgt. Pfirsich- und Aprikosen-spaliere werden mit leichten Rohrdecken und Nadelholz-zweigen und die Wurzeln mit kurzem Mist bedeckt.

Wald: Eichenbuchen- und Eichenfamen wird gesammelt: Erlenzäpfchen, Fichten- und nachher auch Kieferzapfen werden gebrochen, Weisstannen-, Eichen-, Buchen- und Birkenfamen gesät. Im Mittelwald beginnt der Fieb des Unterholzes. Schweine sind zur Vertilgung der Insektenpuppen in den Wald zu treiben und Buchen- und Eichenfamen gegen das Wild zu schützen.

Dezember.

Feld: Man bessere auf dem Felde die Wege und Gänge aus, halte die Wassergräben offen, die Wiesen-düngung fortsetzen. Torfwiesen mit Sand überfahren.

Garten: Im Küchengarten hat man jetzt im Freien fast nichts zu tun, daher kann man die Sämereien puzen, die beschädigten Gartengeräte herstellen usw. Das Sden ist nicht mehr rätlich, auch wenn der Boden noch offen ist, Erdmagazine hat man, wie immer, umzustechen und neue anzulegen. Beete können noch umgegraben und gehackt werden. In ein frischzubereitetes Mistbeet kann man Schnittsalat, Kresse, Monaterrettich usw. säen. Setze Johannis- und Stachelbeeren um. Tragbare Obstbäume sind zu umgraben und zu düngen. Obstkerne sammeln und zur Saat aufbewahren.

Wald: Kiefern- und Fichtenzapfen werden eingesammelt, Pflanzenslöcher fürs Frühjahr gegraben und Plätze für Saat- und Pflanzstellen umgegraben. Das Schlagen des Holzes ist eifrig zu betreiben und auch das Bau- und Sägholz zu fällen.

Wild und Fische

Januar.

Wild: 6. wird die Saujagd geschlossen. Reuler und Frischlinge werden noch erlegt. Treibjagden auf Rehböcke, Füchse und Hasen werden fortgesetzt. Wildenten, Rebhühner, Haselhühner und Fasanen werden auch noch erlegt.

Fische: Brachsen, Neunauge, Schmerle, Gränbling, Kaulbarsch.

Februar.

Wild: Der Abschluß des ehbaren Haarmildes ist beendet. Der Iltis liefert jetzt den schönsten Balg.

Fische: Gränbling, Schmerle, Kaulbarsch.

März.

Wild: Auer- und Birkhühner werden auf der Balg erlegt, ebenso Schnepfen auf dem Strich. Der Auerhahn wird gepircht. Vudenten und wilde Enten werden zum Schutz gebracht, auch wilde Tauben.

April.

Wild: Kriebzeiler auffuchen. Auerhahn wird geschossen. Haselhühner und Birkhühner sind noch gut.

Fische: Gut und schmackhaft sind: Aale, Forellen, Karpfen, Renken, Rutten, Saiblinge.

Mai.

Wild: Wegen Sehzzeit des Hoch- und Rehmildes ist strengste Hege zu beachten.

Fische: Aale, Saiblinge, Renken, Forellen, Rutten.

Juni.

Wild: Birschgang auf Rehböcke beginnt. Mit dem 24. geht die Rotwildbretjagd auf. Ende des Monats beginnt die Jagd auf junge Enten.

Fische: Aale, Forellen, Dachs (Salm), Renken, Rutten, Saiblinge, Kresse sind vorzüglich.

Juli.

Wild: 25. Rehböcke können wieder erlegt werden. Edel- und Damhirsche werden geschossen, zum Rotbedarf junge Hasen. Die Jagd auf junge Enten und Schnepfen wird stark betrieben.

Fische: Man fängt Aale, Aeschen, Forellen, Dachte, Duchen, Renken, Rutten, Saiblinge und Kresse.

August.

Wild: Am 24. beginnt die Gernsenjagd, auch die Niederjagd. Ende des Monats werden die Hauptjagden angestellt. Rehböcke, junge Hasen, wilde Gänse und Enten, Schnepfen, wilde Tauben werden geschossen.

Fische: Der Fischfang wird in seiner ganzen Ausdehnung betrieben. Der Fang der Reiher ist eifrig zu betreiben.

September.

Wild: Bis zur Brunstzeit werden Fische geschossen. Rehböcke sind zu schonen. Rebhühner- und Wachteljagd ist in vollem Gange. Die Jagd auf Bekassinen und Schnepfen ist ergiebig. 17. beginnt die Schweinsjagd.

Fische: Dachs werden gefangen. Die meisten Fische sind gut verwertbar und wohlschmeckend.

Oktober.

Wild: Alt- und Schmaltiere werden geschossen. Die Rehböcke sind wieder gut an Wildbret. Hasen werden geschossen. Treibjagd auf Füchse, Schnepfen und Fasanen, Reb- und Haselhühner und wilder Entenfang. Der Dachs ist gut und wird ausgegraben.

Fische: Karpfen sind schmackhaft. Dacht, Duchen und Waller werden gefangen.

November.

Wild: Alt- und Schmaltiere werden geschossen. Am 11. schließt die Rotwildbretjagd. Außer Rot- und Damwild ist alles Wild gut. Treibjagden auf Rebhühner, Hasen und Füchse. Marder, Otter und Iltisse fangen.

Fische: Dachte, Brachs und Kaulbarsch sind leicht unter dem Eise zu fangen. Alle Fische sind jetzt wohlschmeckend, am besten und fettesten sind Brachs.

Dezember.

Wild: Schwarzwild, namentlich Frischlinge kann man erjagen. Auf Rehböcke, Schmaltiere wird gepircht. Treibjagden auf Hasen und Füchse werden fortgesetzt. Die Raubtiere, deren Balge jetzt am besten sind, werden verfolgt. Rebhühner, Fasanen, wilde Gänse und wilde Enten sind zu schießen.

Fische: Fischottern nachspüren. Dachte, Brachs und Kaulbarsch sind unter dem Eise zu fangen. Wohlschmeckend sind: Aesche, Amsal, Darbe, Barsch, Brachs, Duchen, Karpfen, Schleie und Waller.

Vorzügliche Schriften zur religiösen Volksbildung

von P. Ambros Zürcher, O. S. B.

Von einer Reihe angesehener Organe aufs beste beurteilte Gebetbücher.

Gute Menschen

Standesbücher zur Heranbildung guter Menschen. Mit Originalbuchschmuck von Ph. Schumacher und zum Teil mit Kreuzwegbildern von Professor M. von Feuerstein. Format VII n. 73: 124 mm.

1. Band: **Gute Kinder** Ein Missionsbüchlein für die Schulschule. 384 Seiten. In Einbänden zu M. 9.30 und höher.
2. Band: **Gute Söhne** Ein Missions- und Gebetbuch mit Standeslehren für die katholische Jungmannschaft. 452 Seiten. In Einbänden zu M. 14.— und höher.
3. Band: **Gute Töchter** Ein Missions- und Gebetbuch mit Standeslehren für Jungfrauen. 456 Seiten. In Einbänden zu M. 14.— und höher.
4. Band: **Gute Männer** Ein Missions- und Gebetbuch mit Standeslehren für unsere Männer. 408 Seiten. In Einbänden zu M. 14.— und höher.
5. Band: **Gute Frauen** Ein Missions- und Gebetbuch mit Standeslehren für Frauen und Mütter. 472 Seiten. In Einbänden zu M. 14.— und höher.
6. Band: **Gute alte Leute** Ein Missions- und Gebetbuch für ältere Leute. 600 Seiten. In Einbänden zu M. 16.— und höher.

... Diese Bücher sind aus einer großen Seelen-
seminis und nach Lebenskenntnis heraus entstanden, sie sind
durchaus modern. Der Geist ist nicht sägliche Trümmerlei,
sondern ernst und kräftig geleitet von einer tiefen Kenntnis
unseres Volkes. Vaterland, Luzern.

Gottesdienst und Gottesmenschen

Lehr- und Andachtsbücher für die Jugend und das kath.
Volk zur Einführung in das Verständnis der katholischen
Liturgie und in das kath. Leben. Mit vielen, teils mehr-
farbigen Original-Chromobildern u. Originalbuchschmuck
von Kunstmalern Wlth. Sommer und A. Untersberger.
Format VII n. 73: 124 mm.

1. Band: **Messbüchlein der Jugend** Illust. 128 Seit. In Einbänden zu M. 6.90 u. höher.
Dasselbe mit Anhang von Beicht- und
Kommunionandacht In Einbänden zu M. 9.60 und höher.
2. Band: **Messbuch der Jugend** Illust. 876 S.
In Einbänden zu M. 16.50 und höher.
3. Band: **Messbuch fürs Volk** Illustriert 766 Seit.
In Einbänden zu M. 16.50 und höher.
4. Band: **Ich beichte bald** Illust. 232 Seit.
Kartoniert M. 13.50 und höher. Brosch. M. 9.—.
5. Band: **Ich kommuntziere bald** Illust. 224 S. Brosch. M. 6.60. Kart. M. 11.— u. höher.
6. Band: **Der gute Ministrant** Illust. 288 S.
In Einbänden zu M. 8.25 und höher.
7. Band: **Der gute Sakristan** Illustriert 650 Seit.

Verl.-Anst. Benziger & Co., A. G., Einfiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. E.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Dr. Jakob
Eker,

Katholische Hausbibel

Große Ausgabe in Zweifarbendruck
Mit klarer, großer auch für alte Leute gut lesbarer Schrift
// Drei Bände in Lexikonformat //
Fein gebunden mit reicher Goldpressung
Preis nur M. 150.—

Ausführliche Anmerkungen am Fuße einer jeden
Seite sowie am Schluß ein reichhaltiges Register
Professor Dr. Holzmeister S. J. bezeichnet in der Inno-
bruder Zeitschrift für kath. Theologie, Jahrg. 1917 Heft 2,
in einer vergleichenden, wissenschaftlichen Abhandlung
über die katholischen deutschen Bibelübersetzungen die
Eker'sche Übersetzung als solche, „mit der kaum eine
andere Übersetzung sich völlig messen kann.“

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung.
Mosella-Verlag, G. m. b. H., Trier/Mosel.

Karl Jakubczyk:

Denk Jesu nach!

Ausgewählte deutsche Christusgedichte aus
allen Jahrh. Mit einer literarhistorischen
Einleitung. Geb. M. 22.50.

„Das Buch bereitet mir herzliche Freude. Es ist nicht
nur eine glückliche Auswahl und Zusammenstellung mit
wertvoller Einleitung, sondern erschließt auch den Lesern
Schätze edelster Lyrik und tief empfundener Frömmigkeit,
die viele von ihnen nicht gekannt hatten. Ich rechne be-
stimmt auf dankbare Aufnahme in weiten Kreisen der
gebildeten Katholiken.“
(Adolf Kardinal Bertram, Fürbischof von Breslau.)

Dante.

Sein Leben und seine Werke. Geb. M. 26.—.
Ein für weitere Kreise der Gebildeten bestimmtes, nicht
fachwissenschaftliches Buch über den großen Florentiner,
geeignet, in das Verständnis seiner Persönlichkeit, seiner
Umwelt und seiner Werke einzuführen.

Die heilige Wehr.

Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart.
Geb. M. 7.50.

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Aufschläge.

Herder & Co. G. m. b. H., Verlags-
buchhandlung, Freiburg i. Br.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



In der schönen Grafschaft Glatz
in Stadt und Dorf, in den Tälern und auf den Bergen ist am
weitesten verbreitet die Tageszeitung **„Der Gebirgsbote“** Beilagen:
Arnestus-Blatt (religiös), **Glatzer Land** (Heimat), **Blumen u. Blüten im Glatzer Land** (Frauen), **D. Grafschafter Landwirt** (Haus u. Feld),
Glatzer Kreisblatt (amtl.). Weg. seiner schnellen u. reichhaltigen
Berichterstattung aus allen Teilen der Grafsch. ist der Gebirgsbote
der Grafschafter und wird weit über die Grenzen un-
serer Heimat hinaus gehalten; er zählt seine Leser in
allen Schichten der Bevölkerung, wird auch besonders beachtet von den nach hier
kommenden vielen Fremden. Zahl- **besten Erfolg der Anzeigen.**
reiche Anerkennungen bestätigen den
Bezugspreis monatlich 3 Mark und Abtragegeld. Probenummern und Kosten-
anschläge kostenlos durch die Geschäftsstelle in Glatz, Wallstraße 2.

Epilepsie (Fallsucht).
Krampfleidende erhalten gratis Hei-
lungs-Anweisung von Dr. ph. Quante,
Fabrikbesitzer in Warendorf i. W.
Referenzen in allen Ländern.

Eine gute Idee
fachmännisch angemeldet und zielberuht vermerkt, erbringt oft
ein riesiges Vermögen.
Anfertigung aller für die Anmeldung von Patenten
erforderlichen Unterlagen. Ausarbeitung von Ideen.
Begutachtungen, Wertschätzungen. Anregungen und
auklärende Broschüre gegen Einsendung von 3 Mark. **Verwertung
von Erfindungen.** Bei Anfragen Rückporto erbeten.
Zollingenieur Richard Liebschner, Dresden-Blasewitz, Weststraße 10.

Zur schnellen und preiswerten
Anfertigung von Drucksachen
aller Art
empfehlen sich die
Bergland-Druckerei
Schweidnitz, Bauhofstr. 13.

Spezialhaus für Damenstoffe F. A. PRAUSE

Tuch- und Seidenhaus

Schuhbrücke 78

BRESLAU

Ohlauerstraße 5/6

Seidenstoffe • Waschstoffe • Kostümstoffe

Crepe de chline
Seiden-Cachemire
Kleider-Seiden
Röm. Taffet-Streifen
Schottische Seiden
Foulards
Besatz-Seiden
Futter-Seiden

Aparte Mousseline
Bedruckte Voiles
Stickerel-Volants
für
Blusen und Kleider
Mantelstoffe

Gabardine
Foulé-Tuche
Herrenstoffe
und
Covercoats
für Kostüme und Mäntel
Regenmantelstoffe

Schlesische Theaterstücke

aus dem Verlage von Georg Brieger, Schweidnitz.

Zur Aufführung empfohlen:

Der Butteriegetvinn. Schlesisches Volksstück in 1 Akt von G. Stolper, 4 männliche, 2 weibliche Personen. Preis 2.50 Mk.

Schlesische Spinnstube. Einakter von Maria Oberdied, mit mehreren Illustrationen und 5 Notenbeigaben. Preis 2.50 Mk.

De Erbmuhme. Schles. Bauernschwank in 1 Akt von Hugo Kretschmer. Preis 2.50 Mk.

Das liebe Geld. Heiteres Volksstück in schles. Mundart in 1 Aktv. Ernst Justrau. Preis 2.50 Mk.

Die Schlacht bei Mollwitz. Patriotisches Volksstück in 3 Akten von Wilh. Michler. Preis 2.50 Mk.

„Better Christian“. „Der Barometereinkauf“. 2 Theatercherze. Preis 1.50 Mk.

Is Monopol oder Kupp muß ma hoan. Humoristische Szene in schlesischer Mundart von Hermann Bauch. Preis 2.50 Mk.

Das Mohorn od. Die Injurienlage. Komisch böckliche Szene in einem Akt von Ernst Langer. 6. Auflage. Preis 1.50 Mk.

„Der Schaffer“. Bauernschwank aus dem Schles. Gebirge v. Hugo Kretschmer. 2. Aufl. Preis 2.50 Mk.

Der Huztanz eim Kratsch'm. Alt-schlesisches Volksbild in 2 Akten. (Enthält auch die Kommandos der Regel-Quadrille in schlesischer Mundart). Preis 3.— Mk.

„Der Kammeler“ oder „Mu tuumm bee 'g nie!“ An schläpfiges Stüd in zwee Uffzügen von Ernst Schmieden. Preis 2.50 Mk.

Rübezahls Rache. Ein heiteres Spiel in 2 Akten. Zur Aufführung in Riesengebirgs- und Schlesiervereinen besonders geeignet. Preis 2.50 Mk.

De Heiratsannonce. Bauernstück aus der Oberlausitz in 1 Akt. Preis 2.50 Mk.

Stand und Liebe. Szene aus dem Graffschafter Bades- und Landleben mit Gesang in 1 Aufzuge von Dr. P. Futter. Preis 3.— Mk.

Der Verdacht. Einakter in schlesischer Mundart von Marie Oberdied. Preis 2.50 Mk.

Schul-Ederts sein Heiroat. Charakter-Lustspielchen in einem Aufzuge aus dem schlesischen Gebirge von Dr. Fischer. Preis 2.50 Mk.

Don Juan ei der Summerfrische. Schlesischer Dorfschwank in einem Akt von Mag. Scharf, 6 Herren und 1 Dame. Preis 2.— Mk.

Rübezahl und de biese Sieben oder Wie der Rübezahl im Schneider Lichteblou aus Bitterschwale zum Schützenfeste uff Brassel verhuslen hoot. Preis 2.50 Mk.

Der Spinnabend. Ein Bauernspiel mit Gesang in einem Aufzuge von Mag. Heinzel 10 Herren und 6 Damen. Preis 2.— Mk.

Die schönsten Handarbeiten

nach den vorzögl. Anleitungen u. herrl. Mustern von

Beyers Handarbeitsbüchern



Kunststücken • Schiffchen-Arbeiten (3 Bde.) • Strick-Arbeiten für Kinder • Kleidung • Kellm-Stickerel • Fohlsaum • u. Felnendurchbruch • Fisel-Arbeiten (3 B.) • Sonnen-Spigen • Nadel-Spigen • Weißstickerel • Häkeln (3 Bde.) • Ausschnittstickerel (2 Bde.) • Buntstickerel (2 Bde.) • Kreuzstich (2 Bde.) • Handanger Klöppeln usw.

Jeder Bd. 9.90 überall für Macz zu haben oder

Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Postfach-Ronto Leipzig 52279.

Mittelschlesische Zeitung

(Mittelschlesischer Volksfreund)

Werttäglich drei Ausgaben:

Schweidnitz

Fernruf 94

Striegauer Ausgabe

Striegau, Fernruf 93

Reichenbacher Tagespost

Reichenbach, Fernruf 582

**Schnelle und zuverlässige politische
:: und lokale Berichterstattung ::**

Für kleine Anzeigen: Käufe und Verkäufe, Arbeitsmarkt-Anzeigen, Familien-Nachrichten wirksame Verbreitung! Sämtliche Inserate der Mittelschlesischen Zeitung erscheinen in allen drei Ausgaben ohne Preisaufschlag.

Die neue Bücherei

Eine Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller

Bis jetzt erschienen:

Margarete Windthorst, Das Jahr auf dem Gottesmorgen. (384 Seiten.) Geb. M. 15.— / Helene Raff, Recht wider Recht. (212 Seiten.) Geb. M. 10.— / Julius Zeyer, Feniciens Sünde. (136 Seiten.) Geb. M. 10.— / Hans Roselieb, Narren der Arbeit. (170 Seiten.) Geb. M. 12.—

„**Rheinisch-westfälische Zeitung**“: „Mit dem Titel „Die neue Bücherei“ bringt der Verlag wirkliche Werke moderner Erzählungskunst auf den Büchermarkt. . . . Noch einmal: Man kann dem Verlag für diese Gabe freudig dankbar sein und hoffen, daß die weiteren Bücher dieser Reihe mit gleicher Vorlicht und demselben Glück gewählt sein werden.“ (Dr. Rabke.)

„**Wormser Nachrichten**“: „In der „Neuen Bücherei“ fallen die besten Autoren Deutschlands zu Worte kommen, daneben aber auch wertvolle Uebersetzungen uns die bedeutendsten Romane und Novellen fremder Dichter vermitteln.“

„**Die Vergeltung**“, Breslau: „So führte sich heuer schon „Die neue Bücherei“ auffallend gut ein. Sie wird uns so sicherer einen raschen Erfolg gewinnen, als der Verlag auch für eine vorbildliche Ausstattung sorgte und für jeden Band künstlerisch bedeutende Einbanddecken entwerfen ließ.“

„**Bremer Tagblatt**“: „Schon das schmutze äußere Gewand ist gewinnend, noch mehr steigt unser Wohlgefallen, wenn wir aus dem Inhalt ersehen, daß die neue Sammlung nicht zu dem leeren flachen Sensationsromane neue hinzufügen will, sondern den vielschichtiger weniger gewinnbringenden, aber allein rechtlichen Weg des guten Geschmacks zu gehen bemüht ist.“

„**Essener Volkszeitung**“, Essen/Ruhr: „So darf man auf Grund der vorliegenden Bände die „Neue Bücherei“ dem Leser, der nach wirklich hochwertiger und reifer Kunst Umschau hält, eifrig empfehlen, zumal auch die Ausstattung vorbildlich ist und die Preise sich in für heute billigen Grenzen halten.“

„**Westdeutsche Landeszeitung**“: „Man darf nach diesem glücklichen Anfang mit großen Erwartungen der weiteren Entwicklung der „Neuen Bücherei“ entgegensehen.“

Folgende weitere Bände werden vorbereitet:

Emilie Baumann „Der Geopferter“, Emilia Parbo Bazan „Das Heimweh“, Joseph Bernhart „Thomas Morus“, M. G. Belle Grazie „Der letzte Tag“, Marie von Hutten „Der immergrüne Kranz“, Hermann Hefele „Trilogie der Einsamkeit“, Leo Weismantel „Die Brotgeiger“.

Der Verlag versendet an Interessenten, die ihm ihre Adresse mitteilen, regelmäßig seine Prospekte, die er für jeden einzelnen Band der „Neuen Bücherei“ herausgibt.

Haas & Grabherr / Verlag / Augsburg

Augsburger Postzeitung

gegr. 1687

täglich 2 Ausgaben

gegr. 1687

Interessant nach Inhalt, Aufmachung und Geschichte, ist die „Augsburger Postzeitung“ die bedeutendste und beliebteste katholische Tageszeitung Süddeutschlands. Gegründet im Jahre 1687, hat sie die mannigfachen Fährnisse und Stürme der Jahrhunderte überdauert. Heute bietet sie sich in einem Gewande dem Leser dar, das die weit zurückliegende Geburtsstunde nicht mehr ahnen läßt. Außerdem steht sie heute mit ihrem großen Stab erstklassiger Mitarbeiter auf allen Gebieten der Politik, Wissenschaft und Kunst, mit ihrer inneren und äußeren Organisation, ihren ausgedehnten Verbindungen mit amtlichen Instanzen und Vertretern der gesamten Selbstwelt

in der ersten Reihe der führenden Organe.

Die „Augsburger Postzeitung“ vertritt eine auf katholischen Idealen stehende, prinzipienfeste Politik. Die wöchentlich erscheinende „Literarische Beilage“ und die „Sonntags-Beilage“ bringen neben Besprechungen der neuesten literarischen Erzeugnisse regelmäßige religiöse Sonntags-Betrachtungen und Abhandlungen aus allen Gebieten des Wissens und der Kultur. Eine besondere Beilage für die Frauenwelt berücksichtigt die vielseitigen Interessen der katholischen Frau.

Preis monatlich Mark 8.—, einschließlich Zustellung.

Verlangen Sie Probe-Lieferung von unserer Geschäftsstelle!